ZiG | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

Aus dem Inhalt

Mathias Herweg Vom interkulturellen Potential der germanistischen Mediävistik

Michael Mandelartz Poetische (Un-)Gerechtigkeit bei Lope de Vega, Cervantes und E.T.A. Hoffmann

Elke Pfitzinger Das »fremde Gift aus Europa«

Louis Ndong Treue zwischen Sprachen und Kulturen

Daniela Dora Pilger, Voyeure und Touristen

Vedad Smailagić Diskurslinguistik im Dienste der Kulturwissenschaft

Barbara Häussinger Zur Krankheitsmetaphorik in der Pressebericht-erstattung der griechischen Wirtschaftskrise 2015

Simo Interkulturalität als Schreibweise und als Thema Franz Kafkas

Herausgegeben von Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Organ der GiG – Gesellschaft für interkulturelle Germanistik

ISSN 1869-3660

[transcript] ZiG 8|2017|H1

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ZiG | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

8. Jahrgang, 2017, Heft 1

Die Zeitschrift wird herausgegeben von
Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg unter der Mitarbeit von Wilhelm Amann und Till Dembeck

Wissenschaftlicher Beirat
Andrea Bogner (Georg-August-Universität Göttingen), Peter Colliander (Ludwig-Maximilians-Universität München/Copenhagen Business School), Dmitrij Dobrovol'skij (Russische Akademie der Wissenschaften), Ludwig Eichinger (Universität Mannheim), Anke Gilleir (Katholische Universität Leuven), Deniz Göktürk (University of California, Berkeley), Ortrud Gutjahr (Universität Hamburg), Michaela Holdenried (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Alexander Honold (Universität Basel), Oliver Lubrich (Universität Bern), Paul Michael Lützeler (Washington University in St. Louis), Claudine Moulin (Universität Trier), Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal), Rolf Parr (Universität Duisburg-Essen), Martina Rost-Roth (Universität Augsburg), Wolfgang Steinig (Universität Siegen), Herbert Uerlings (Universität Trier), Manfred Weinberg (Karls-Universität Prag)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Herausgeber danken dem Deutschen akademischen Austauschdienst (DAAD) für die freundliche Unterstützung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. (Lizenz-Text: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2017 im transcript Verlag, Bielefeld

© Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Jan Wenke, Leipzig
Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISSN 1869-3660
eISSN 2198-0330
Print-ISBN 978-3-8376-3817-2
PDF-ISBN 978-3-8394-3817-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter
www.transcript-verlag.de/vorschau-download

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Inhalt

Editorial | 7

Aufsätze

Alterität und Kontinuität
Vom interkulturellen Potential der germanistischen Mediävistik
Mathias Herweg | 11

Berganza* und *Der Artushof
Poetische (Un-)Gerechtigkeit bei Lope de Vega, Cervantes und E.T.A. Hoffmann
Michael Mandelartz | 25

Das »fremde Gift aus Europa«
Nationalismus, Rassenlehre und Führertum in Franz Werfels *Die vierzig Tage des Musa Dagh*
Elke Pfitzinger | 41

Treue zwischen Sprachen und Kulturen anhand einer Analyse der deutschen Übersetzung von Aminata Sow Falls Roman *L'appel des arènes*
Louis Ndong | 65

Pilger, Voyeure und Touristen
Zum Verhältnis von Reisen und touristischer Praxis in Ilija Trojanows *An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges*
Daniela Dora | 75

Diskurslinguistik im Dienste der Kulturwissenschaft am Beispiel der Bolognadiskurse in Deutschland und Bosnien-Herzegowina
Vedad Smailagić | 91

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kollaps, Schock und Virus
Zur Krankheitsmetaphorik in der Presseberichterstattung der griechischen Wirtschaftskrise 2015. Deutschland und Italien im Vergleich
Barbara Häussinger | 115

Beiträge zur Kulturtheorie und Theorie der Interkulturalität

Interkulturalität als Schreibweise und als Thema Franz Kafkas
Simo | 147

Literarischer Essay

Beim Bau der chinesischen Mauer
Franz Kafka | 163

Ein altes Blatt
Franz Kafka | 173

Rezensionen

Roland Berbig / Walter Erhart / Monika Sproll / Jutta Weber (Hg.): Phantastik und Skepsis. Adelbert von Chamissos Lebens- und Schreibwelten
von Heiko Ullrich | 177

Fabien Pillet: Vers une esthétique interculturelle de la réception
von Dirk Weissmann | 181

Laura Said: »Ich hoffe, die Literaturgeschichte wird mir zehn Zeilen widmen«. Die Fiktionalisierungen Walther Rathenaus
von Eva Wiegmann | 185

Raluca Rădulescu: Monologe und Dialoge der Moderne. Gottfried Benn, Paul Celan und José F.A. Oliver
von Laura Cheie | 189

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Paula Wojcik / Elisabeth Johanna Koehn (Hg.): Schwellenräume – Schwellenzeiten in den Werken von Irène Némirovsky, Leo Perutz und Bruno Schulz
von Matthias Bauer | 192

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik

GiG im Gespräch 2017/1 | 199

Autorinnen und Autoren | 203

Hinweise für Autorinnen und Autoren | 205

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Editorial

Es ist seit Bestehen der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* eines ihrer Anliegen, neben den literaturwissenschaftlichen in vergleichbarem Umfang auch linguistische und mediävistische Themenstellungen im Feld der Interkulturalität abzubilden. Das vorliegende Heft löst dieses Anliegen zwar nicht vollständig ein, es greift aber Aspekte aus allen drei Bereichen auf und ergänzt sie durch Arbeiten, die das Spektrum und Potential der Interkulturalitätsforschung exemplarisch widerspiegeln, indem Fragen aus dem Gebiet der Translationswissenschaft, der vergleichenden Literaturwissenschaft und der Tourismusforschung in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden.

Nach dem Vorbild des letzten Heftes kommt es mit dem »Beitrag zur Kulturtheorie und Theorie der Interkulturalität« und dem »Literarischen Essay« zu einer thematischen Zusammenführung. In ihrem Zentrum steht das Werk Franz Kafkas. Überraschenderweise ist es im Kontext der Interkulturalität bislang auf eine vergleichsweise zurückhaltende Resonanz gestoßen – ganz zu Unrecht, wie die 1917 entstandenen und im Rahmen des »Literarischen Essays« abgedruckten Texte *Beim Bau der chinesischen Mauer* und *Ein altes Blatt* auf eindrucksvolle Weise dokumentieren. Sie weisen bei entsprechender Lektüre eine geradezu bedrückende Aktualität auf und nehmen sich wie Glossen zu den globalen Migrationsbewegungen einerseits und zu den Absperrmaßnahmen andererseits aus, mit denen man weltweit auf diese Bewegungen reagiert. Auf der anderen Seite soll daran erinnert werden, dass wesentliche Impulse für die interkulturell orientierte Kafka-Forschung nicht etwa aus Europa oder Amerika, sondern aus Afrika hervorgegangen sind. Als eine Art Pionier-Arbeit darf dabei Simos Habilitationsvortrag *Interkulturalität als Schreibweise und als Thema Franz Kafkas* aus dem Jahre 1991 gelten. Er wird in dem vorliegenden Heft als »Beitrag zur Kulturtheorie und Theorie der Interkulturalität« vollständig abgedruckt.

Die Bedeutung der Interkulturalitätsforschung und das Interesse an ihr lassen sich allgemein an der Breite und Differenziertheit der wissenschaftlichen Literatur ablesen. Dass die ZiG in diesem Zusammenhang zu einem nachgefragten Diskussionsforum avanciert ist, verdeutlichen die zahlreichen Buchseinsendungen und Rezensionsangebote, die uns kontinuierlich erreichen. Die aktuelle Ausgabe hat diese Situation zum Anlass genommen, mehr Buchbesprechungen als sonst üblich zu publizieren, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass auch in Zukunft an dieser Publikationspraxis festgehalten wird. Verlags- und Rezensionsangebote sind daher weiterhin ebenso willkommen wie Veröffentlichungsangebote für unsere »Aufsatz«-Rubrik.

Das kommende Heft wird sich turnusgemäß einem Schwerpunktthema widmen. Es lautet *Vielfältige Konzepte – Konzepte der Vielfalt. Zur Theorie der In-*

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

terkulturalität und wird von Renata Cornejo, Gesine Lenore Schiewer und Manfred Weinberg betreut.

Bayreuth und Esch-sur-Alzette im Mai 2017

Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aufsätze

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Alterität und Kontinuität

Vom interkulturellen Potential der germanistischen Mediävistik

Mathias Herweg

Abstract
This article is a plea to uncover the specific intercultural potential of German Medieval Studies and to base the unity of the different strands of German Studies in their common object of interest: Reading and investigating premodern literature can reveal foreign aspects of and within the familiar (>indigenous<) culture and their continued relevance today. The article thereby questions cultural identities and puts emphasis on the fact that cultural boundaries, in their existence and in their effects, are always historically formed and thus changing. It demands and supports a hermeneutics of deliberate distancing which evades the risk of a-historical updates and exploitations of literary works as they have often and for long periods of time accompanied the history of the discipline and the teaching of German literature.

Title: Alterity and Continuity: The Intercultural Potential of German Medieval Studies

Keywords: Medieval Studies; (literature as a) ›distant mirror‹; Nibelungenlied; cultural/literary transfer; diachronic linguistics

Es gibt, so scheint mir, vier verbreitete Vorbehalte gegen das, womit sich die Mediävistik als der Sprache, Literatur und Medienlandschaft vom 8. bis zum 16. Jahrhundert zugewandte germanistische Teildisziplin beschäftigt. Diese Vorbehalte betreffen naturgemäß auch, ja in besonderem Maße, ihren Status in der Auslandsgermanistik. Vereinfacht und auf den kürzesten Nenner gebracht, lesen sie sich so:

1. Vormoderne Literatur ist unmodern, da sie in ihren Werten und Problemen, ja schon in der sachkulturellen Basis überholt ist. Sie taugt noch für traditionsbewusste Bildungsbürger, hat aber ›normalen‹ Leserinnen und Lesern, gar solchen aus anderen Kulturen, wenig zu sagen.
2. Vormoderne Literatur ist Literatur mit Neigung zu Tod und Teufel, sie transportiert ein dualistisches Menschenbild, das den Errungenschaften der Aufklärung widerstrebt. Verfechtern einer verabsolutierten Political Correctness böte sie viel Raum für nachträgliche Retuschen am Text.
3. Vormoderne Literatur ist westlich und eurozentrisch. Ihre disziplinäre Erforschung leistet traditionalistischer Nabelschau Vorschub, statt das Fach methodisch und theoretisch auf Avantgarde zu trimmen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4. Vormoderne Literatur setzt überhohe Verständnishürden. Dieses Argument zielt zum einen auf die fremden Sprachstufen, die man erst lernen muss, zum andern auf die alteritäre Hermeneutik, auf das Denken in Typologien, Allegorien und mehrfachem Schriftsinn, das modernem Kommunikations- und Medienverhalten oft so ferneliegt.

Über Sinn und Unsinn, Wert und Unwert solcher Vorbehalte (und häufig genug Vorurteile) muss man in diesem Rahmen nicht rechten. Es geht auch nicht darum, die Bedeutung neuerer Epochen (etwa in Auslandsgermanistik und Fremdsprachendidaktik) zu schmälern. Vielmehr ist es mein Anliegen, den ästhetischen und didaktischen Wert des schon sprachlich Fremden inmitten der eigenen literarischen Kultur auszuloten. Wenn ich damit zugleich *gegen* etwas votiere, dann nur gegen die Mär einer *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur*,[1] die zwangsläufig eine verkürzte sein muss. Jede solcherart verkürzte Geschichte wirft nebenbei die grundsätzlichere Frage auf, welches Bild von Literatur ›die‹ Germanistik vermitteln will: ein national verengtes, auf den Kanon elitärer Blütezeiten und ihrer gebildeten Lesemilieus restringiertes oder ein kulturwissenschaftlich geweitetes, Ungleichzeitigkeiten anstelle scheinbarer Teleologien fruchtbar machendes. Gewiss: 800 Jahre kultureller Distanz sind rein rechnerisch mehr als 300 oder 200. Indes sind Zeit, Aktualität und Relevanz nie frei konvertibel, Modernität und Aktualität nicht synonym. Ich will daher in einigen konzediert kursorischen Thesen begründen, warum die Germanistik auch interkulturell von ihrer in Texte gebannten *longue durée* lebt, warum sie bei aller Diversifizierung der Moderne auch ihrer Frühzeit bedarf und warum sie sich ihrer gerade im kulturellen Austausch mehr als bisher bedienen sollte. Im gegebenen Rahmen ist das nur orientierend verknappt möglich, auch mit Blick auf die Forschungslage; doch verstehen sich die Thesen vor allem als Diskussionsimpulse.

1. Alterität, oder: mittelalterliche Texte (re-)präsentieren das Fremde im Eigenen

Das Mittelalter ist unser ›ferner Spiegel‹ (Barbara Tuchman), d.h. das archetypisch Fremde im Eigenen: zeitlich fern, doch räumlich und kulturell ganz nah. Das Umgekehrte ist heutigen Europäern vertrauter: das räumlich-kulturell ›Fremde‹ oder ›Andere‹ in unmittelbarer zeitlicher Nähe. Dass der Umgang mit diesem kopräsent Anderen vielen schwer fällt, hat auch damit zu tun, dass die westliche Moderne es wohl schon seit der Aufklärung verlernt hat, die eigenen Werte als historisch geworden, nicht gott-, natur- oder vernunftgegeben zu begreifen. Das Wissen um die Gewordenheit von Kultur(-en) fördert unweigerlich das (basale) Verstehen des gegenwärtigen Fremden, das nur geschichtsvergesse-

1 | Vgl. Schlaffer 2002; Kritik aus spezifisch neugermanistischer Sicht (so auch an Schlaffers Umgang mit der Gegenwartsliteratur) äußerten u.a. Pelzer 2002 und Hörisch 2002.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ner Rationalismus als Zumutung für seine zu Universalien (im modernen, nicht mittelalterlichen Wortsinn) erklärten Ideale auffassen kann. Der weise Nathan, der edle Barbar Thoas sind zeit- und ortsabhängige, dazu ›verteufelt‹ dialektische Konstrukte.[2] Das *Nibelungenlied* oder der *Parzival* können uns Heutigen Leseerfahrungen über etwas vermitteln, das die Gegenwartsliteratur allenfalls in der sog. Migrationsliteratur[3] bereithält. Dazu bedarf es einer Disziplin, die das fremde Eigene einerseits als fremd herausstellt, andererseits zu erschließen und vermitteln vermag. Niemand wird Werte restauriert wissen wollen, nur weil sie einmal die eigenen waren; aber er erkennt, *dass* es eben einmal die eigenen waren, aus denen erst über lange Aushandlungsprozesse, die die Literatur seit 1200 Jahren kontinuierlich begleitet und spiegelt, die heutigen wurden (und die sich in den nächsten 1200 Jahren mit ihrer Sprache, ihren medialen Formen weiter verändern). Ignoranz ist kein interkulturell tragfähiges Rezept, und horribile dictu: Auch Phänomene wie Ehrenmord, Glaubenskrieg und Nibelungentreue gehörten einmal zu ›Deutschland‹ (bzw. zu dem, was 1871 Deutschland wurde) und waren Teil (s)einer ›Leitkultur‹.

2. Kontinuität, oder: mittelalterliche Texte schliessen imaginäre Lücken

Fragen eines handbuchlesenden germanistischen Mediävisten: Gab es deutsche Literatur erst seit Opitz? Folgte auf die Antike wirklich so bruch- und lückenlos die Renaissance, gab es zwischen Ovid und Hoffmannswaldau keine Liebe und Liebesdichtung, zwischen Horaz und Opitz keine nennenswerte Poetik, zwischen Heliodor und Grimmelshausen keinen Roman von Bedeutung, zwischen Aristoteles und der Aufklärung keine Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Wissen(-schaft)? Ist die Novelle ein Genre des 19. Jahrhunderts, günstigenfalls mit einem italienischen Namensgeber aus grauer Vorzeit und gewissen Anläufen im 18.? Natürlich sind diese Fragen rhetorisch überspitzt. Doch viele Einführungen, Standardwerke und Anthologien des Fachs vermitteln dem Einsteiger ungefähr diesen Eindruck. Schon die Intuition rät, einem solchen Bild zu misstrauen. Was aber führt dazu, dass die Autoren es dennoch für zweckmäßig halten, dass sie das Dazwischen entweder nicht kennen oder für irrelevant halten? Wolframs Poetik hat mit dem modernen Roman gewiss mehr zu tun als die des Horaz, und wer möchte dem *Nibelungenlied* geringere, wiewohl andere, Wirkung auf die deutsche Literatur nach 1800 beimessen als Vergil? Die Sprachbarriere gilt nicht als Ausrede: Übersetzen muss man heute fast alles, vor allem auch die Antike.

2 | Die Formel »ganz verteufelt human« wählte Goethe in rückblickender Bewertung seiner *Iphigenie* selbst: Brief an Friedrich Schiller, 19. Januar 1802, in: Schiller/Goethe 2005: 929 (Nr. 832).

3 | Zu Begriff und Begriffsproblematik vgl. Blioumi 2000.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Alterität und Kontinuität sind zwei Seiten der gleichen Medaille, und die deutsche Literatur bildet ein langes, vielfach gebrochenes, doch seit frühmittelhochdeutschen Zeiten (um 1100) nie mehr abbrechendes Kontinuum. Das hat natürlich zuerst mit der Sprache zu tun, die sich seit dieser Zeit organisch, oft sprachschöpferisch, oft auch im Austausch mit benachbarten Sprachen und lokalen Idiomen entwickelt. Aber der Zusammenhang reicht weiter: Ein gemeinsames Liebeskonzept verbindet den Minnesang über Petrarca mit der barocken Liebeslyrik und wirkt danach weiter.[4] Das Schreiben über Liebe, Freundschaft, Sterben und Krieg kennt keine ›Pause‹, und das liegt nicht nur an den zugrunde liegenden anthropologischen Universalien, sondern auch an der diskursiven Logik, die es jeweils bestimmt. Und mittelalterliche Stoffe wurden nicht erst durch Romantiker oder Fantasyautoren (wieder) lesenswert. Mit Recht wies Jochen Hörisch anlassbezogen noch einmal auf das nur allzu Offensichtliche hin:

> Wenn man die These von der kurzen Geschichte der deutschen Literatur auf die Zeitstrecke bezieht, die im kollektiven Lesergedächtnis tatsächlich präsent ist, mag sie um den Preis der Banalität angehen. Wenn man sie auf den internen Zusammenhang der deutschsprachigen Literatur bezieht, ist sie unhaltbar. Denn es ist auffallend, wie häufig und intensiv sich die jeweils neuere auf die ältere Literatur bezieht. Nicht nur Richard Wagner greift wirkungsmächtig auf die Edda, das Nibelungenlied, den Tristan- und den Parzival-Stoff sowie den Meistersang zurück. Nicht nur Gottfried Keller hält die Manessische Liederhandschrift für einen Stoff, den zu recyclen sich im 19. Jahrhundert lohnt. Nicht nur Günter Grass knüpft immer wieder an Motive und Schreibweisen der Barockliteratur an. Nicht nur Dieter Kühn interessiert sich für den Herbst des Mittelalters. Stopp: die Liste wird geradezu frappierend lang. (Hörisch 2002)

Keiner muss Konstanten überbetonen, die er nicht kennt, erkennt oder anerkennt. Aber keiner sollte sie aus Gründen kontingenter fachlicher Grenzen schlicht hinwegdisputieren. In Zeiten des öffentlichen Relevanzverlusts der Germanistik (wie aller Philologien) bei gleichzeitig fortschreitender akademischer Binnenspezialisierung ist dies auch ein fachpolitisches Plädoyer für die Einheit des Fachs.

4 | Hierzu nur zwei prominente Beispiele: Mit seinem Sesenheimer Lied »Willkomm(en) und Abschied« (1775, 2. Fassung 1789) knüpft Goethe an das mittelalterliche Tagelied, mit dem »Heidenröslein« (1770), in das nebenbei auch ein frühneuzeitliches Gedicht einging (Paul von der Aelst, 1602), an die Pastourelle an – beides Typen, die schon um 1200 in konstitutivem Kontrast zum Hohen Minnekonzept die gegenseitig-erotische Liebe besingen. Ob Goethe die Anknüpfung bewusst war oder nicht, tut nichts zur Sache: Die tradierte Struktur bedurfte hier längst keiner Gattungspoetik mehr.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. Präkolonialer Literaturtransfer, oder: *ex Oriente lux*

Dass der Wissenschaftstransfer der Antike und des Mittelalters weithin gegenläufig zum heutigen in ost-westlicher Richtung verlief, ist bekannt. Aber es gab stets auch den Literaturtransfer von Ost nach West, mit dem folgenreichsten Einzelfall der Bibel. Religions- sind keine Kulturgrenzen, und paradoxerweise warfen gerade konfliktträchtige Zeiten oft hohe kulturelle Gewinne ab: Die europäischen Kreuzritter etwa stießen wider Erwarten, wider theologische Logik und ideologisches Vorurteil auf eine in fast allen Belangen überlegene islamische Welt und eigneten sich mehr von ihr an, als ihren Predigern lieb war. Dabei kamen auch literarische Konzepte, ja ganze Erzählkomplexe aus Indien, der arabischen Welt und Byzanz nach Europa.

Über solche Direkttransfers hinaus gibt es aber auch Stoffe, die gewissermaßen ost-westliches Gemeineigentum sind, weil sie schon in der Antike aus ihren indisch-hellenistischen Ursprungsräumen nach Norden und Westen hinauswuchsen. Als Folge verbreitete sich etwa der ursprünglich griechische Alexanderroman u.a. in georgischer, russischer, armenischer, türkischer, arabischer, persischer, indischer, äthiopischer und lateinischer Sprache. Über das Lateinische nahmen ihn ab dem 12. Jahrhundert nahezu alle europäischen Volkssprachen von Island bis Italien auf, oft in einer Vielzahl verschiedener Versionen. Der 323 v.Chr. 33-jährig im fernen Babylon verstorbene Feldherr und König wurde neben Artus zum vitalsten gemeineuropäischen und noch vor den Helden Trojas zum vitalsten west-östlichen ›Erinnerungsort‹.[5] Das Gesamt der Texte ist längst nicht erschlossen, vieles harrt noch der basalen philologischen und editorischen, doch auch komparatistischen Aufarbeitung und Lektüre – die leider immer wieder an die Grenzen alter Nationalphilologien und individueller Sprachkompetenzen stößt.[6]

Ähnliches gilt für einen zweiten, weniger bekannten, aber wegen seiner dezidiert religiösen Prägung als ost-westliches Faszinosum noch erstaunlicheren und faszinierenderen Fall: die indische Buddhalegende und die von ihr ausgehende Barlaam- und Josaphat-Erzähltradition.[7] Wie die bereits früh romanhaft überformte Vita des Makedonenkönigs strahlte auch die Geschichte des indischen Fürstensprosses und Glaubenssuchers Buddha, alias Būḍāsf, alias Josaphat, früh ins christliche Georgien und Armenien, in den islamischen Mittleren und Nahen Osten (erhalten sind Bearbeitungen im Türkischen, Persischen und Arabischen) und ins Hebräische aus. Schon zur christlichen Legende umgeformt, wurde sie in Byzanz rezipiert und – ein konstantes Nehmen und Ge-

5 | Zum dabei anzitierten Begriffskonzept vgl. Nora 1990; Nora/François 1996.

6 | Die Literatur zum Alexanderstoff und zu seiner Rezeption ist unübersehbar. Für die einzelnen Kulturräume kann global auf die disziplinär je einschlägigen Lexika verwiesen werden. Vgl. zur Einführung: Cölln/Friede/Wulfram 2000; Cary 1956; Kirsch 1984. Zu den historischen Voraussetzungen der interkulturellen Wirkungsgeschichte vgl. Hansen/Wieczorek/Tellenbach 2009.

7 | Vgl. Cordoni 2014; Cordoni/Meyer 2015; vergleichend mit Alexander: Weber 2011.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ben – in die slawische und lateinische Welt weitertradiert. Fast alle mittelalterlichen Volkssprachen, darunter das Deutsche, verbreiteten den lateinischen Text auch in nichtgelehrten Kreisen.

Allein die deutsche Literatur hat am Alexanderstoff mit mehr als einem Dutzend Versionen vom 12. bis 16. Jahrhundert teil, darunter dem ersten deutschen Roman überhaupt (Lambrechts *Alexander*).[8] Den Barlaam griffen deutsche Bearbeiter vom 13. Jahrhundert bis in die Neuzeit auf. Über die Literatur hinaus sorgten bildende Künste wie Buch-, Tafel- und Wandmalerei, Plastik, und im Fall Alexanders auch das Kino für die nachhaltige Popularität beider Stoffe in literarisch gebildeten wie illiteraten Schichten.

Gerade für die aktuelle Theoriediskussion sind die kontinuierlichen Akkulturierungsprozesse, die diese Wanderschaft durch Zeiten, Räume und Medien mit ihrer Vielzahl von Schwellenübertritten bedingte, von höchstem Interesse. Was etwa den Buddhastoff so attraktiv gemacht hat, sind gerade nicht seine exotischen, spezifisch indischen Züge, ist also nicht das ›ganz Andere‹, sondern das ›fast Gleiche‹, das alle Religionen verbindet, das eklektisch ausgewählt und akkulturiert werden konnte: so der von der Zielreligion unabhängige Prozess der Bekehrung eines jungen Sinnsuchers, die von seinem Mentor vermittelte Ethik, das religiös fundierte Herrschaftskonzept und das Ideal der Askese. Dogmatisch oder kulturell Trennendes wie die Verfolgungserfahrung oder der Missionsauftrag trat demgegenüber im Vermittlungs- und Aneignungsprozess zurück.

Die hier nur stellvertretend vorgestellten Phänomene entziehen sich jedem Konzept von Nationalliteratur, sie sind außerdem literarische Kronzeugen gegen die ahistorische Formel vom *Clash of Civilizations*, die Samuel Huntington (1993 noch mit Fragezeichen in einem Aufsatz, 1996 ohne Fragezeichen als Buch) propagierte und die sich seither als unseliges Ideologem kulturübergreifend verselbständigt hat. Sie stehen für die vitale Vernetzung der west-östlichen Literaturen in (Spät-)Antike, Mittelalter und Frühneuzeit (jenen Epochen, die ich wertungsfrei als ›Vormoderne‹ fasse). Sie sind, wenn man so will, ›Migrationsliteratur‹ in einem ganz eigenen Sinn. Wie sich die Migration in jedem Einzelfall vollzog und niederschlug, dies zu klären bleibt eine Zukunftsaufgabe, die so weit über die Germanistik hinausgeht, wie die beteiligten Sprachen es fordern.

4. Sprachgeschichte ist Kulturwissenschaft, oder: vom intrinsischen Reiz des fremdgewordenen Deutschen

Sprachen eignet vor jeder kommunikativen Pragmatik ein ästhetischer Appeal. Manche lernen ohne nennenswerten Nutzwert die Sprachen Tolkiens, und in Wales eignen sich nicht nur Schulpflichtige in wachsender Zahl das Kymrische an, die noch vor drei Generationen vom Verschwinden bedrohte alte Landessprache (vgl. Office for National Statistics 2004, Kartenteil: 68-72). Im strikt utilitaristischen Sinn braucht es das eine so wenig wie das andere. Doch viele

8 | Vgl. hierzu grundlegend Ehlert 1989; Lienert 2001.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fasziniert dabei, wie direkte Kontakte bezeugen, der Klangreiz der Sprache, der vom Alltagsidiom so markant abweicht. Ergänzend dazu einige subjektive Eindrücke zur Situation des Deutschen: Viele meiner Studierenden schätzen das Althochdeutsche klanglich mehr als das Mittelhochdeutsche, dieses mehr als das Frühneuhochdeutsche (das rein sprachlich ohnehin eine erstaunlich kleine Fangemeinde hat). Das Neuhochdeutsche schätzen sie naturgemäß am meisten, aber das hat weniger mit Ästhetik als mit Bequemlichkeit zu tun. Gesetzt den Fall, es handelt sich hier nicht nur um Zufälle (was durchaus möglich ist), scheint die Vermutung statthaft, dass die besondere Neigung gerade für das Älteste, Fremdartigste und Schwierigste eben mit der Exotik zu tun hat und diese wiederum mit einem Formenreichtum und einer Vokalität, die man im Deutschen sonst vergeblich sucht, weil diese Vorzüge der Sprachökonomie folgend sukzessive verschwanden.

Für Muttersprachler tritt der Reiz des Knobelns, der vielen Aha-Effekte beim Entdecken sprachhistorisch eigentlich einfacher, weil einigermaßen geregelt ablaufender Vorgänge, noch hinzu. Ich plädiere dafür, den spielerischen Entdeckerreiz, die Sprachbegabung und die spontane Lust, mit Lauten und Buchstaben zu jonglieren, fremdartige Reime zu kombinieren, in vitalen Dialekten alte Sprachformen wiederzuerkennen, didaktisch gezielter zu nutzen. Müssen Dialektsprecher wissen, warum sie reden, wie sie reden, und müssen Sprachnutzer wissen, warum ihre Sprache etwa das lateinische Wort für ›Tür‹, *porta*, als Pforte, Portal, Förde, Fjord gleich so oft und so unterschiedlich importierte? Sie müssen es nicht, aber ich glaube, sie sollten. Und zwar nicht der puren Linguistik wegen. Sprachgeschichte ist zugleich Zivilisations-, Kultur- und Technikgeschichte. Entlehnungen wie die genannten z.B. reflektieren in ihrer sukzessiven Folge, wie aus ›wilden‹ erst romanisierte Germanen, dann irgendwann ›Deutsche‹ (aus althochdt. *thiudisk*, ›volkssprachig/zum Volk gehörig‹) wurden.

Doch auch für interkulturelle Fragen hat die Sprachgeschichte Belang. Sprachen leben im und vom Austausch (etwa mit Nachbar- und Zuwanderersprachen), und sie verändern sich mit der sie tragenden Kultur. Dies gilt für das Deutsche seit seinen ersten Belegen in der ausklingenden Völkerwanderungszeit. Man erfährt also viel über gesellschaftlich-zivilisatorischen Wandel, über die Konjunktur bestimmter Fachsprachen, Soziolekte und Dialekte, wenn man die Geschichtlichkeit der (jeder!) Sprache gezielt in den Blick nimmt. DaF-Lernende haben Muttersprachlern gegenüber dabei den Vorteil, keine linguistisch gesehen ›falschen Freunde‹ zu haben, dialektale Eigenwilligkeiten in ihrem Umfeld bewusster wahrzunehmen und einen unverstellten Zugang zu scheinbar Selbstverständlichem zu haben, das wie so vieles nur historisch erklärt werden kann (wie der Stammvokalwechsel in ›fahren/fuhr‹, ›gebe/gibst‹, ›nahm/nähme‹, ›ziehen/gezogen‹; der flexible Wortstamm in ›sein/bin/waren‹, der s/r-Wechsel in ›waren/gewesen‹, ›verlieren/Verlust‹). Muttersprachliche Studierende wiederum erleben die erste Konfrontation mit früheren Sprachstufen wie ein Seminar in Fremdsprachdidaktik: Auch dies bleibt selten ohne Gewinn.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5. Die Last der Nationalphilologie, oder: vom Missbrauch der Vormoderne

Die vorletzte These führt in relativer Kürze zu einem noch immer recht prominenten Text. Er spiegelt wie kaum ein anderer die Irrungen und Wirrungen deutscher Geschichte und die Verstrickungen eines Fachs, das im Bann der Befreiungskriege gegen Napoleon I. nach 1800 entstand und seit dem Kaiserreich 1871-1918 staatstragend wurde. Doch wie konnte eine fiktionale Erzählung, die bei Burgunden und Hunnen spielt, in der ein Deutscher so wenig wie das Wort ›deutsch‹ vorkommt und die (anders als Vergils *Aeneis*, das französische *Rolandslied* oder die britischen Geschichten um Artus und seine Tafelrunde) keinen Gründungsmythos, sondern das exakte Gegenteil davon erzählt, zur ›teutschen Ilias‹ (so schon Bodmer) und zum Inbegriff nationaler Erbauung, ja Selbstberauschung werden? Wie konnte sie eine Rezeption auslösen, die sich so sehr vom Text löste, schlimmer noch: die den Textsinn so krude konterkarierte? Die Wirkungsgeschichte des *Nibelungenlieds* – denn um dieses geht es – ist verstörend als Tragödie und Farce zugleich, dazu ist sie ein für historische Rezeptionsforschung mustergültiges Lehrstück über die Macht von Lesergemeinschaften über hilflose Texte und über den Irrsinn dekontextualisierter, ahistorischer Lektüre.

Am Beginn steht bald nach der neuzeitlichen Wiederentdeckung des um 1200 entstandenen Epos (1755) ein eigenwilliges Verdikt, zur Feder gebracht durch den Preußenkönig Friedrich II.: »In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern [es] herausschmeißen.«[9] Diese Worte, die dem wiedergefundenen Werk und seiner ersten Edition wenig Erfolg zu verheißen schienen, sind Ausdruck einer unter den Aufklärern grassierenden Mittelalterverachtung, die bis heute viele Klischees hinterließ. Doch die Zukunft gehörte ihr nicht: Auf die aufgeklärte Skepsis folgte die früh erwachende, sympathetische Liebe der Romantiker für das Mittelalter im Allgemeinen und das *Nibelungenlied* im Besonderen,[10] die selbst so unterschiedliche Geister eint wie Eichendorff (»ein wahrhaftes Weltdrama, die großartigste Tragödie, welche die deutsche, ja die europäische Literatur überhaupt aufzuweisen hat«[11]) und Heine (»kein Thurm so hoch und kein Stein so hart wie der grimme Hagen und die rachegierige Chrimhilde«[12]). Zeitgleich kulminiert in dieser Epoche das lebenslange Interesse Johann Wolfgang Goethes an dem Text aus deutscher Frühe, so in der noch heute gültigen Bemerkung von 1827:

> Dies Werk ist nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft die der Reproduction fähig ist, an's Gefühl für's Erhabene, Übergroße, sodann auch das Zarte, Feine, für ein

9 | Brief vom 22. Februar 1784 an den Erstherausgeber des *Nibelungenlieds* Christian Heinrich Müller, als ›Dank‹ für dessen Widmung (zit. n. Zarncke 1870).

10 | Vgl. im vielstimmigen Epochenkontext Raedts 2016: 147-193, bes. 176-182.

11 | Eichendorff 1990: 844; vgl. im weiteren Kontext Herweg 2012.

12 | Heine 1979: 208.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.[13]

Aber entgegen Goethes anderslautender Wegweisung betrieben im Fortgang des 19. Jahrhunderts Dichter, Politiker, Professoren und korporierte Studenten den Kategoriensprung von der Poetik zur Politik: Der in der politischen Romantik begonnene Missbrauch des 700 Jahre alten Textes, hinter dem ein damals bereits gut 1400 Jahre alter Stoff stand, nahm seinen Lauf.[14] Reichskanzler Bernhard von Bülow beschwor 1909 im Reichstag die »Nibelungentreue« Preußen-Deutschlands mit Österreich-Ungarn,[15] die Sarajewo, Verdun und Versailles nach sich zog. Dass die so gefeierte Tugend im Lied auf Mordkumpanei beruht, sagte er nicht. Gewusst hat er es wohl, denn das *Nibelungenlied* war zu jener Zeit kanonische Schullektüre und auch sonst omnipräsent. Nach dem Ersten Weltkrieg, der auf deutscher Seite eine Siegfriedlinie kannte und auf einen Siegfrieden hinauslaufen sollte, rekurrierte auch Generalfeldmarschall Hindenburg, der entscheidende Stratege des Krieges, auf ›nibelungischen Geist‹, als er allen enttäuschten Nationalisten eine bemerkenswerte Deutung der deutschen Niederlage anbot: »Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front; vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft zu trinken.«[16] Die ›Dolchstoßlegende‹ war damit geboren und sollte, nach gängiger nibelungischer Ikonografie vielfach ins Bild gesetzt, zur schwersten Hypothek der jungen Weimarer Demokratie werden. Von hier aus war es nicht mehr allzu weit bis zu jenem Tiefpunkt einer Missbrauchsgeschichte, die in der Literaturgeschichte ihresgleichen sucht: Während weit im Osten Stalingrad vor dem Fall stand, zog Reichsmarschall Göring am 30. Januar 1943 in einer Rede in seinem Berliner Ministerium einen so monströsen wie ungewollt prophetischen Vergleich:

Wir kennen ein gewaltiges, heroisches Lied von einem Kampf ohnegleichen, das hieß ›Der Kampf der Nibelungen‹. Auch sie standen in einer Halle von Feuer und Brand und löschten den Durst mit dem eigenen Blut – aber kämpften und kämpften bis zum letzten. Ein solcher Kampf tobt heute dort, und jeder Deutsche noch in tausend Jahren muß mit heiligen Schauern das Wort Stalingrad aussprechen und sich erinnern, daß dort Deutschland letzten Endes doch den Stempel zum Endsieg gesetzt hat! [17]

13 | So Goethes Anmerkung zur sprachlich modernisierten Neuausgabe von Karl Simrock 1827. Zit. n. Grimm 2006: 32 (mit weiteren Äußerungen Goethes zum Nibelungenlied); vgl. im Kontext Hahn 1995.

14 | Zum Folgenden vgl. Heinzle/Waldschmidt 1991; mit reichem Bildmaterial auch Oberste 2008: 246-291.

15 | Zit. n. Heinzle 1991: 33.

16 | Zit. n. Heinzle 1991: 36.

17 | Zit. n. Krüger 1991: 180; Abdruck der Rede im Ganzen ebd.: 170-187, redigierter Auszug des *Völkischen Beobachters* vom 3.2.1943 ebd.: 156-158.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der Parcours durch die *Nibelungenlied*-Rezeption bliebe gerade mit diesem Schlusssatz zu einseitig, wiese er nicht neben dem ideologischen Zerrbild auch auf das ›andere Nibelungenlied‹ hin, das Goethe las und das auch die weitere Rezeptionsgeschichte (meist unauffälliger) begleitete: ein Text, der produktiv reizte, an dem Poeten und Poetiken in Abgrenzung und Bewunderung Maß nahmen und sich (er-)klärten – schon Goethes berühmte Abgrenzung des ›gesund Klassischen‹ und ›krank Romantischen‹[18] berief sich ausgerechnet auf dieses Werk, das die Romantiker zu Goethes Unmut ganz für sich zu vereinnahmen suchten –, der faszinierte und (oft zugleich) abstieß, vom Dichter und Publizisten Heinrich Heine über den Cineasten Fritz Lang und die Künstlerin Käthe Kollwitz bis zum Dramatiker Heiner Müller. Eine ähnlich ambige Wirkung weist in deutscher Literatur einzig noch der Fauststoff auf.

Das Beispiel *Nibelungenlied* zeigt auch, wie sehr die Mediävistik bei allen ihr inhärenten zentrifugalen Tendenzen, die bewusst und erwünscht mit zentripetalen hin zu den mediävistischen Nachbardisziplinen in Geschichte, Romanistik, Latinistik usw. einhergehen, durch ihren Gegenstand auf die neuere Germanistik bezogen bleibt und umgekehrt diese auf sie. Das Fach als Ganzes lebt von seinem in Texte gebannten langen Atem (neben dem *Nibelungenlied* seien nur *Tristan* und *Parzival* genannt) und von den Schultern der Riesen, auf denen nicht nur Zwerge, sondern auch andere Riesen Platz nehmen konnten. Der bereits zitierte Goethe etwa war und blieb sich der historischen Tiefenschichten seines Schaffens zeitlebens bewusst, und sein lebensumspannender größter Stoff ist nicht antik, sondern mittelalterlich.

6. Schlussendlich: Empathie ist gut, Distanznahme besser

Der Schlussabschnitt knüpft unmittelbar an die implizite Warnung an, die die *Nibelungenlied*-Rezeption für den Umgang mit Texten grundsätzlich bereithält. Ein Standardwerk über das *Nibelungenlied* mit dem treffenden Titel *Spielregeln für den Untergang* beginnt mit einer autobiografischen Episode: Der Autor und Münchner Mediävist wurde als Schüler im Deutschunterricht aufgefordert, in Aufsatzform darzulegen, »wie Kriemhild zur Unholdin« wurde (Müller 1998: 1). Die Szene ist hier in zweierlei Hinsicht interessant: Sie weist in eine heute schon entrückte, geradezu fremd gewordene Zeit, in der das *Nibelungenlied* selbst in Grundschullehrplänen noch präsent war; und der Schüler sollte etwas tun, wovor er später seine Studierenden eindringlich warnen würde: den fremden Text psychologisierend einhegen, ihn im Wortsinn vereinnahmen. Die Mediävistik fordert und fördert heute mit gutem Grund die bewusste Distanznahme zu Handlung und Figuren ihrer Texte, sie fragt nach Logiken der Erzählung und Strategien des Erzählers, sie ermuntert gerade angehende Deutschlehrerin-

18 | Eckermann 1999: 324 (Gespräch vom 2. April 1829).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nen und -lehrer unentwegt, auf inkonsistente Signale zu achten und sich frei zu fühlen, textuelle Konstrukte reflektiert zu *de*-konstruieren.

Die populäre Rezeption des Mittelalters dagegen, vor allem die zahllosen Nacherzählungen seiner Stoffe für ›die Jugend‹, setzt planvoll auf den Psychoeffekt, um (scheinbare) Nähe zu erzeugen, Alterität einzuebnen, mitunter auch schlicht, um sich anzubiedern. Was aber ist damit gewonnen, wenn man die pädagogische Schwarzweißschablone, die die Jugendliteratur lange bestimmt hat, nun schlicht auf fremde Texte überträgt – ganz nach dem Schema ›die arme Kriemhilt, was hat sie auch gelitten‹? Gerade alte Texte bergen hier umgekehrt die Chance, Empathie mit distanzierendem Leseverhalten zu koppeln. Nimmt man den allzu oft unkritisch-unbedarften Umgang vieler (heute!) Studierender selbst mit pragmatischen Texten zum Maßstab, liegt hier ein Desiderat und ein lohnendes Lernziel: ›Widersetzen Sie sich der ersten, emotionalen Reaktion, durchschauen Sie die Strategien des Erzählers und der Figuren, als seien sie Interessenvertreter, lesen Sie rational, denken Sie in abgewiesenen Alternativen!‹ Der sprachlich und lebensweltlich fern gewordene Text schult diese grundskeptische Haltung mehr als der nahe und scheinbar affine, weil er – so oder so – Distanz um sich aufbaut.

Mein kurzer, mitunter fraglos zu kurzer Beitrag wagte sich auf ein (erwartbar) weites, in Teilen aber auch schon beackertes Feld. Damit das Feld kein *zu* weites wird, sei ihm ein relativ knappes, für weitere Diskussionen offenes Ende gesetzt. Zu den subjektiv nachhaltigsten Lehreindrücken, die ich in den vergangenen Jahren machen durfte, gehört die unerwartet hitzige Lektüre des *Hildebrandslieds* mit Austauschstudenten aus Westafrika. Es handelt sich dabei um ein noch 400 Jahre *vor* dem *Nibelungenlied* aufgeschriebenes Heldenlied (das älteste jener vor allem durch die isländischen *Edda-Lieder* bekannten Gattung). Der fast nur aus Dialog bestehende, im Kern noch pagane Text schildert einen tragischen Konflikt zwischen Vater und Sohn – einen Konflikt, so deutet man gemeinhin, zwischen Kriegerehre und Sippentreue. Doch handelt der Text von viel mehr, was ›unsere‹ Kultur geprägt hat und interkulturell mit ›anderen‹ verbindet: von Gottesferne und Gottverlassenheit, von der Macht und Ohnmacht der Zeichen, von scheiternder Kommunikation, von Präsenz und Gedächtnis, von heroischem und gemeinschaftsbezogenem Handeln … All das wird im Textverlauf bis zur Aporie getrieben, bevor die Handschrift mitten im Kampf, noch vor dem (anderweitig bezeugten) tödlichen Ende abbricht. Das *Hildebrandslied* steht fast am Beginn deutscher Literatur. Es wurzelt tief in vorliterarischer Mündlichkeit und wurde erst später, um 830 unserer Zeit, in einen schon existierenden Codex nachgetragen. Als Bilanz meiner interkulturellen Begegnung gerade mit diesem Text wage ich die letzte, abschließende These: Transkulturelles Potential und interkulturelle Brisanz mittelalterlicher Texte sind viel höher als bislang veranschlagt, geschweige denn genutzt. Sprachbarrieren sind auch diachron überwindbar, und ›alt‹ heißt mitnichten ›veraltet‹.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Blioumi, Aglaia (2000): ›Migrationsliteratur‹, ›interkulturelle Literatur‹ und ›Generationen von Schriftstellern‹. Ein Problemaufriß über umstrittene Begriffe. In: Weimarer Beiträge 46, H. 4, S. 595-601.

Cary, George (1956): The Medieval Alexander. Cambridge.

Cölln, Jan / Friede, Susanne / Wulfram, Hartmut (Hg.; 2000): Alexanderdichtungen im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen. Göttingen.

Cordoni, Constanza (2014): Barlaam und Josaphat in der europäischen Literatur des Mittelalters. Darstellung der Stofftraditionen – Bibliographie – Studien. Berlin/Boston.

Dies. / Meyer, Matthias (Hg.; 2015): Barlaam und Josaphat. Neue Perspektiven auf ein europäisches Phänomen. Berlin / Boston.

Eckermann, Johann Peter (1999): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg. v. Christoph Michel unter Mitw. v. Hans Grüters. Frankfurt a.M.

Ehlert, Trude (1989): Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Frankfurt a.M. u.a.

Eichendorff, Joseph von (1990): Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Hg. v. Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach u. Hartwig Schultz. Bd. 6: Schriften zur Literaturgeschichte. Frankfurt a.M., S. 805-1074.

Grimm, Gunther E. (2006): Goethe und das Nibelungenlied; online unter: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/wissen/projekte-pool/rezeption_nibelungen/goethe_grimm.pdf [Stand: 1.5.2017].

Hahn, Reinhard (1995): ›Dies Werk ist nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden [...]‹: Über Goethes Auseinandersetzung mit dem Nibelungenlied. In: Goethe-Jahrbuch 112, S. 275-286.

Hansen, Svend / Wieczorek, Alfried / Tellenbach, Michael (Hg.; 2009): Alexander der Große und die Öffnung der Welt. Asiens Kulturen im Wandel. Begleitband zur Sonderausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. Regensburg.

Heine, Heinrich (1979): Die romantische Schule. In: Ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 8/1. Hamburg.

Heinzle, Joachim (1991): Zweimal Hagen oder: Rezeption als Sinnunterstellung. In: Ders. / Anneliese Waldschmidt (Hg.): Die Nibelungen: ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., S. 21-40.

Heinzle, Joachim / Waldschmidt, Anneliese (Hg; 1991): Die Nibelungen, ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.

Herweg, Mathias (2012): Anti-antikes Mittelalter. Romantische Identitätssicherung in Eichendorffs ›Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands‹, mit Rückblicken zum ›Marmorbild‹. In: Ders. / Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. Berlin / New York, S. 112-150.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hörisch, Jochen (2002): Die kurze Geschichte der deutschen Literatur; online unter: http://www.deutschlandfunk.de/die-kurze-geschichte-der-deutschen-literatur.700.de.html?dram:article_id=80471 [Stand: 1.5.2017].

Kirsch, Wolfgang (1984): Zur nachantiken Wirkungsgeschichte des antiken ›Alexanderromans‹ (›Pseudo-Kallisthenes‹). In: Ders. (Hg.): Historie von Alexander dem Großen. Übersetzung aus dem Mittellateinischen. Frankfurt a.M., S. 192-198.

Krüger, Peter (1991): Etzels Halle und Stalingrad: Die Rede Görings vom 30.1.1943. In: Joachim Heinzle / Anneliese Waldschmidt (Hg.): Die Nibelungen, ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., S. 151-190.

Lienert, Elisabeth (2001): Deutsche Antikenromane des Mittelalters. Berlin.

Müller, Jan-Dirk (1998): Spielregeln für den Untergang: die Welt des Nibelungenliedes. Tübingen.

Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin.

Ders. / François, Etienne (1996): Lieux de mémoire – Erinnerungsorte. D'un modèle français à un projet allemand. Berlin.

Oberste, Jörg (2008): Der Schatz der Nibelungen. Mythos und Geschichte. Bergisch Gladbach.

Office for National Statistics (Hg.; 2004): Census 2001. Report on the Welsh language; online unter: http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/20040723071739/http://www.statistics.gov.uk/downloads/census2001/Report_on_the_Welsh_language.pdf [Stand: 1.5.2017].

Pelzer, Jürgen (2002): Lediglich ein kurzes Vergnügen. Heinz Schlaffers Essay ›Die kurze Geschichte der deutschen Literatur‹; online unter: http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=4968 [Stand: 1.5.2017].

Raedts, Peter (2016): Die Entdeckung des Mittelalters. Geschichte einer Illusion. Darmstadt.

Schiller, Friedrich / Goethe, Johann Wolfgang von (2005): Briefwechsel. Hg. v. Emil Staiger. Revid. Neuausg. von Hans-Georg Dewitz. Frankfurt a.M. / Leipzig.

Schlaffer, Heinz (2002): Die kurze Geschichte der deutschen Literatur. München.

Weber, Regine (2011): Die ›Heiligen‹ Barlaam und Josaphat, Alexander, Georg und Karl der Große als Integrationsfiguren im monastischen, dynastischen und städtischen Europa. In: Ina Karg (Hg.): Europäisches Erbe des Mittelalters. Kulturelle Integration und Sinnvermittlung einst und jetzt. Göttingen, S. 31-49.

Zarncke, Friedrich (1870): Friedrich der Große und das Nibelungenlied. In: Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, Bd. 22, S. 203-206.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Berganza und *Der Artushof*

Poetische (Un-)Gerechtigkeit bei Lope de Vega, Cervantes und E.T.A. Hoffmann

Michael Mandelartz

Abstract
In this article, a larger concept of poetic justice forms the base for an analysis of Spanish Literature of the early modern age. It turns out that in the works of Cervantes and Lope de Vega, all social groups, including social outsiders, are acknowledged because their existence is legitimized by God as part of reality, and it is necessary for everyone to acknowledge the entirety of reality. Cervantes describes Don Quixote as a fool who fails to do that and therefore excludes himself from society. However, German Romanticism receives Cervantes' work positively in the framework of subjectivity, including its mechanisms of exclusion. The motif of disgust and its connection to anti-Semitism in E.T.A. Hoffmann's *The Artus Court* serves as an example and is closely examined. – Since Literature plays a significant role in forming societies, it can be said that poetic justice in the early modern age contributed to a culture that was tolerant towards ambiguity, while modernity tends to exclude it.

Title: *Berganza* and *The Artus Court*: Poetic (In)Justice in the Works of Lope de Vega, Cervantes and E.T.A. Hoffmann

Keywords: poetic justice; disgust; anti-Semitism; Vega Carpio, Lope Félix de (1562-1635); Cervantes Saavedra, Miguel de (1547-1616); Hoffmann, E.T.A. (1776-1822)

Einleitung

Joseph Addisons Bemerkung, die englischen Tragödienschreiber folgten dem Lehrsatz, »Strafen und Belohnungen gleich einzutheilen, und die poetische Gerechtigkeit ganz unparteyisch zu verwalten« (Addison 1750: 188), bildet bis heute die Grundlage für den literaturwissenschaftlichen Begriff der poetischen Gerechtigkeit. Wolfgang Zachs Standardwerk bestimmt sie als »gerechte Verteilung von Lohn und Strafe in der dargestellten Welt« sowie als »gerechte Sympathieverteilung« (Zach 1986: 36) zwischen guten und bösen Figuren. Werke der Weltliteratur überraschen dagegen oft durch die Konsequenz, mit der sie poetische Gerechtigkeit in diesem Sinne verweigern. Weder werden die Figuren nach den je geltenden sittlichen Maßstäben bestraft, noch wird die Sympathie der Zuschauer besonders auf ›positive‹ Figuren gelenkt. Man könnte etwa die *Perser* des Aischylos anführen, in denen auch die Perser Sympathie genießen, gegen die der Autor selbst ins Feld zog; Goethes *Faust*, in dem der Teufel Mephisto doch ein notwendiger Teil des Ganzen ist; oder auch Shakespeares *Richard III*.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lessing gesteht zwar dem »Teufel [...] keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst« (Lessing 1996: 596) zu. Dagegen ließe sich aber einwenden, dass der Zuschauer Sympathie mit Richard empfindet, weil seine psychische Verkrüppelung als Kompensation der physischen vorgeführt wird.

Damit ist ein erweiterter Begriff poetischer Gerechtigkeit gewonnen, der weniger auf Sympathielenkung und gerechter Verteilung von Lohn und Strafe als auf der positiven Darstellung *aller* Figuren und gesellschaftlichen Gruppen, auch der ›Bösen‹, der ›Feinde‹ und der Ausgegrenzten, durch Darlegung ihrer Motive, ihrer individuellen und sozialen Voraussetzungen sowie ihrer Funktion im gesellschaftlichen Gefüge beruht. In Anlehnung an den kürzlich von Günther A. Höfler eingeführten Begriff der »kompositorischen Equilibrierung« (Höfler 2015: 193) könnte man von ›funktionaler Equilibrierung‹ sprechen. Poetische Gerechtigkeit in diesem Sinne setzt einen empirisch nicht zu gewinnenden, im Selbstverständnis der Autoren ›objektiven‹ Horizont des Ganzen voraus, innerhalb dessen die einzelnen Gruppen und Figuren ihre Funktion erhalten.

Literatur, die einem solchen Paradigma folgt, ist Interkulturalität eingeschrieben, indem sie sehr unterschiedliche Lebens-, Wissens- und Ausdrucksformen im Rahmen einer Weltkonzeption voneinander abgrenzt und zugleich positiv aufeinander bezieht. Im Mit- und Gegeneinander-Handeln des Personals realisiert sie die »nicht aufzulösende Paradoxie des Kulturbegriffs«, die darin besteht, »dass im Zentrum von Kultur (Substanz) Interkultur (Prozess) lokalisiert ist« (Leggewie/Zifonun 2010: 15). Die von Leggewie und Zifonun gegen Zygmunt Baumans Kritik der Moderne gerichtete (vgl. ebd.: 27) historische Verortung von Interkulturalität als Aushandlungsprozess im Rahmen des modernen Staates beruht allerdings auf einem fragwürdigen Bild vormoderner Gesellschaften, deren Mitglieder »– idealtypisch gesprochen – eine einzige ›soziale Welt‹ mit einem gemeinsamen Relevanzsystem und geteiltem Wissen« (ebd.: 21) bewohnt hätten. Die Ausdifferenzierung in Stände, Zünfte und weitere Gruppen, die in der Selbstverwaltung bis hin zur eigenen Rechtsprechung und Gesetzgebung (in den freien Städten) ihre je eigene Kultur ausbildeten, ist geradezu das Prinzip vieler vormoderner Gesellschaften inner- wie außerhalb Europas. Die gegenseitige Abhängigkeit der Mitglieder einer arbeitsteiligen Gesellschaft bildete dabei das reale Fundament für die gegenseitige Anerkennung, die dann durch Rückkopplungsprozesse, wie sie etwa Cervantes betrieb, bewusst verstärkt werden konnte.[1] In der Moderne ist der freilich weiterhin wirksame Prozess der »Interkultur« dagegen den kulturellen (einheitliches Schulsystem), ökonomischen

1 | Die Judenfeindschaft des Siglo de Oro mag es als unsinnig erscheinen lassen, gerade die Literatur dieser Zeit als Exempel für allseitige Anerkennung oder, literarisch gefasst, für poetische Gerechtigkeit heranzuziehen. Nach Franzbach (1999) ist insbesondere das Werk Quevedos von Antisemitismus durchzogen. Auch Calderon und Lope de Vega verfassten vereinzelt judenfeindliche Werke, während der Fall Cervantes umstritten ist. Franzbach (1999) sieht auch ihn skeptisch, zieht aber S. 49 immerhin die Gegenposition Rehrmanns heran, Cervantes sei (mit Bezug auf Mauren, Zigeuner und Juden) der »Las Casas der peninsularen Minderheiten«. Dem schließe ich mich mit Ver-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(einheitliche Währung), rechtlichen (einheitliches Rechtssystem), oft auch ethnischen Einheitsbestrebungen der Nationalstaaten ausgesetzt. Der moderne Staat greift tiefer in die Lebenswelten seiner Bürger ein, als es eine bloße »Arena für die Moderation gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse« (ebd.: 25) vermöchte.

Interkulturalität wird im Folgenden dezidiert aus der *vormodernen* Literatur hergeleitet, die (bei Cervantes geradezu idealtypisch) die Ambiguitätstoleranz ihrer Gesellschaften systematisch förderte und so zur Stabilisierung der Vielfalt beitrug. Ich schließe damit an Thomas Bauer an, der in seiner instruktiven Studie zum klassischen Islam (10.-16. Jahrhundert) Zygmunt Baumans Begriff der ›Ambivalenz‹ durch den der ›Ambiguität‹ ersetzt (vgl. Bauer 2015: 38-41), Baumans Auffassung der Moderne aber zustimmen würde: »Wenn die Moderne es mit der Erzeugung von Ordnung zu tun hat, dann ist Ambivalenz [bzw. Ambiguität; M.M.] *der Abfall der Moderne*.« (Bauman 2005: 34) Die Vorarbeiten für den Übergang zur Ordnung der Moderne lieferte die (Spät-)Romantik, indem sie die Legitimationsstrategien und die Ausschlussmechanismen für den politisch, ökonomisch und kulturell vereinheitlichten Nationalstaat des 19. Jahrhunderts entwickelte. Goethe antwortete darauf mit der Konzeption der Weltliteratur (vgl. Mandelartz 2017).

An der Fort- und Umschreibung der *Berganza*-Erzählung des Cervantes in E.T.A. Hoffmanns *Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* lässt sich der Umschlag von (literarischer) poetischer Gerechtigkeit in poetische Ungerechtigkeit, von (gesellschaftlicher) Ambiguitätstoleranz in Ambiguitätsintoleranz ablesen. Da dem romantischen Subjekt kein ›objektiver‹ Rahmen mehr zur Verfügung steht, innerhalb dessen die Funktion gesellschaftlicher Gruppen bestimmt werden könnte, wird die literarische Welt subjektiv-ideal konstruiert und als »*Abfall*« bzw. »Non-Ens« (Hoffmann 1993: 155) ausgeschlossen, was mit dem Ideal nicht vereinbar ist. Den Ekel, den Hoffmann von Beginn an als ästhetisches Schema der Ausschließung nutzt, wendet er später im Anschluss an Achim von Arnim und die Deutsche Tischgesellschaft antisemitisch. Auch an Erzählungen wie dem *Artushof*, die an der Textoberfläche das Judentum kaum thematisieren und daher bislang nicht als antisemitisch wahrgenommen wurden, lässt sich dies zeigen. – Zunächst soll aber an Cervantes und Lope de Vega das literarische Verfahren poetischer Gerechtigkeit vorgeführt werden, das gesellschaftliche Ambiguitätstoleranz systematisch fördert.

Poetische Gerechtigkeit: Anerkennung der Wirklichkeit bei Cervantes und Lope de Vega

Als Don Quijote stark lädiert von seiner ersten Ausfahrt nach Hause zurückgebracht wird, fordern seine Nichte und die Haushälterin vom Pfarrer des Ortes, die Ritterromane zu verbrennen, die ihn um den Verstand gebracht hätten. Am

weis auf das *Zwischenspiel vom Wundertheater* an, in dem der Rassismus gegenüber Morisken und Juden verspottet wird. Vgl. Cervantes 1970, bes. S. 1199.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nächsten Morgen unternimmt er mit dem Barbier eine Sichtung der Bibliothek. Nur zwei Ritterromane bleiben erhalten: der *Amadís de Gaula*, den man als »einzigartig in seiner Gattung freisprechen« (Cervantes 1964: 74) müsse, sowie die *Engelländische Palme*, deren »Gespräche [...] stets auf die geschickteste und verständlichste Weise Rücksicht auf die Würde des Sprechers« (ebd.: 77) nähmen. Die Episode führt dem Leser zwei Grundsätze vor Augen, die dem frühneuzeitlichen Begriff poetischer Gerechtigkeit zugehören.

Zum einen wird der Literatur Wirkung auf den Geist des Lesers zugesprochen. Don Quijote hat sich zum Narren gemacht, weil er sich in eine fiktive Welt hineingelebt hat, die mit der wirklichen nicht kompatibel ist. Die Narretei Don Quijotes besteht weniger darin, dass er die Personen, Geschehnisse und Ideale seiner Bücher verlebendigt, als dass er massenweise die falschen Bücher liest. Seine Ritterromane versetzen ihn in eine andere Wirklichkeit, weil unsere Auffassung von Wirklichkeit von dem bestimmt wird, was uns ständig umgibt. Das ist für Don Quijote die vergangene, bloß angelesene Welt der Ritter. So wird er relativ zur Wirklichkeit seiner Zeitgenossen zum Narren. Zum zweiten hat Literatur »Rücksicht auf die Würde des Sprechers« zu nehmen. Jede Person ist so darzustellen, dass sie mit ihren Eigentümlichkeiten positiv zur Geltung kommt. Die Sympathie wird nicht ›gerecht verteilt‹, sondern auf gute wie böse Figuren gleichermaßen gelenkt. Auf diese Weise ergibt sich ein Ganzes, in dem jedes Glied seine ihm zukommende Stelle in der fiktiven Wirklichkeit erhält. Die frühneuzeitliche Ständegesellschaft wird funktional equilibristisch repräsentiert und reproduziert sich, indem die literarische Repräsentation auf die Wirklichkeit zurückwirkt. Sein und Schein gehen wechselseitig ineinander über, solange das eine für das andere einstehen kann. Lösen sie sich dagegen voneinander, so produziert der Schein, wie im Falle Don Quijotes, Wahnsinn.

Lope de Vega führt dieses Wechselverhältnis in dem Stück *Sein ist Schein* vor. Der römische Schauspieler Genesius reflektiert über seine Kunst:

> Das Spiegelbild des Lebens stell ich dar; / denn alles, was Ihr auf der Bühne seht, / es liebt, es hasst, es handelt nur zum Schein, / als ob's ein Stück aus unserm Dasein wäre. / [...] Darstellen oder spielen heisst verkörpern. / Indes, genau so wenig wie ein Dichter / mit echter Glut und innigstem Gefühl / die Liebe feiern kann, wenn sie ihm *fremd*, / genau so wenig kann der Komödiant / Verliebte spielen, wenn ihn selber nie / die Kraft der Liebesleidenschaft durchwühlte. (Vega 1961: 35)

Die Darstellung des Lebens auf der Bühne setzt die Erfahrung seiner Wirklichkeit voraus. Umgekehrt gilt aber auch, dass die Darstellung Wirklichkeit erzeugt. Während der Aufführung eines Stücks über Christen identifiziert sich Genesius so sehr mit seiner Figur, dass er wirklich zum Christen wird und sich schließlich für seinen Glauben hinrichten lässt. Vor dem Henker wendet er sich an Gott:

> Und lasse mich in Deinem ewigen Reich / fortan zu Deinem höchsten Ruhme spielen ... / Was ich bisher getan, war Stümperei, / und was ich selber schrieb,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> war würdelos. / [...] Dies ganze Menschendasein ist nur Schein; / das wahre Sein ... liegt jenseits der Gestirne! / – Nun ist des Lebens Narrenspiel zu Ende! (Ebd.: 83)

Sein und Schein gehen bei Cervantes und Lope de Vega ineinander über; es kommt »zu wechselseitiger Relativierung von Horizonten« (Gumbrecht 1990: 301), weil die Wirklichkeit und ihre Darstellung in der höheren Wirklichkeit Gottes aufgehoben sind und von dort her ihre Wahrheit erhalten. Der Weg von Gott über die Wirklichkeit zum Schein der Kunst kann unter der Bedingung wieder rückwärts durchlaufen werden, dass der Schein die Wirklichkeit wahrheitsgetreu wiedergibt. Dies ist bei Genesius der Fall, so dass sich sein Wesen durch die eigene Darstellung der Wahrheit Gottes zukehrt.

Das Wechselspiel zwischen Gott, Wirklichkeit und Schein kann nur funktionieren, wenn die Kunst ihrer Verantwortung gerecht wird, die Wirklichkeit zutreffend darzustellen, und das heißt für die dargestellten Figuren: »Rücksicht auf die Würde des Sprechers« zu nehmen, jedermann die ihm eigentümliche Position in dem Ganzen zukommen zu lassen, das von Gott her seine Legitimität erhält. Diese ›Würde der Person‹ stellt einen Grundzug des Werkes von Cervantes dar. Man könnte sie die fundamentale Form poetischer Gerechtigkeit nennen. Nach dem Verfall des aufklärerischen Konzepts in der frühen Moderne bricht sich diese Form poetischer Gerechtigkeit – freilich ohne noch auf transzendente Instanzen Bezug zu nehmen – im 19. Jahrhundert erneut Bahn, etwa in Flauberts Überzeugung, »die Gerechtigkeit des Dichters sei identisch mit vollkommener moralischer Unparteilichkeit.« (Zach 1986: 30)

In den *Exemplarischen Novellen* des Cervantes wird poetische Gerechtigkeit realisiert, indem den verschiedensten Randgruppen, meist durch Heirat, eine legitime Position innerhalb der spanischen Gesellschaft verschafft wird: Zigeunern *(Das Zigeunermädchen)*, Renegaten *(Der edelmütige Liebhaber)*, Gaunern, Prostituierten und Zuhältern *(Rinconete und Cortadillo)*, Vergewaltigern und Verführern sowie ihren Opfern (*Die Stimme des Blutes*, *Die beiden Jungfern*), unehelichen Kindern *(Die erlauchte Scheuermagd)* und weiteren. Nicht zugehörige Gruppen wie Protestanten und muslimische Türken werden zwar nicht in die *spanische* Gesellschaft integriert, im Rahmen ihrer eigenen Gesellschaft erhalten jedoch auch sie ihre Würde (*Der edelmütige Liebhaber*, *Die englische Spanierin*), so dass sich insgesamt eine *Welt* ergibt, in der die unterschiedlichsten Religionen, Kulturen und Formen politischer Organisation ihren legitimen Platz erhalten. Die Einheit der *spanischen* Gesellschaft ergibt sich aus der Anerkennung aller Gruppen im Rahmen des katholischen Glaubens. Dieser verhilft zuletzt jedem aus dem »verworrenen Labyrinth« (Cervantes 1963: 505) des Lebens zur Klarheit, sofern er seinerseits bereit ist, andere anzuerkennen. Einer der Gauner in *Rinconete und Cortadillo* erläutert das weite Dach der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft: »Ich, mein Herr, mische mich nicht in die Theologie; ich weiß nur, dass jeder in seinem Berufe Gott zum Lobe wirken kann« (ebd.: 248).

In einigen Novellen fehlt es dagegen an »Rücksicht auf die Würde des Sprechers«. Der aus Westindien zurückgekehrte *Eifersüchtige Estremadurer* verwei-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gert seiner jungen Frau den Umgang mit anderen Männern, indem er sich mit ihr und einigen weiblichen Bediensteten einmauert. Er scheitert allerdings kläglich und räumt seiner Frau zuletzt die Freiheit ein, die ihr gebührt. Der junge Rechtsgelehrte Tomás Rodja verweigert in *Der Lizentiat Vidriera* anderen ihre Würde, indem er durchgängig schlecht über sie spricht. Sein Wahn, er bestehe aus Glas (Hoffmann bezieht sich darauf im *Goldenen Topf*, vgl. Hoffmann 1993: 300), und sein Schreien bei jeder Annäherung anderer bilden einen Schutzmechanismus vor der befürchteten Rache. Da er anderen ihre Anerkennung verweigert, bleibt ihm auch nach zurückgekehrter Vernunft nur noch ein einziger Beruf, in dem er seinerseits Anerkennung findet: Er zieht nach Flandern in den Krieg und wird »[n]ach seinem Tode […] oft noch lobend als kluger, tapferer Soldat genannt.« (Cervantes 1963: 363)

Das Scheitern des Estremadurers und Tomás Rodjas führt dem Leser die Folgen mangelnder »Rücksicht auf die Würde des Sprechers« vor. Die letzte Novelle, das *Zwiegespräch […] zwischen Cipion und Berganza*, bildet insofern einen Sonderfall, als es schon der Erzähler, der Fähnrich Campuzano, an der geforderten Rücksicht fehlen lässt. In der das *Zwiegespräch* vorbereitenden Novelle *Die betrügerische Heirat* prellen sich Campuzano und seine Geliebte mittels Heirat gegenseitig, was für beide im Unglück endet. Der Sinn der Heirat wird damit umgekehrt: Während sie in anderen Novellen der Integration dient, führt sie hier zur Ausschließung. Indem der betrogene Betrüger Campuzano das *Zwiegespräch* niederschreibt, innerhalb dessen es die beiden sprechenden Hunde wiederum an der geforderten Rücksicht fehlen lassen, handelt es sich bei der letzten Novelle um eine Negation der Negation im Sinne Hegels, als deren Ergebnis sich der Autor Campuzano und sein Leser Peralta dem Leben wieder zuwenden. Unterstrichen wird dieser Charakter durch den Status der Erzählung als Fiktion in der Fiktion (der Hund Berganza erzählt sein Leben innerhalb der Erzählung Campuzanos von seinem Aufenthalt im Hospital) sowie durch die nächtliche Erzählsituation, die den Bezug auf die Wirklichkeit ebenfalls negiert.

Zu Beginn der Erzählung fordert der Zuhörer Cipion, getreu dem Prinzip der Anerkennung, vom Erzähler Berganza, er solle »bestimmte Dinge beleuchten, aber niemand dadurch verletzen oder der Ächtung aussetzen, denn die Afterrede ist, wenn sie auch viele lachen macht, schlecht, sobald sie auch nur einen ächtet.« (Ebd.: 619f.) Berganzas Vorsatz, sich in künftigen Fällen in die Zungenspitze zu beißen, hält jedoch nicht lange vor, und bald beginnt er rücksichtslos über die verschiedensten Randgruppen zu »lästern« (ebd.: 628 u.ö.): über »schmier-schmierig[e] Ausländer« (ebd.: 641), Gerichtsdiener und Häscher, Puppenspieler und Bänkelsänger, »Moriskengesindel« (ebd.: 673) und – in Umkehrung der Novelle *Das Zigeunermädchen* – über Zigeuner, die nur daran dächten, »wie sie am besten belügen und betrügen, und wo sie am leichtesten zu stehlen vermöchten« (ebd.: 671). Den Höhepunkt von Berganzas Erzählung bildet sein Bericht über die Spitalmutter und Hexe Cañizares. Sie hatte ihm erzählt, ihre Lehrmeisterin Camacha habe die beiden Kinder ihrer Freundin Montiela bei der Geburt in Hunde verwandelt – eben Berganza und Cipion, deren Fähigkeit zu sprechen sich auf diese Weise erklären würde. Als Cañizares sich eines Nachts

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mit einer Flugsalbe einschmiert, um von ihrem Herrn zuverlässigere Auskunft über die Herkunft ihres Schützlings Berganza zu erhalten, schleift dieser die nackte »Vettel« (ebd.: 655) trotz seines »Ekel[s]« (ebd.: 665) im Zustand der Entrückung auf den Hof, wo sie am Morgen dem Spott, der Verachtung und der Demütigung durch die Insassen des Spitals ausgesetzt ist. Um ihrer Rache zu entgehen, muss er fliehen. Indem Berganza Cañizares der öffentlichen Verachtung aussetzt, begibt er sich der Möglichkeit, sich über seine Herkunft aufzuklären, und gibt seine Mutter indirekt dem Spott und der Verachtung preis. Cipion erhebt die Verachtung der eigenen Herkunft gar zum Prinzip, wenn er Montiela, die er nur aus der Erzählung zweiter Hand kennt, »dumm, bösartig und schuftig [nennt], was mit Verlaub gesagt sei für den Fall, dass sie vielleicht doch unsere Mutter wäre« (ebd.: 669).

Im Rahmen der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft, in der die Position des Individuums wesentlich durch seine Herkunft bestimmt wird, kommt die Verachtung der Mutter der Vernichtung der eigenen Individualität gleich.[2] Die beiden abschließenden Novellen führen vor, dass die Vernachlässigung der Achtung anderer zum Verlust der gesellschaftlichen Position führt, der sich im Falle Berganzas als erzwungene Flucht darstellt. Wenn der Leser Peralta zum Schluss äußert, er verstehe »den Vorwand des ›Zwiegesprächs‹, seine Erdichtung« (ebd.: 686), so eröffnet wie in Lope de Vegas Stück der *Schein* den Weg zurück in die *Wirklichkeit*, der Leser der *Exemplarischen Novellen* wird wie Campuzano und Peralta entlassen: »›Gehen wir jetzt zum Espolón [eine Promenade bei Valladolid; M.M.], um uns dort die Augen zu erquicken, nachdem ich mir den Geist erfreut habe.‹ – ›Gut, gehen wir!‹ sagte der Fähnrich. Und damit gingen sie.« (Ebd.)

Poetische Ungerechtigkeit: »*Abfall*«-Produktion durch Ekel und Antisemitismus bei E.T.A. Hoffmann

Die Faszination der Romantiker für die Figur des Don Quijote ergibt sich daraus, dass er sich aus der Wirklichkeit hinaus in die phantastische Welt der Ritter versetzt. Er schafft unmittelbar die »neue Mythologie«, die den neuzeitlichen »Zerfall der antiken Mythologie und der natürlichen Bildung« (Brüggemann 1958: 51) kompensieren sollte. Während es aber für Cervantes darauf ankommt, dass der Leser sich nach der Lektüre wieder der Wirklichkeit zuwendet, positivieren die Romantiker die Fähigkeit des Subjekts, sich eine eigene Welt ohne Bezug auf die Wirklichkeit zu schaffen. In Hoffmanns *Serapionsbrüdern* kehren die Freunde nach ihren Erzählungen von mehr oder weniger phantastischen Welten immer wieder in die Wirklichkeit ihrer Gespräche im Berlin um 1820 zurück, dem Einsiedler Serapion jedoch gelingt der Wechsel zwischen der fiktiven und der wirklichen Welt nicht. Er wird daher zwar wie Don Quijote als wahnsinnig bezeichnet, gibt aber doch den Schutzheiligen der Freunde ab. Nur aus lebenspraktischen

2 | Vgl. etwa den Beginn der Rede Albanys zu Goneril in Shakespeares *King Lear*, IV, 2.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gründen gilt die Maxime, man müsse aus der poetischen in die wirkliche Welt zurückkehren; der konsequente Dichter müsste sich wie Hoffmanns Musiker Johannes Kreisler in der fiktiven Welt einkapseln, in den Wahnsinn zurückziehen. Nur so könnte er eine ideale, in sich konsistente Welt schaffen.

Hoffmanns Poetik – und *grosso modo* die der Romantik – beruht auf dem Entwurf einer Welt, deren Ganzheitlichkeit sich an ihrer Loslösung von der wirklichen Welt bemisst. Die wirkliche Welt erscheint als defizient, weil sie in ihrer empirischen Vielfalt nicht dem Ideal entspricht; Idealität und damit Sinnhaftigkeit ist nur in der entworfenen, der subjektiv konstruierten Welt des Künstlers erreichbar. Bei Cervantes verhält es sich umgekehrt: Die subjektive Welt Don Quijotes ist mangelhaft, weil sie bloß subjektiv im Widerspruch zur Wirklichkeit entworfen wurde, die zwar nicht vollständig erfahrbar ist, aber unter der Ägide Gottes vollkommen geordnet erscheint. Aus diesem Gegensatz zwischen der frühneuzeitlichen und der romantischen Literatur ergibt sich ein weiterer. Während Cervantes die Außenseiter systematisch ›einsammelt‹ und ihnen eine Stelle im Ganzen zuweist, produziert die subjektiv entworfene Welt der Romantik systematisch Ausschuss, den »*Abfall*« Zygmunt Baumans; wer von der Konstruktion nicht erfasst wird, muss ausgeschieden werden, um die innere Ordnung nicht zu gefährden. Ein Resultat dieses Verfahrens ist der romantische Antisemitismus.

Hoffmanns Antisemitismus ist erst in jüngerer Zeit thematisiert worden. Während Gerhard R. Kaiser die drei Erzählungen *Die Brautwahl*, *Die Irrungen* und *Die Geheimnisse* noch vorsichtig als »antisemitisch gefärbt« (Kaiser 1989: 37) bezeichnet, belegen nach Wolf-Daniel Hartwich »die Werke Hoffmanns in geradezu paradigmatischer Weise den romantischen Antisemitismus« (Hartwich 2005: 121). Typisch für Hoffmann ist ein unterschwelliger Antisemitismus, der zwar (mit Ausnahme der drei genannten Erzählungen) das Judentum kaum explizit thematisiert, sich aber unter Benutzung der zeitgenössischen Stereotype gegen das *assimilierte* Judentum richtet. Die Fortschreibung des *Zwiegesprächs* des Cervantes in der *Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* (entstanden 1813) gibt nach Hartwich die »narrative Grundkonstellation« (ebd.: 125) für die drei 1819/20 entstandenen antisemitischen Erzählungen ab. Im *Berganza* greife Hoffmann auf Motive zurück, die bei der Entstehung des modernen Antisemitismus in Berlin nach 1800, insbesondere bei der Deutschen Tischgesellschaft um Arnim und Brentano, ausgeprägt wurden: die Legende um den ewigen Juden und die Satire auf die jüdischen Salons. Die Erzählung bleibe aber noch relativ harmlos, weil der Mythos des ewigen Juden positiv gewertet und die Polemik gegen die jüdischen Salons entschärft werde (vgl. ebd.: 133). Im Folgenden soll gezeigt werden, dass der Ekel schon im *Berganza* als absolutes (wenngleich noch nicht antisemitisch gewendetes) Ausschlusskriterium fungiert und zwei Jahre später im *Artushof* (entstanden 1815) mit dem Judentum verknüpft wird, wenngleich das Judentum an der Textoberfläche so gut wie keine Rolle spielt. Wiederum einige Jahre später tritt der Antisemitismus dann in den drei späten Erzählungen offen zutage.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nach Kant kann die Kunst zwar Hässliches in die schöne Darstellung einbeziehen; das Ekelhafte aber schließt er kategorisch aus. Indem ekelhafte Gegenstände sich dem Genuss trotz des subjektiven Abscheus aufdrängten, könne die von der Kunst erzeugte Vorstellung des Ekelhaften nicht mehr vom objektiven Gegenstand unterschieden und also nicht für schön gehalten werden (vgl. Kant 1968: 312). Das Gefühl des Ekels gehört daher nach Menninghaus zwar in das Umfeld ästhetischer Empfindungen, »sprengt« aber zugleich die »Bedingungen der Möglichkeit eines ästhetischen Urteils« (Menninghaus 2002: 12) und wirkt insofern über das bloß ästhetische Urteil hinaus auf lebensweltliche Unterscheidungen wie ›anziehend‹ und ›abstoßend‹ zurück. Ekelhafte Motive implizieren immer auch soziale Ein- und Ausschlussverfahren jenseits der Literatur. Die Zulassung des Ekels widerspricht damit dem frühneuzeitlichen Kriterium poetischer Gerechtigkeit, »Rücksicht auf die Würde des Sprechers« zu nehmen, weil mit ihm immer der Ausschluss bestimmter Gruppen oder Personen verbunden ist. Karl Rosenkranz schließt noch 1853 das Ekelhafte weitestgehend von der Kunst aus. Insbesondere »[e]kelhafte Krankheiten, die auf einem unsittlichen Grunde beruhen, muß die Kunst von sich ausschließen. Die Poesie prostituiert sich selbst, wenn sie dergleichen schildert« (Rosenkranz 2007: 298). Dieses doppelte Kriterium trifft auf Berganzas Beschreibung der Hexe Cañizares zu, bevor er sie an der Ferse auf den Hof zerrt und der Verachtung der Spitalbewohner aussetzt. In der Tat fällt es dem Leser angesichts dieser Szene schwer, das ästhetische Gefühl für Komposition, Ausgleich und poetische Gerechtigkeit, das sich bei der Lektüre der *Exemplarischen Novellen* einstellt, aufrechtzuerhalten. Das Missvergnügen wird jedoch gemildert, indem die Erzählung als Negation der Negation den Weg ins Leben öffnet.

Die entsprechende Szene in E.T.A. Hoffmanns *Berganza* lässt eine Relativierung des Ekelhaften vermissen. Der erzählende Hund wird, anders als bei Cervantes, durchwegs positiv dargestellt. Der Erzähler befreundet sich schnell mit ihm, und seine (im Sinne des Cervantes) ›lästernde‹ Satire auf literarische Salons, Schauspieler usw. wird von seiner Liebe zur Kunst motiviert. Während der Hund bei Cervantes in unmittelbare Opposition zu der ›ekelhaften‹ Hexe Cañizares tritt, ergibt sich der Ekel bei Hoffmann aus einer dreigliedrigen Konstellation: Berganza tritt als Beschützer der »reine[n] Cäcilia« auf, die an den »unsaubre[n] Geist« George verheiratet werden soll, der »unter den höher Gesinnten des Zirkels einigen Abscheu und Ekel erregen mußte.« (Hoffmann 1993: 153) Mit der Heirat wird der literarische Salon der Mutter als bürgerliche Fassade demaskiert: »Madames zerrüttete Vermögensumstände machten die Verbindung mit dem reichen Hause wünschenswert, und all' die hohen Kunstaussichten und Ansichten, von denen man in so vielen wohlgestellten Floskeln und Phrasen gesprochen, gingen darüber zum Teufel!« (Ebd.: 154) Der bürgerliche Kunstdilettantismus scheidet damit als vermittelnde Instanz zwischen dem Ideal und der materiell verfassten Wirklichkeit aus; in Cäcilie und George stehen sie sich unvermittelt als Schönheit und Ekelhaftes gegenüber, und Berganza hat sich in dieser Konstellation als Idealist zu bewähren.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die »ekelhaften Zärtlichkeiten« Georges veranlassen Berganza schon vor der Schlüsselszene zu einem »tüchtigen Biß nach der Wade«. Ein Mitglied des literarischen Zirkels bemerkt daraufhin, Georges Wade sei »eine Negation, ein Non-Ens, die Sünde dagegen daher unmöglich, ins Nichts könne man nicht hineinbeißen« (ebd.: 154f.). Der Angriff Berganzas wird damit legitimiert, dass der Materialist George selbst gewissermaßen bloße Materie ohne moralische Dignität sei, der kein wirkliches Sein zukomme. »Rücksicht auf die Würde des Sprechers« ist ihm gegenüber nicht zu nehmen. Als der betrunkene Bräutigam, der »in der keuschen engelreinen Braut nur das feile Freudenmädchen« sieht, schließlich in der Hochzeitsnacht »seinen Schlafrock herunterriß und ihr nachwollte« (ebd.: 157), zerrt Berganza ihn am Schenkel auf den Flur, wo er, ganz wie früher die Hexe Cañizares auf dem Hof des Spitals, in seiner Nacktheit den Blicken der Öffentlichkeit preisgegeben ist. Berganza wird wiederum in die Flucht geschlagen, berichtet seine Erlebnisse dem Erzähler und setzt seine Flucht anschließend »wie der ewige Jude« (ebd.: 119) fort. Die Gesellschaft hat sich mit der Vertreibung Berganzas als unfähig erwiesen, der Wahrheit und den Idealen einen Platz einzuräumen; in der Gestalt Cäcilias werden sie der in George dargestellten Rohheit, dem Materialismus und dem Ekelhaften ausgeliefert, während der Hund als Vertreter der ›wahren‹ und ›idealen‹ Dichtung heimatlos durch die Welt irrt. Das Ekelhafte bildet den absoluten Gegensatz zum Ideal; in einer funktionsfähigen Gesellschaft würde, Hoffmanns Poetik zufolge, nicht Berganza, sondern George ausgestoßen.

Die zwei Jahre später entstandene Erzählung *Der Artushof* wendet das Ausschließungsschema des Ekels auf das Judentum an. Zu Beginn der Erzählung steht der junge, vermögende Kaufmann Traugott im Begriff, nach dem Eintritt in das Geschäft des Börsenhändlers Elias Roos dessen Tochter Christina zu heiraten und damit den letzten Schritt in die bürgerliche Gesellschaft zu vollziehen. Die Geschäfte, bei denen Traugott seinem künftigen Schwiegervater an die Hand geht, werden im Danziger Artushof am Langen Markt abgewickelt, einem gegen Ende des 15. Jahrhunderts für die gehobene Bürgerschaft erbauten Festsaal, der seit 1742 als Börse genutzt wurde. Für den erfahrenen Händler Roos hat der Saal lediglich die Bedeutung des Handelsplatzes, während Traugott noch nicht vollständig sozialisiert und daher offen für die ökonomisch nicht verwertbaren historischen Ausstattungsstücke ist. Die Lebenswelt des Börsenhändlers Roos ist durch die drei Orte Kontor, Börse und Haus bezeichnet, seine Phantasie beschäftigt sich dementsprechend mit Hauptbüchern, Wechseln und der Heirat seiner Tochter Christina. Deren Lebenswelt bildet der Haushalt, und ihr gehen nur der Kanarienvogel, die Wäsche, der Speiseplan und die bevorstehende Heirat durch den Kopf. Die Bestimmung der Phantasie durch die Lebenswelt scheint bei Hoffmann zunächst ganz soziologisch gedacht zu sein. Es mischen sich jedoch starke antisemitische Untertöne in die Darstellung Rooses.

Seit Clemens Brentanos und Achim von Arnims Reden vor der Deutschen Tischgesellschaft im Frühjahr 1811 war der Antisemitismus in den führenden Berliner Kreisen eingeführt. In deutlicher Absetzung von der aufgeklärten Berliner Salonkultur und in Opposition gegen die preußischen Reformen seit 1807,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die auch die Emanzipation der Juden bringen sollten, richtete sich die Verachtung der romantischen Schriftsteller v.a. gegen diejenigen Juden, die nach der Assimilation in der bürgerlichen Gesellschaft aufgestiegen waren. Arnim nimmt in seiner Rede *Ueber die Kennzeichen des Judenthums* die antisemitischen Motive Brentanos auf und führt sie bis zu Vernichtungsphantasien weiter, deren ›wissenschaftliche‹ Ausgestaltung nach dem Muster chemischer Analyse und Synthese heutzutage Assoziationen an die Vernichtung der europäischen Juden während des Nationalsozialismus heraufruft (vgl. Arnim 2008: 124f.). Im Zentrum der Rede steht die Vorstellung von der Camouflage der Juden: Während die Philister an ihrem »Schneckenhaus« leicht zu erkennen seien, hätten Juden »eine seltene Kunst sich zu verstecken« (ebd.: 109). Durch das Motiv der Camouflage erhält die Wiedereinführung traditioneller antisemitischer Motive den spezifisch rassistischen Charakter: Emanzipation und Assimilation führten seit der Aufklärung viele Juden zur Konversion und ermöglichten ihnen den Aufstieg in der bürgerlichen Gesellschaft. Der traditionelle, religiös motivierte Antisemitismus verlor damit seinen Gegner und wird nun von Arnim rassisch umgedeutet. Die ›Camouflage‹ der Juden als Christen und Bürger nötigt den Antisemiten zur Einführung ›wissenschaftlicher‹ Kennzeichen, um seine Opfer durch alle Tarnung hindurch entdecken zu können. Nienhaus schreibt dazu: »[D]er antisemitische Blick, der den Juden ihr Fremdsein erst wieder anheftete, sollte auf den Versammlungen der Tischgesellschaft geschult werden.« (Nienhaus 2005: 195)

Die preußischen Reformer verfolgten die Absicht, die noch vielfach abgestuften Stände in ein ›Staatsvolk‹ zusammenzufassen und die Bürger gegenüber dem Gesetz gleichzustellen. In diesem Rahmen sollten mit dem Emanzipationsedikt vom 11. März 1812 auch die Juden im Austausch gegen die Assimilation gleiche Rechte erhalten. Wilhelm von Humboldt formulierte als Ziel, »dass jeder, der nicht in religiöser Hinsicht danach zu fragen hat, ungewiss bleibe, ob jemand Jude sey oder nicht« (zit. n. Bering 1992: 52). Eben diese Ungewissheit wird von Arnim als Resultat der ›Verstellung‹ gedeutet, hinter der der Jude zu ›entdecken‹ sei, die aber als Assimilation an die bürgerlichen Verhaltensweisen nun auch den Kern des Philistrismus bildet. E.T.A. Hoffmann betreibt in seinem Werk breitenwirksam die von Arnim propagierte ›Schulung des antisemitischen Blicks‹: Die jüdischen Figuren werden in der Regel nicht offen als solche eingeführt, sondern erhalten nur einige verstreute Merkmale, die sie dem ›geschulten‹ Blick kenntlich machen. Mit zunehmendem zeitlichem Abstand zum damaligen Diskurs wird es für den Leser schwierig, Hoffmanns Antisemitismus zu durchschauen, so dass er lange Zeit nicht thematisiert wurde.[3] Einen Leitfaden gibt aber Hoffmanns poetische Ungerechtigkeit, sein auffallender Mangel an Solidarität mit vielen seiner Figuren ab. Es gibt wohl wenige Schriftsteller von einigem Rang, die ihre Figuren so üppig mit Attributen wie ›widerwärtig‹, ›ekelhaft‹ u.Ä. ausgestattet haben wie Hoffmann.[4] Indem er solche Figuren als klein,

3 | Ähnlich zur *Brautwahl* auch Och 2009: 71.

4 | Für eine Auswahl sehe man Hoffmann 1993: 111, 122, 153f., 210, 306; Hoffmann 2001: 678, 708.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verwachsen, umherspringend, schmutzig, in gebildeter Gesellschaft schreiend usw. beschreibt, ruft er beim Leser die entsprechenden Gefühlsreaktionen hervor. Der Philister ist in der romantischen Literatur das der Idealisierung widerstrebende, das zwar nicht kunstfähige, aber doch gesellschaftlich tolerable Wesen. Hoffmanns ›ekelhafte‹ Figuren dagegen sind gesellschaftlich inakzeptabel. Sie nehmen nur irrtümlich am gesellschaftlichen Leben Teil, gehörten richtigerweise nicht dazu und sind eigentlich ein »Non-Ens« oder, wie Traugott in einer üblen Laune Elias Roos entgegenwirft: »nichts, gar nichts!« (Hoffmann 2001: 199) Traugott schwankt zwischen dem Bedürfnis nach bürgerlicher Anerkennung durch Geschäftseintritt und Heirat einerseits und den antisemitischen Affekten gegenüber seinem künftigen Schwiegervater andererseits. Sinnfälligen Ausdruck findet das in der regelmäßigen Flucht aus dem Kontor: »Traugott [...] verdammte sich selbst zur Rückkehr ins Comtoir, und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft so übernahm, daß er schnell abbrechen und hinauslaufen mußte ins Freie.« (Ebd.: 187)

Der Börsenhändler wird als assimilierter Jude gezeichnet, dessen stereotyp ›jüdische Geldgier‹ sich durch den bürgerlichen Anstrich hindurch Bahn bricht: Als Traugott statt des verlangten Avisos zwei Figuren von einem altertümlichen Fries auf das Blatt zeichnet, »schlug Herr Elias Roos die Fäuste über den Kopf zusammen, stampfte erst ein klein wenig, dann aber sehr stark mit dem rechten Fuße und schrie, dass es im Saale schallte: ›[...] Ew. Edlen sind wohl ganz des Teufels? – Der Aviso – der Aviso o Gott! die Post!‹« (ebd.: 179), und wenig später weint er um das verlorene Geld. Gleich viermal empfiehlt der Erzähler Rooses »runde Perücke« (ebd.: 180f., 196) der Aufmerksamkeit des Lesers. Sie dürfte als transformierte Kippa zu deuten sein. Hoffmann übernimmt das Motiv aus Arnims Rede *Ueber die Kennzeichen des Judenthums*. In dem eingelagerten Spottgedicht tarnt sich der »Jude Katz« als Christ, um sich unerkannt unter die Zuschauer eines Ritterturniers zu mischen: »Der Jud läßt sich den Bart absengen / Und setzt ein blond Perückchen auf« (Arnim 2008: 115). Aus Arnims »Perückchen« wird in Hoffmanns *Sandmann* die »kleine Perücke« (Hoffmann 1985: 15) des Coppelius und im *Artushof* die »runde Perücke« des Elias Roos. Sie ersetzt dem assimilierten Juden die gleichgeformte Kippa, von der er sich nicht trennen kann, dient damit der ›Camouflage‹ und wird gerade deshalb zum »Kennzeichen« des Juden.

In dieselbe Richtung deutet Hoffmanns Namenswahl. Im Emanzipationsedikt von 1812 waren die Juden verpflichtet worden, im Austausch gegen die Erklärung zum Staatsbürger Familiennamen anzunehmen, die bis dahin nicht durchgängig üblich waren. Die Namenswahl für Vor- und Familiennamen war ihnen im Sinne des Emanzipationsziels, dass »ungewiss bleibe, ob jemand Jude sey oder nicht«, freigestellt worden. Zahlreiche Juden hatten ihre Namen beibehalten, da sie zu diesem Zeitpunkt noch keine Nachteile befürchten mussten. Auf dem Wiener Kongress konnten sich Hardenberg und Wilhelm von Humboldt allerdings nicht mit ihrer Forderung durchsetzen, die Gleichberechtigung festzuschreiben. Die Rücknahme der Emanzipation erfolgte dann über zwei Jahrzehnte in einer »Schritt-für-Schritt-Revokation« (Bering 1992: 64) im

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rahmen einer Auseinandersetzung innerhalb der preußischen Administration. Friedrich Wilhelm III. befahl dem Innenminister am 29. August 1816, »daß den Juden Kindern überhaupt ohne Taufe keine blos christliche Taufnamen beygelegt werden sollen« (ebd.: 68). Hardenberg überging diesen und ähnliche Befehle mehrfach, bis sich der König 1836 in dieser Frage doch noch durchsetzen konnte. Es ging ihm dabei um »die Sicherstellung der Erkennbarkeit [...], genau um das Gegenteil dessen, was Wilhelm von Humboldt als Zielpunkt der Emanzipation angegeben hatte« (ebd.: 71).

Hoffmanns *Artushof* entstand im Februar und März 1815, wenige Wochen nach der Festversammlung der Deutschen Tischgesellschaft vom 24. Januar 1815, die er wahrscheinlich besuchte (vgl. den Kommentar in Arnim 2008: 253). Arnim verlieh bei dieser Gelegenheit erneut seiner »Verachtung [...] gegen das Judenthum« (ebd.: 205) Ausdruck. Da der Anteil höherer Beamter unter den Mitgliedern recht hoch war, liegt es nahe anzunehmen, dass auch die Auseinandersetzungen um die Namensfrage zur Sprache kamen. Jedenfalls fügen sich die Namen in Hoffmanns Erzählung in die damalige Konstellation. Der Vorname ›Elias‹ war jüdisch markiert und wurde bei Konversionen häufig abgelegt (vgl. Bering 1992: 239). Roos hat ihn behalten und bleibt so als Jude erkennbar. Seiner Tochter hat er dagegen im Sinne der Assimilation den prononciert christlichen Namen ›Christina‹ gegeben. Mit ihrer Heirat wäre die Assimilation der Familie Roos abgeschlossen, ihre und Traugotts Kinder wären nicht mehr als Juden erkennbar. Eben solche Fälle sollten die wiederholten Ordres Friedrich Wilhelm III. ausschließen.

Die Verachtung, die Elias Roos von Seiten Traugotts trifft, bezieht sich auf die unterstellte Selbstverleugnung des assimilierten Juden. Indem er seine Zugehörigkeit zum Judentum ›camoufliert‹, distanziert er sich wie der Hund Berganza des Cervantes von seiner Herkunft und verachtet gewissermaßen sich selbst. Diesen Mangel an Selbstachtung wendet Roos in der Verachtung der Ostjuden nach außen. Den wahnsinnigen Maler Berklinger, bei dem Traugott anschließend in die Lehre geht, hält er »schlechtweg für einen polnischen Juden, und rief schmunzelnd: ›Dumme Bestie, verkauft jetzt das Papier, und bekommt in acht Tagen wenigstens 10 Prozent mehr.‹« (Hoffmann 2001: 189) Das Judentum zerfällt damit in die beiden Gruppen der assimilierten, die der Ekel und die Verachtung treffen, und der nichtassimilierten Juden, die als Vertreter einer alten, fremden Kultur den Künstler inspirieren. Bei dem einen kann sich Traugott kaum des »Ekels« (ebd.) erwehren, der andere führt ihn aus dem bürgerlichen Dasein zur Kunst. Der eine steht im Zentrum der ökonomischen Transformation, der andere am Rande der Gesellschaft. Beide werden jedoch ausgeschieden. Während Traugott sich in Italien auf der Suche nach Felizitas befindet, der idealisierten Tochter Berklingers, erfüllt sich an ihrem Vater die alte Prophezeiung, er müsse sterben, wenn seine Tochter sich verliebe. Für den nichtassimilierten Juden bedeutet die Verbindung der Tochter mit einem Christen den Tod; der assimilierte Jude Roos betreibt dagegen gerade die Heirat seiner Tochter mit einem Christen. Dennoch stirbt auch Roos während Traugotts Italienaufenthalt. Erst das Ausscheiden der beiden alten Juden ermöglicht im Gegensatz zu Hoff-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

manns *Berganza* zwei praktikable Lösungen. Auf der einen Seite entfaltet Felizitas ihren wahren Charakter und wird durch Heirat zur bürgerlichen »Kriminalrätin Mathesius« (ebd.: 205); auf der anderen Seite verbindet sich Traugott in Italien mit der nichtidealisierten Malertochter Dorina. Felizitas bleibt ihm, losgelöst von ihrem ›wirklichen‹ Charakter, »als ein geistig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geistiges Inwohnen der Geliebten – niemals physisches Haben und Besitzen.« (Ebd.: 202) Der Tod des alten Malers übernimmt damit die positive Funktion, das körperlich vorgestellte Ideal in Transzendenz und die künstlerische Anlage Traugotts in praktische künstlerische Tätigkeit zu überführen.

Vom Judentum bleibt nach dem Tod der beiden Alten nur die Idee der Vollkommenheit, die in der Moderne den Charakter des Fremden und Unverständlichen annimmt. Sie manifestiert sich zum einen im »wiedergewonnene[n] Paradies« (ebd.: 191) des jüdischen Malers Berklinger, der in der Weigerung, sich zu assimilieren, wahnsinnig wurde. Das Bild zeigt nur die weiße Leinwand, das Bild der Vollkommenheit hat sich ins Innere zurückgezogen. Zum anderen trägt auch der aus der neugebildeten Nation ins ferne Italien exilierte Maler Traugott das Idealbild von Berklingers Tochter nur noch als Inspirationsquelle in sich. Reale Juden werden dagegen ausgeschieden: Weder Berklinger noch Roos überleben die erfolgreiche Assimilation ihrer Töchter, und deren Kinder werden nicht mehr als Juden erkennbar sein. Hoffmanns *Artushof* wäre demnach zunächst unter eine Ästhetik des Verlusts zu rubrizieren, die der Vielfalt des alten Ständestaats nachtrauert, in dem (wie bei Cervantes) alle Gruppen, einschließlich der Juden, mit ihren je eigenen Traditionen ihren Platz fanden. Die Verbindung des assimilierten Juden Roos mit dem Motiv des Ekels, die Aufnahme und Weiterführung des Arnim'schen Motivs der Camouflage und die damit verbundene Einübung des Lesers in den ›antisemitischen Blick‹ geben der Erzählung aber einen starken antisemitischen Einschlag. Die poetische Ungerechtigkeit von Hoffmanns Text markiert den Beginn einer Moderne, die im Streben nach substanzlosen Idealen die Ambiguitäten der Wirklichkeit nicht mehr erträgt und daher ausscheidet.

Literatur

Addison, Joseph (1750): [ohne Titel]. In: Der Zuschauer. Erster Theil. Leipzig, XL. St., S. 187-192.

Arnim, Ludwig Achim von (2008): Ueber die Kennzeichen des Judenthums. In: Ders.: Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 11: Texte der deutschen Tischgesellschaft. Hg. v. Stefan Nienhaus. Tübingen, S. 107-128.

Bauer, Thomas ([4]2015): Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Berlin.

Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bering, Dietz (1992): Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812-1933. Stuttgart.

Brüggemann, Werner (1958): Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik. Münster.

Cervantes Saavedra, Miguel de (1963): Exemplarische Novellen. In: Ders.: Gesamtausgabe. Hg. u. aus dem Span. v. Anton Maria Rothbauer. Bd. 1. Stuttgart, S. 85-686.

Ders. (1964): Don Quijote de la Mancha. In: Ders.: Gesamtausgabe. Hg. u. aus dem Span. v. Anton Maria Rothbauer. Bd. 2. Stuttgart.

Ders. (1970): Das Zwischenspiel vom Wundertheater. In: Ders.: Gesamtausgabe. Hg. u. aus dem Span. v. Anton Maria Rothbauer. Bd. 4. Stuttgart, S. 1193-1215.

Franzbach, Martin (1999): Zwischen Verdrängung und Verunglimpfung. Die Juden in der Literatur des Siglo de Oro. In: Norbert Rehrmann/Andreas Koechert (Hg.): Spanien und die Sepharden. Geschichte, Kultur, Literatur. Tübingen, S. 43-50.

Gumbrecht, Hans Ulrich (1990): Eine Geschichte der spanischen Literatur. Bd. 1. Frankfurt a.M.

Hartwich, Wolf-Daniel (2005): Romantischer Antisemitismus. Von Klopstock bis Richard Wagner. Göttingen.

Hoffmann, E.T.A. (1985): Nachtstücke. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 3. Hg. v. Hartmut Steinecke, Frankfurt a.M., S. 9-345.

Ders. (1993): Fantasiestücke in Callot's Manier. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 2/1. Hg. v. Hartmut Steinecke. Frankfurt a.M.

Ders. (2001): Die Serapions-Brüder. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 4. Hg. v. Wulf Segebrecht u. Ursula Segebrecht. Frankfurt a.M.

Höfler, Günther A. (2015): Aspekte der poetischen Gerechtigkeit als einer Konstituente des literarischen Erwartungshorizonts. In: Christian Hiebaum/Susanne Knaller/Doris Pichler (Hg.): Recht und Literatur im Zwischenraum. Aktuelle inter- und transdisziplinäre Zugänge. Bielefeld, S. 189-206.

Kaiser, Gerhard R. (1989): Illustration zwischen Interpretation und Ideologie. Jozséf von Divékys antisemitische Lesart zu E.T.A. Hoffmanns *Klein Zaches genannt Zinnober*. In: Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft. H. 35, S. 21-48.

Kant, Immanuel (1968): Kritik der Urteilskraft. In: Ders.: Werke. Akademie Textausgabe. Bd. 5. Berlin, S. 165-485.

Leggewie, Claus/Zifonun, Dariuš (2010): Was heißt Interkulturalität? In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 1, H. 1, S. 11-31.

Lessing, Gotthold Ephraim (1996): Hamburgische Dramaturgie. In: Ders.: Werke. Hg. v. Herbert G. Göpfert, Karl Eibl u. Helmut Göbel. Bd. 4. Darmstadt, S. 229-720.

Mandelartz, Michael (2017): Weltübersicht durch Weltliteratur. Goethes Rettung der »Pyramide [s]eines Daseyns«. Erscheint demnächst im Dokumentationsband zur Asiatischen Germanistentagung (Seoul, 23. bis 26. August 2016).

Menninghaus, Winfried (2002): Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M.

Nienhaus, Stefan (2005): Grattenauer, Brentano, Arnim und andere. Die Erfindung des antisemitischen Nationalismus im frühen neunzehnten Jahrhundert. In: Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft 65, S. 183-199.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Och, Gunnar (2009): Literarischer Antisemitismus am Beispiel von E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Die Brautwahl*. In: Mark H. Gelber (Hg.): Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Tübingen, S. 57-71.

Rosenkranz, Karl (2007): Ästhetik des Häßlichen. Hg. v. Dieter Kliche. Stuttgart.

Vega Carpio, Lope Félix de (1961): Sein ist Schein. In: Ders.: Ausgewählte Werke. Aus dem Span. v. Hans Schlegel. Bd. 2. Darmstadt, S. 1-84.

Zach, Wolfgang (1986): Poetic Justice. Theorie und Geschichte einer literarischen Doktrin. Begriff – Idee – Komödienkonzeption. Tübingen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das »fremde Gift aus Europa«

Nationalismus, Rassenlehre und Führertum in Franz Werfels *Die vierzig Tage des Musa Dagh*

Elke Pfitzinger

Abstract

Franz Werfel's novel Die vierzig Tage des Musa Dagh *(1933) criticizes nationalism and racism as the causes of the Armenian genocide of 1915/16 and as the destructive results of a one-sided European modernity, but does so in an ambivalent way by offering blood,* Volksgemeinschaft, *and a* Führer *as contrasting positive values. This paper focuses on how the novel adopts these principles and links its approach to contemporary conservative movements which make the novel part of a reactionary modernity.*

Title: »Alien Poison from Europe«. Nationalism, Racial Ideology and the Leader in Franz Werfel's »Die vierzig Tage des Musa Dagh«

Keywords: alterity; culturalism; modernity; racism; Werfel, Franz (1890-1945)

> Millionen schuldloser Menschen – die Zahlen zu nennen oder gar darüber zu feilschen, ist bereits menschenunwürdig – wurden planvoll ermordet. Das ist von keinem Lebendigen als Oberflächenphänomen, als Abirrung vom Lauf der Geschichte abzutun, die gegenüber der großen Tendenz des Fortschritts, der Aufklärung, der vermeintlich zunehmenden Humanität nicht in Betracht käme. Daß es sich ereignete, ist selbst Ausdruck einer überaus mächtigen gesellschaftlichen Tendenz. […] Der Völkermord hat seine Wurzel in jener Resurrektion des angriffslustigen Nationalismus, die seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts in vielen Ländern sich zutrug. (Adorno 1997: 675)

Theodor W. Adorno bindet hier die geplante und weitgehend durchgeführte Vernichtung der europäischen Juden im Nationalsozialismus an ein gesellschaftliches Phänomen: den Nationalismus als das Streben von Nationen, sich voneinander abzugrenzen. Dieser Nationalismus nun entstand im Zuge der Modernisierung des politischen und sozialen Lebens in Europa als ein übernationales Phänomen. Entsprechend verweist Adorno auf einen anderen Völkermord, der »sehr charakteristischerweise in Deutschland kaum bekannt zu sein scheint, obwohl ein Bestseller wie ›Die vierzig Tage des Musa Dagh‹ von Werfel seinen Stoff daraus zog« (ebd.): die Ermordung rund einer Million Armenier im Osmanischen Reich 1915/16.

Um die literarische Verarbeitung der Schattenseiten der Moderne geht es im Folgenden. So gedeutet ist selbst ein Genozid keine Irritation im fortschreitenden Zivilisations- und Aufklärungsprozess einer humanen Neuzeit, kein Atavis-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mus vormoderner Barbarei, kein Rückfall hinter das bereits erreichte Niveau, sondern Bestandteil dieser Moderne: »Der Holocaust ist ein legitimer Bewohner im Haus der Moderne, er könnte in der Tat in keinem anderen je zu Hause sein.« (Bauman 1992: 31) Geboten ist daher, die Bedingungen sichtbar zu machen – nicht zu erklären –, unter denen diese Massenverbrechen stattfanden, und die Ergebnisse »*in die vorherrschenden Theorien der Moderne und des Zivilisationsprozesses aufzunehmen*.« (Ebd.: 13; Hervorh. i.O.) Diese Bedingungen sollen hier für *Die vierzig Tage des Musa Dagh* sichtbar gemacht werden, dessen Schilderung der Deportationen und der drohenden Vernichtung rückblickend die NS-Verbrechen geradezu voraussah. Gleichwohl bedient sich der Roman einer Blut-und-Boden-Rhetorik, die einzuordnen der Literaturwissenschaft bislang schwerfiel.

Nach einer Skizze der Thesen des Soziologen Zygmunt Bauman zur Dialektik der Moderne soll daher im Folgenden untersucht werden, welches Modernebild der Roman entwirft, welches Verhältnis zu Nationalismus und Rassismus zutage tritt, wie Völker und Kulturen entworfen werden und wie das Unfassbare mittels Personifikationen erzählerisch zu fassen versucht wird. Am Ende wird sich dabei zeigen, inwieweit Werfels Auseinandersetzung mit der Ideologie des Genozids diese Ideologie zu einem strukturellen Teil des Romans macht.

1. Ambivalenzen: rationale und reaktionäre Moderne[1]

Modernisierungen sind Umbruchphasen. Für die Beteiligten und Betroffenen stellen sie die Frage nach (Neu-)Orientierung: Aufgrund politischer, sozialer, technologischer, wirtschaftlicher Neuerungen verlieren bisherige Kategorien der Sinnstiftung ihre Fähigkeit, Orientierung zu verleihen. Eine solche Umbruchphase bildet die Zeit nach 1900, speziell die 1920er-Jahre mit ihren Irritationsmomenten, die die individuellen Lebensentwürfe wie die kollektive Identität herausforderten. Die als Zerfall wahrgenommene Differenzierung der offiziell demokratischen Gesellschaft verlangt eine Antwort auf die Frage nach der individuellen Zugehörigkeit, aber auch nach der Abgrenzung von Gruppierungen, die in der Folge als fremd, fremdartig und bedrohlich eingeordnet werden. Hier setzt Baumans These, der Holocaust sei an die Moderne gebunden, an.[2] Denn

1 | Mit dem Terminus wird Jeffrey Herf gefolgt, der ausführt, wie die »incorporation of technology into modern German nationalism brought a set of apparently discordant meanings together in a coherent and compelling ideology.« (Herf 1984: 226) Georg Bollenbeck nennt diese breite Strömung, die Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts »die Schattenseiten der Moderne« (Bollenbeck 2007: 202) herausstellt, »entzauberte Moderne« (ebd.: 201).

2 | Die Moderne als Begriff wie als zeitliche Epoche einzugrenzen, ist schwierig. Hier dient »Moderne« vorrangig zur »Bezeichnung einer als Durchgangspunkt empfundenen Gegenwart« (Gumbrecht 1978: 110): ein aufgrund gesellschaftlicher Beschleunigungserfahrungen verändertes Zeitbewusstsein, das nach Gumbrecht im europäischen Vor-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Holocaust war kein spontaner Gewaltexzess, kein Pogrom, wie es die europäische Geschichte kennt. Spezifisch modern sei er insbesondere aufgrund seiner Abhängigkeit von der Bürokratie. Sie erlaubte es, den Vernichtungsprozess in zahlreiche einzelne Teilschritte aufzuspalten, die Verantwortung auf ebenso viele Einzelne zu delegieren und so den Einzelnen von der Verantwortung für die eigenen Taten zu entlasten. Im Zuge dessen werden individuelle ethische Grundsätze entwertet beziehungsweise auf das vorgegebene gesellschaftliche Ziel hin umgelenkt.

> Betrachtet man den Holocaust als komplexe, zielgerichtete Operation, so trägt er durchaus Züge eines Paradigmas moderner bürokratischer Rationalität. Alle Maßnahmen, die zur Vernichtung führten, waren auf größtmöglichen Nutzen bei möglichst geringen Kosten ausgerichtet. Bei allem, was getan wurde, sollten, so weit es ging, die Kenntnisse und die Erfindungsgabe der Beteiligten genutzt werden, wobei dies selbst die Opfer der geplanten Aktion einschloß. [...] Die Organisation des Holocaust hätte ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Organisation abgeben können. (Bauman 1992: 164f.)

Ebenso gewichtig ist die Tatsache, dass die Nationalsozialisten die geplante Vernichtung der Juden nicht als negativ und destruktiv begriffen, sondern als positiven und produktiven Beitrag zur Beseitigung gegenwärtiger Missstände, zur kollektiven Wiedergeburt als Nation und zur Erschaffung des neuen Staates, des versprochenen ›Tausendjährigen Reiches‹: »*Der moderne Genozid verfolgt ein höheres Ziel.* Die Beseitigung des Gegners ist ein Mittel zum Zweck, eine Notwendigkeit, die sich aus der übergeordneten Zielsetzung ergibt: *Dieses Ziel ist die Vision einer besseren, von Grund auf gewandelten Gesellschaft.*« (Ebd.: 106 [Hervorh. i.O.]) In dieser Denkweise kann ein Völkermord nicht nur von strikt rationalen Überlegungen geleitet sein, sondern er kann als ein geradezu »schöpferisches Werk« (ebd.: 107) gedeutet werden.

Neben der Aktualisierung der historischen Judenfeindlichkeit religiösen Ursprungs ist hier die als Wissenschaft behandelte Rassenlehre zentral, deren wichtigste Entwicklungsstufen kurz skizziert seien. Die Rassenlehre errichtet zwischen den einzelnen, aufgrund gemeinsamer Abstammung als ›Rassen‹ zusammengefassten Völkern ab dem 18. Jahrhundert biologische, sprachliche und mentale Grenzen und kategorisiert die ›Menschenrassen‹ im Zuge der wissenschaftlichen Erschließung der Welt.[3] Diese Unterschiede werden als natürlich gegeben, ahistorisch, ursprünglich und unveränderlich betrachtet, dienen freilich mit der fraglosen Vorrangstellung der Europäer nicht zuletzt den eigenen

---

märz einsetzt – zeitgleich damit verändern sich der Nationalbegriff und die Ablehnung der Juden (vgl. Conze 1984, bes. 173-176).

3 | Den Menschen zoologisch zu klassifizieren unternahm erstmals Carl von Linné 1735. Operationalisiert wird der Begriff »Rasse« ebenso von Philosophen wie Voltaire und Kant. Vgl. zur Begriffsgeschichte Conze 1984, vgl. zum europäischen Rassismus Mosse 1990.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weltpolitischen Interessen. Angereichert mit (sozial-)darwinistischem Gedankengut erreicht die Rassenlehre im späten 19. Jahrhundert mit Arthur Comte de Gobineau (1816-1882) und Houston Stewart Chamberlain (1855-1927) ihre populärste Formulierung und richtet sich auf den Kampf der ›Rassen‹ unter- und miteinander um das Überleben aus. Damit verbindet sich die Notwendigkeit, eine ›Rasse‹ rein zu halten. Derart von seiner deskriptiven Bedeutung gelöst, enthält der Begriff nun »Aktionsmetaphern« (Giesen 1999: 282): Das Überleben der ›Rasse‹, der Nation, des Volkes als Ganzes steht auf dem Spiel. Diesem Interesse ist folglich das einzelne Mitglied untergeordnet, verschiedene ›Rassen‹ stehen einander per definitionem feindlich gegenüber, die größte, da subversive Gefahr ist die ›Rassenmischung‹.

Als »grenzdefinierendes Vehikel« (Bauman 1992: 93) wurden in Europa die Juden entworfen, die den anderen ›Rassen‹ aufgrund ihrer eigenen Unterlegenheit feindselig gegenüberstünden. Bei dem antisemitischen Feindbild handelt es sich um ein Konstrukt, das bis auf den Namen ›Juden‹ einer realen Grundlage entbehrt. So konnten die Juden in der antisemitischen Propaganda gleichzeitig als Verkörperung des Kapitalismus und des Kommunismus eingesetzt werden. In dieser Einheit von Gegensätzen wirkt die innere Folgerichtigkeit des Rassismus:

> Die Nazis handelten wirklich so, als ob die Welt von Juden beherrscht sei und einer Gegenverschwörung bedürfe, um gerettet zu werden. Die Rassedoktrinen waren nicht mehr eine Theorie höchst zweifelhaften wissenschaftlichen Wertes, sondern wurden jeden Tag innerhalb einer funktionierenden Welt realisiert, in deren Rahmen es höchst »unrealistisch« gewesen wäre, ihren Realitätswert zu bezweifeln. (Arendt 1986: 573)

Der Nationalsozialismus schuf sich so eine eigene Realität mit eigener Logik. Die veränderte Rationalität, die sich in diesem System darstellt, erscheint nur von außen betrachtet irrational oder unlogisch. Daher gilt es nicht, einzelne antisemitische Behauptungen zu widerlegen, sondern ihre Zwecke zu erkennen. Als Antagonisten entworfen, wurden die Juden zur Verkörperung alles dessen, was man an Moderne und Gegenwart ablehnte. Diese Moderne wurde wahrgenommen »als seelenlos, dekadent, parasitär, unnatürlich und krisenhaft und wurde der Verantwortung für das Ganze, dem schöpferischen Geist und der natürlichen Wahrheit, dem tiefen Gefühl und der neuen echten Frömmigkeit entgegengesetzt.« (Giesen 1999: 196)

In dieser Tradition steht auch das einflussreichste Werk des Kulturpessimismus, Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* (1918/19), welches, angefüllt mit den »standard antimodernist complaints« (Herf 1984: 57), einen Untergang verkündet – den der städtischen, finanzkapitalistischen, intellektuellen, materialistischen, demokratischen Zivilisation –, indes zugleich eine Erneuerung in Aussicht stellt: »Am Ziele angelangt, enthüllt sich endlich das ungeheure, immer unsinnlicher, immer durchscheinender gewordene Gewebe [...]. Darunter aber erscheint wieder das Früheste und Tiefste, der Mythos, das unmittelbare Werden, das Leben selbst.« (Spengler 2006: 553f.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

So setzt diese Strömung der als abstrakt kritisierten eine andere, eine reaktionäre Moderne entgegen, in der die Nation als ganzheitliche, durch Blut und Seele verbundene Volksgemeinschaft neu ersteht und die staatspolitische Utopie verwirklicht. Es sei betont, dass nicht jede Moderne- und/oder Kulturkritik des frühen 20. Jahrhunderts zwangsläufig im Nationalsozialismus mündete: »Kulturkritik lässt sich nicht auf eine reaktionäre Linie mit dem Tiefpunkt 1933 festschreiben.« (Bollenbeck 2007: 10) Auch Oswald Spengler selbst stand den Nationalsozialisten fern. Die Tatsache, dass gemeinsame Inhalte und Überzeugungen existieren, erzeugt freilich ein Unbehagen. Dennoch: Zum Weltbild der reaktionären Moderne gehört etwa Ablehnung von Demokratie und Multikulturalismus, dazu gehört der Gedanke der Volksgemeinschaft, dazu gehört nicht in jedem Fall das Vorhaben, die eigenen Feinde auszumerzen. Im Nationalsozialismus als *einer* Ausprägung der reaktionären Moderne traf Letzteres zu, und dass das mit modernsten technischen und bürokratischen Mitteln vollzogen wurde, zeigt die Vorwärts- und Rückwärtsgewandtheit dieses Weltbildes.

2. Hintergründe: Genozid und Roman

All diese oben genannten Faktoren – Umbruchprozesse, die daraus resultierende Verunsicherung kollektiver und individueller Identitäten, die aggressiven Nationalismus und Rassismus förderte, die Mechanismen der rational-bürokratischen Distanzgewinnung von den eigenen Handlungen – stützten im NS-Staat den Völkermord. Eine ähnliche Konstellation begleitet von tiefgreifenden sozialen und politischen Wandlungen fand sich wenige Jahrzehnte früher im Osmanischen Reich, wo sich »inmitten und an einem Schlüsselpunkt der Entwicklung eines modernen europäischen Bewußtseins« (Dabag 1998: 155) ein von offizieller staatlicher Seite bis heute geleugneter »›modernisierende[r]‹ Völkermor[d]« (ebd.: 203) ereignete. Die historischen Hintergründe sind folgende:

Seit dem späten 19. Jahrhundert versuchte die Bewegung der »Jungtürken«, das Osmanische Reich durch Reformen und eine Verfassung nach europäischem Vorbild zu modernisieren und den Einfluss der europäischen Großmächte zurückzudrängen. 1908 zwingt ein von den Jungtürken unterstützter Aufstand den seit 1876 regierenden Sultan Abdul Hamid II. (1842-1918), Wahlen zuzulassen, die die Jungtürken gewinnen. Ihr politisches Ziel ist ein Zentralstaat, in dem alle auf türkischem Staatsgebiet lebenden ethnischen Gruppierungen gleich und gleichberechtigt als ottomanische Bürger leben sollen. 1913 führen massive Gebietsverluste in den europäischen Landesteilen im Zuge des Ersten Balkankrieges indes zu einer Regierungskrise, in der sich das »Komitee für Einheit und Fortschritt« (»Ittihad ve Terakki Cemiyeti«), der radikale Flügel der Jungtürken, an die Macht putscht. Der Staat entwickelt sich nun »zu einem radikalisierten Parteienstaat« (Mann 2007: 193), der sich zunehmend einem »Ethnonationalismus« (Hosfeld 2015a: 106) verschreibt und fürchtet, Minderheiten wie die religiös und sprachlich eigenständigen Griechen und Armenier könnten mit ausländischen Mächten, insbesondere dem Russischen Reich, pak-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tieren. Der Erste Weltkrieg – das Osmanische Reich ist Verbündeter der Mittelmächte – steigert diese Befürchtungen: Staatliche Repressionen nehmen zu, die Einheit von Volk, Nation und Staat soll durch Aggression nach innen hergestellt werden.[4] Im Frühjahr 1915 ordnet das regierende Triumvirat aus Ismail Enver Pascha (1881-1923), Cemal Pascha (1872-1922) und Mehmet Talaat (1872-1921) die Umsiedlung der als illoyal geltenden Armenier aus ihren Siedlungsgebieten in Anatolien, Kilikien und Nordsyrien an. Prominente Politiker und Intellektuelle werden verhaftet, die Landbevölkerung in die syrische Wüste deportiert. Auf diesen Märschen, in Lagern und durch Massaker sterben mindestens eine Million Menschen.

Den diesen Verbrechen zugrunde liegenden Nationalismus und seine Ursprünge prangern *Die vierzig Tage des Musa Dagh* an. Der Roman ist eine Anklage gegen den Völkermord an den Armeniern durch die jungtürkische Regierung, eine Gedächtnisschrift und eine Warnung vor dem Umgang totalitärer Staaten mit Minderheiten. Franz Werfel begegnete 1930 in Syrien Nachkommen armenischer Flüchtlinge, deren Leid und deren Berichte ihn den Entschluss fassen ließen, »das unfaßbare Schicksal des armenischen Volkes dem Totenreich alles Geschehenen zu entreißen« (Werfel 2002: 9) und von dem Leid des Genozids zu erzählen, insbesondere von dem Widerstandskampf, den die etwa 5000 Bewohner umliegender Dörfer auf dem Musa Dagh, dem »Mosesberg«, leisteten, sowie von ihrer Rettung durch ein französisches Kriegsschiff. Zwei Jahre intensiven Quellenstudiums folgten, in denen Werfel Augenzeugenberichte, juristische Dokumente und Untersuchungsprotokolle auswertete und kulturgeschichtliche Quellen zu Handwerk, Architektur und Vegetation Armeniens heranzog.[5]

Als Roman erzählbar wird der massenhafte Genozid, indem Werfel ihn personalisiert. Mit dem Verteidigungskampf einer Minderheit greift er ein Einzelereignis heraus, das er an eine Hauptfigur knüpft, den fiktiven Gabriel Bagradian, der nach 23 Jahren in Paris mit seinem Sohn und seiner französischen Ehefrau Juliette nach Yoghonoluk, in das Dorf seiner Kindheit, zurückgekehrt ist, als die Deportation der Armenier beginnt. Mitsamt seiner Familie darf er Yoghonoluk aufgrund politischer Bestimmungen nicht mehr verlassen und findet sich so in derselben Situation wie seine Landsleute, von denen er sich durch den Europaaufenthalt entfremdet fühlt. Als Anführer dieser Zwangsgemeinschaft organisiert Gabriel den Widerstandskampf. Nach vierzigtägiger Belagerung versäumt er die Abfahrt des rettenden Schiffes und wird von türkischen Soldaten erschossen.

Werfels Arbeit an dem fast 1000 Seiten zählenden Monumentalwerk dauerte von Juli 1932 bis Mai 1933. Dabei hinterließen die politischen Ereignisse in Deutschland ihre Spuren: Wohl um Veröffentlichung und Verkauf des Romans nicht zu gefährden, unterschrieb Werfel am 19. März 1933, als die Repressionen gegen die jüdische Bevölkerung Deutschlands begonnen hatten, eine Loyalitäts-

4 | Berlin/Klenner sprechen von »Zwangstürkisierung« (Berlin/Klenner 2006: 28).

5 | Vgl. Jungk 1987: 205. Einen detaillierten Überblick über Werfels Quellen gibt Schulz-Behrend (1951).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erklärung der Preußischen Akademie der Künste gegenüber der NSDAP, die die Schriftsteller zur Mitarbeit an der NS-Kulturpolitik verpflichtete (vgl. dazu Jungk 1987: 207-214). Angesichts des Romaninhalts, der ja eine derartige Politik verurteilt, erstaunt die Naivität Werfels. Das gilt ebenso für seinen Mitgliedsantrag im Dezember 1933 an den Reichsverband deutscher Schriftsteller – dessen Satzung Juden selbstverständlich ausschloss. Im Februar 1934, zwei Monate nach seinem Erscheinen, wurde der Roman erwartungsgemäß verboten, die unverkauften Exemplare beschlagnahmt.

Nun ist Werfel in seinen Bemühungen, seine literarische Existenz auf dem deutschen Buchmarkt fortzusetzen, keine Nähe zum Nationalsozialismus zu unterstellen, indes weist der Roman Züge des reaktionären Modernismus auf, der auch die Ideologie des Nationalismus speiste. Insofern ist bei allen Unterschieden die Distanz geringer, als Inhalt und Intention zunächst vermuten lassen. Denn damit sind Weltanschauung und Wertauffassung dieses Romans betroffen, der Leser und Forschung irritiert, indem er bei aller unstreitig humanitären Stoßrichtung um die Themen »Rasse«, »Blut«, »Heimat« und »Führertum« kreist und sie ebenso unstreitig positiv bewertet.

So zählt Norbert Eke diese konfligierenden Inhalte »zu den unauflösbaren Widersprüchen« (Eke 1997: 715) des Romans, und Eugenio Spedicato exkulpiert Werfel damit, er habe »sich von der pseudogenetischen Terminologie der Zeit nicht befreien« (Spedicato 2014: 163) können. Fraglos ist das Vokabular der 1930er-Jahre ein anderes als das gegenwärtige und selbstverständlich war etwa die Rassenlehre präsenter; dennoch verhält es sich nicht so, dass »[a]ngesichts der moralischen Integrität des Autors und angesichts des furchtbaren Ernstes der im Roman geschilderten Ereignisse [...] ideologische Besserwisserei und stilkritische Beckmesserei fehl am Platze« (Buch 1990: 28)[6] wären. Es ist wesentlich, auch ideologisch belastete Begriffe und Konzepte ernst zu nehmen und ihre Aussagekraft zu untersuchen. Ein Unbehagen, diese Kategorien in der Analyse anzuwenden, ist verständlich – keine Interpretation des Romans kann es vermeiden, die darin gültige Einteilung der Menschen in ›Rassen‹ wahrzunehmen, sie in der Auseinandersetzung nachzuvollziehen und so dem rassistischen Begründungszusammenhang für die Dauer der Beschäftigung Aktualität und Gültigkeit zu verleihen. Das gilt für die historische Forschung, das literarische Werk, die literaturwissenschaftliche Analyse, und eben das geschieht im nächsten Abschnitt.

3. Einteilungen: Menschen, Völker und ›Rassen‹

Der »Todeszuckung eines Volkskörpers, dem der Rassenfeind jeden Nerv einzeln durchschnitten hatte« (Werfel 2002: 901), gleichen die Verhältnisse im Flüchtlingslager des Musa Dagh nach einem Brand. Dieses Zitat, eines der dras-

6 | Indes missbilligt Buch selbst das permanente »Rauschen des Blutes« (Buch 1990: 27).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tischsten des Romans, weist auf ein organizistisches Konzept von Völkern hin sowie auf als primordial entworfene Gegensätze und Feindschaften zwischen ihnen. Und doch sind die Einteilungen der Völker, Kulturen und ›Rassen‹ im *Musa Dagh* weder so strikt noch so eindeutig, wie sie auf den ersten Blick scheinen.

Bei dem Versuch, die in den *Vierzig Tagen des Musa Dagh* vorgenommenen Einteilungen der Menschen nachzuvollziehen, ist zuallererst die Gegenüberstellung der Europäer und der Orientalen zu nennen, welche Türken und Armenier gleichermaßen bezeichnen, sowie das westliche Stereotyp des passiven, handlungsunfähigen, schicksalsergebenen Orients: »Machtlos sind wir. Den Kopf müssen wir hinhalten. Schreien dürfen wir vielleicht.« (Ebd.: 97) Jedoch steht nicht der Gegensatz zwischen Europäern und Orientalen als gleichförmigen Einheiten im Zentrum des Romans. Deutliche Unterschiede zwischen den Bewohnern des osmanischen Vielvölkerstaates werden durch den unverhohlenen Nationalismus und Rassismus der jungtürkischen Regierung markiert, wie sie der Kriegsminister Enver Pascha im Streitgespräch mit Pastor Johannes Lepsius verkündet und die direkt aus der Zeit herausgegriffen scheinen, in der der Roman entstand: Die Armenier seien Fremde, bedrohten die osmanische Nation, sie seien Deserteure und Verräter (vgl. ebd.: 158), weshalb die »schwerkämpfende, durch eine Welt von äußeren Feinden belagerte Nation« sich von ihrem »inneren Feinde« (ebd.: 161) befreien müsse:

> Das Volk der Türken zählt vierzig Millionen. [...] Ist es nicht ein großer und würdiger Plan, diese vierzig Millionen zusammenzufassen und mit ihnen ein nationales Reich zu gründen, das in Asien dereinst die gleiche Rolle spielen wird wie Deutschland in Europa. Das Reich wartet. Wir müssen es nur ergreifen. Unter den Armeniern gibt es gewiß eine beängstigende Menge von Intelligenz. Sind sie wirklich ein Freund dieser Art von Intelligenz, Herr Lepsius? Ich nicht! Wir Türken besitzen von dergleichen Intelligenz wenig. Dafür aber sind wir die alte heroische Rasse, die zur Errichtung und Beherrschung des großen Reiches berufen ist. Über Hindernisse werden wir deshalb hinwegsteigen. (Ebd.: 164f.)

Die Suada gipfelt in der Aussage: »Zwischen dem Menschen und dem Pestbazillus [...] gibt es keinen Frieden.« (Ebd.: 165) Die Argumentation Envers folgt strikt der am Überleben der ›Rassen‹ orientierten Logik des Rassismus, die den als feindlich eingestuften Anderen das Recht auf Leben und die Menschlichkeit abspricht. Mit dem Begriff »Pestbazillus« bewegt die Figur Enver sich exakt im Rassismus und Sprachgebrauch des frühen 20. Jahrhunderts, das das »Volk als biologisch-rassische, von Parasiten oder Schädlingen bedrohte hierarchisch gegliederte Einheit« (Schmitz-Berning 2007: 667)[7] in den Begriff »Volkskörper« fasste. Und aus dem soll hier ein Teil ausgesondert werden, um den Rest im Sinne eines Selbstreinigungsprozesses zu stärken. Diese medizinisch-organi-

7 | Der Lexikonartikel *Volkskörper* weist darauf hin, dass auch Kritiker des Nationalsozialismus diesen Begriff benutzten (vgl. Schmitz-Berning 2007: 670). Zu den biologischen Grundlagen und biopolitischen Konnotationen vgl. Geulen 2004: 256-271.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zistische Metapher »hat immer etwas potentiell Genozidales an sich« (Hosfeld 2015a: 99) und verdeutlicht, wie hoffnungslos die politische Lage der Armenier ist: Ihnen »winkte kein Schutz, keine Hilfe, keine Hoffnung. Sie waren keinem Feinde in die Hände gefallen, der aus Gründen der Gegenseitigkeit das Völkerrecht achten mußte. Sie waren einem weit schrecklicheren Feinde in die Hände gefallen: dem eigenen Staat.« (Werfel 2002: 117) Und der hat – in einer »genuin modernen Destruktionsdynamik« (Honold 2014: 112) – einen modernisierenden Völkermord begonnen: »Sie wollen ein neues Reich gründen, Exzellenz. Doch der Leichnam des armenischen Volkes wird unter seinen Grundfesten liegen.« (Werfel 2002: 165)

Diese Zitate zeigen, dass »Werfel's true prescience [...] lies in his understanding of the mentality which licences genocide.« (Robertson 1992: 265) Treibendes Motiv ist die nationale Erneuerung des Osmanischen Reiches und dabei die Reinigung der Nation, wie es auch historisch den Ittihadisten »zunächst nicht um die *Gestalt* des Staates, sondern um die *Definition* und die *Identität* des Staates und seines Staatsvolkes selber« (Dabag 1998: 166 [Hervorh. i.O.]) ging. Begriffen und inszeniert ist diese Herstellung eines homogenen Staatsvolkes im Sinne des Rassismus als Teil eines »universalen Überlebensprozesses« (Geulen 2004: 375).

Quer zur eben dargelegten verläuft eine weitere Unterteilung der Menschen: Die Alttürken, der Derwischorden der Herzensdiebe oder der türkische Bauer, der Stephan und Haik bei ihrem Versuch, das amerikanische Konsulat zu erreichen, unterstützt, sind keine Ausnahmen, mit denen Werfel seine Mahnung an sich selbst »Nicht gegen Türken *polemisieren*«[8] befolgt und Schwarz-Weiß-Zeichnungen vermeidet. Die folgende Passage zeigt eine gänzlich andere, aus der alltäglichen Lebensweise abgeleitete Einteilung:

> Während in den Selamliks, Cafés, Bädern, Versammlungsorten der Provinz die moderne Welt (das heißt alles, was Zeitungen las, einen bescheidenen Fremdwörterschatz besaß, anstatt Karagöz, dem türkischen Schattenspiel, in Smyrna oder Stambul ein paar französische Komödien gesehen hatte und ansonsten den Namen Bismarck und Sarah Bernhardt kannte), während also diese Gebildeten, dieser fortgeschrittene Mittelstand sich restlos hinter Envers Armenierpolitik stellte, verhielt es sich mit den einfachen türkischen Menschen, mochten es nun Bauern oder das niedere Straßenvolk sein, durchaus anders. Oft staunte der Müdir auf seinen Rundreisen, wenn in einem Dorfe, wohin er den Austreibungsbefehl gebracht hatte, sich Türken und Armenier zusammenscharten, um miteinander zu weinen. [...] Und er konnte erleben, daß sich seine eigenen Volksgenossen vor seine Füße warfen und ihn anflehten:
>
> »Laß sie bei uns! Sie haben nicht den richtigen Glauben, aber sie sind gut. Sie sind unsere Brüder. Laß sie hier bei uns!« (Werfel 2002: 180f.)

Die Spaltung der Einwohner der Türkei erfolgt hier nach ihrem sozialen Stand, als Stadt- und Landbevölkerung beziehungsweise nach ihrem Kontakt mit Eu-

8 | Diese Randnotiz im Manuskript zitiert Jungk 1987: 211 (Hervorh. i.O.).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ropa. Er ist im angeführten Zitat in all seiner ironisch herausgestellten Oberflächlichkeit in der Mittel-, Ober- und Regierungsschicht als Zeichen für Modernität und Fortschritt positiv konnotiert und führt dort zu einem Gefühl der Überlegenheit, das die Absonderung und letztlich die Vernichtung der Armenier gutheißt. In der Verkürzung und ironischen Pointierung dieses Absatzes erweist sich die europäische Zivilisation als die eigentliche Verantwortliche der Deportationen,[9] da »der Nationalismus, der heute bei uns herrscht, ein fremdes Gift ist, das aus Europa kam.« (Ebd.: 665)

Das Europa, aus dem dieses Gift stammt, ist beherrscht von der imperialistisch-chauvinistischen Selbsteinschätzung, als westliche Nation Vertreter der Zivilisation zu sein, der der Rest der Welt als barbarisch gilt. Diesen kulturellen und zivilisatorischen Gegensatz betont unter den Figuren besonders die Französin Juliette:

> Ihr seid ein altes Volk [...] Ein Kulturvolk! Meinetwegen! Aber wodurch beweist ihr eigentlich, daß ihr ein Kulturvolk seid? Nun ja, ich weiß schon. Die Namen, die ich immer wieder hören muß: Abovian, Raffi, Siamanto! Aber wer kennt diese Leute? Außer euch niemand auf der Welt. Eure Sprache kann ein europäischer Mensch nie begreifen und sprechen. Ihr habt keinen Racine und Voltaire gehabt. Und ihr habt keinen Catulle Mendès und keinen Pierre Loti. (Ebd.: 210)

Nicht zuletzt als persönlicher Angriff auf Iskuhi formuliert, mit der sie sich bald in einem Konkurrenzkampf um Gabriel befinden wird, erfolgt Juliettes kulturelle Abgrenzung hier über die französische Aufklärung, die Literatur und deren Bekanntheitsgrad, wobei anzumerken ist, dass die diesen Ausführungen zugrunde liegende Ausgabe des Fischer Verlags keinen der drei armenischen Autoren einer Erläuterung für würdig befindet (vgl. ebd.: 982).[10] Juliette führt zudem zwei zeitgenössisch aktuelle Schriftsteller an, mit Mendès einen Ästhetizisten, mit Loti einen Vertreter des Exotismus und des Orientalismus, wie ihn Edward Said herausgearbeitet hat.[11] Beide stehen somit in scharfem Kontrast zur armenischen Literatur und Kultur. Der Erzähler bewertet dieses Verhalten einerseits als »nicht gerade nobel«, anderseits »wars nicht unverständlich« (ebd.: 211),

9 | Unter den europäischen Mächten macht sich insbesondere das Deutsche Reich der Duldung des Völkermords, wenn nicht gar der Beihilfe schuldig. Damit forciert der Roman einerseits eine zeitkritische Lektüre, anderseits setzt er einen Endpunkt unter das westliche Stereotyp des barbarischen, gewalttätigen Orients (vgl. Honold 2014: 119-122).

10 | Fairerweise sei erwähnt, dass sich die Anmerkung für Mendès und Loti auf die Lebensdaten, Lotis Klarnamen und die Erklärung »französische Schriftsteller« beschränkt (vgl. Werfel 2002: 982).

11 | Danach führt der Okzident einen von machtpolitischen Interessen geleiteten Diskurs über den Orient, durch den er ihn erst als Kulturraum konstruiert. Als Anschauungen formendes und tradierendes Medium ist auch die Literatur an diesem Diskurs beteiligt (vgl. Said 2003).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

da er es in einer aggressiven Verteidigung motiviert sieht, die aus Juliettes Isolation als einzige Europäerin in Yoghonoluk resultiert.

Diesem Anspruch an eine Hochkultur steht keine rationale Argumentation entgegen, sondern die schlichte Aussage »Wir haben alte Gesänge, die sehr schön sind« (ebd.), gefolgt von den Beispielen eines Arbeits- und eines Liebesliedes, die sich durch unmittelbaren Lebensbezug auszeichnen – Iskuhi singt das erste Lied für Gabriels Sohn Stephan, »als sei es ihre Pflicht, diesen entfremdeten Knaben in seine und in ihre Welt zurückzuführen« (ebd.), das zweite will sie nicht wiederholen, als Gabriel, in den sie sich verliebt hat, das Zimmer betritt (vgl. ebd.: 213).

In dieser Episode stecken zahlreiche Elemente, die der Roman als typisch für Kultur, Charakter und Tradition der Armenier begreift und inszeniert: Alter und Ursprünglichkeit, direkter Bezug zu Personen und ihrer Lebenswelt und nicht zuletzt Irrationalität und eine mythisch-religiöse Aura, die Iskuhis Gesang »priesterinnenhaft« (ebd.: 211) macht. All das deutet auf eine als zeitlos imaginierte Verbundenheit der Armenier mit ihrer Heimat hin. Eben diese Verbundenheit lässt die Dorfbewohner ferner bei ihrer Flucht auf den nahegelegenen Musa Dagh Erde aus Yoghonoluk mitnehmen, damit die dort zu erwartenden Toten »dann nicht ganz verlassen in der herzlosen Wildnis liegen, sondern ein Häuflein altgeweiht-ewiger Erde unter den Kopf mitbekommen.« (Ebd.: 325) Die Verbindung zur lokalen Heimat soll nicht abreißen.

Neben dem Boden spielt das Blut im Roman eine wichtige Rolle. Dieses mythisch überhöhte Symbol, das die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bestimmt, ist näher zu beleuchten. Mit dem Rückgriff auf Abstammung und Geburt als bestimmende Faktoren werden Verantwortung und Einfluss des Einzelnen auf sein Leben eingeschränkt und es einem quasinatürlichen Zwang unterstellt. Genau das zeigt sich bei Gabriels Sohn Stephan:

> Binnen so kurzer Zeit schienen von Stephan die vierzehn Jahre Europa, sein ganzes Leben also, wie weggewaschen zu sein. Er sank, wenn man es so nennen darf, in sein Volk zurück, und dies zehnfach tiefer und gründlicher noch als sein Vater. (Verwunderlich bleibt auch der Gedanke, daß dieses Kind, das, wäre es nicht durch ein geheimnisvolles Schicksal nach Syrien verschlagen worden, wahrscheinlich niemals von seiner Blutzugehörigkeit etwas Lebendiges erfahren hätte und dadurch auch nichts von seinem innersten Selbst.) (Ebd.: 404)

Diese »Blutzugehörigkeit« ist auch der Grund für die andauernde Distanz zwischen Gabriel und Juliette: »Ehe ist keine Blutsverwandtschaft« (ebd.: 369). Zwar konnten sie in Frankreich vergessen, »was nicht zu überbrücken war« (ebd.: 377),[12] jedoch treten auf dem Musa Dagh »die Schärfen der Blutsverschiedenheit« (ebd.: 441) klar zutage, was Juliettes Isolation in der Dorfgemeinschaft

12 | Dass »die Vorstellungen von Okzident und Orient, Europa und Asien untereinander bis zum Schluss antipodisch« bleiben, ist für Eugenio Spedicato »Werfels trostlos[e] Bilanz über das Kulturthema ›Fremdheit‹« (Spedicato 2014: 171).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erklärt und schließlich beide in den Ehebruch führt. Die Gemeinschaft und die Gesetze, an die das Blut bindet, sind klar umgrenzt.[13] Die Einteilung der Menschen in die großen Gruppen Europäer, Türken, Armenier besteht nur oberflächlich in derart grober Weise. So ist Juliette nicht lediglich Vertreterin Europas, sondern der unflexiblen Franzosen: »Die Romanen sind [...] innerlich unbeweglich und abgeschlossen. [...] Juliette teilte diese Starrheit ihrer Rasse in hohem Maße.« (Ebd.: 441)

Dies nun ist eine Einteilung der Menschen, die der Roman nicht allein *abbildet*, sondern *vollzieht*. Mit der genannten starren, erstarrten Kultiviertheit werden Europa weiterhin Abstraktion, Intellekt und Fortschritt im Sinne einer Entfremdung von sich selbst zugeordnet. Der Roman fasst dies in das wiederkehrende Bild der Maschine (vgl. z.B. ebd.: 297). In einer massiven Zivilisations- und Modernekritik ist das Grauen des Genozids ein Ausläufer des Ersten Weltkrieges, denn Europa

> beschäftigte sich freilich zur selben Zeit mit einem Gemetzel, dagegen alles Ähnliche als stümperhafte Zufälligkeit anmutete, wurde es doch mit allem Komfort der Neuzeit, nach den letzten Ergebnissen des Wissenschaftsfortschrittes, nicht mit dem harmlosen Blutdurst der Leidenschafts-Bestie, sondern der mathematischen Gründlichkeit der Intelligenz-Bestie exakt durchgeführt. (Ebd.: 331)

Verantwortlich ist letztlich auch hier die seelenlose moderne Rationalität, die sich im Ersten Weltkrieg offenbart. Den Gegensatz dazu bilden die Armenier als von der westlichen Zivilisation noch kaum berührtes ›primitives‹ Naturvolk beziehungsweise die Orientalen, die diesen Einfluss gerade bewältigen (vgl. ebd.: 505f.). Mit dieser Zuordnung entlang der kulturellen, nicht der nationalen oder ›rassischen‹, Achse verbunden ist der befremdliche und teilweise drastische Sprachgebrauch des Erzählers, der zwischen Abscheu, Furcht und Faszination schwankt, wenn etwa von Haiks »fast unmenschliche[r] Naturvertrautheit« (ebd.: 698f.) und Satos »gar nicht menschlicher Art« (ebd.: 831) die Rede ist oder festgestellt wird, dass die Schäfer aus Yoghonoluk »sich der Schafnatur angeglichen« (ebd.: 759) hätten.

Bei der Wertung dieser bedenklichen Zuschreibungen ist zu beachten, dass sie aus einer europäischen Warte vorgenommen werden – durch den Erzähler, der die »affenhaft geschmeidigen« (ebd.: 405) Kinder im Flüchtlingslager in »ihrer dumpfen Triebhaftigkeit« mit »einem erregten Tierrudel« (ebd.: 407) vergleicht, oder unter den Figuren durch Juliette, der die Armenier am Ende als »schmutzig[e] Tier[e] erscheinen, vor denen sie erschauderte und die sie haßten« (ebd.: 952). Das mildert die Problematik des Sprachgebrauchs freilich nur bedingt, denn die so herausgestellte ›Primitivität‹ ist nicht eigentlich negativ gemeint. Obwohl den Figuren an diesen und anderen Stellen die Menschlichkeit

13 | Den Umgang der Gemeinschaft des Musa Dagh mit Außenseitern – den Wahnsinnigen, Blinden und Bettlern, Sato und den Deserteuren –, die (erfolglos) ferngehalten werden sollen, untersucht scharfsichtig Kugler 2000, bes. 143f.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

abgesprochen wird, zeigen sie sich u.a. durch die dabei betonte Intellektferne[14] unter den Bedingungen des Dorf- und Berglebens den »Kulturmenschen« überlegen (vgl. ebd.: 404-408). Zwar sollte das von einem humanen Standpunkt aus zutiefst kritikwürdig erscheinen, indes wird diese Rhetorik im *Musa Dagh* nicht reflektiert. Die Dorfbewohner hier als un- oder vorbewusste, instinktgeleitete Masse unter der »Diktatur der Umwelt« (ebd.: 406) zu betrachten, bedeutet für den Roman keinen Widerspruch zur Kritik des rassischen Nationalismus.[15] Beide Deutungen stammen aus der Moderne, die weder mit Humanität noch mit Inhumanität gleichzusetzen ist, sondern einen reaktionären Flügel besitzt, der sich historisch unterschiedlich aktualisiert hat.

Eine dieser Ausprägungen unternimmt eine Klassifikation der Menschen in naturgegebene – oder als naturgegeben konstruierte – ›Rassen‹, die in Konkurrenz zueinander stehen, eine andere nimmt kulturpessimistisch eine graduelle Einteilung vor, die davon abhängt, wie sehr die Menschen jeweils der – freilich in Europa entstandenen – rationalen Moderne ausgesetzt waren. So ist es möglich, dass die türkische Landbevölkerung, für die dieselbe Unmittelbarkeit und »Primitivität« gilt, sich mit den Armeniern solidarisch zeigen kann. Die beiden im Roman vorgeführten Einteilungen der Menschen sind analoge Reaktionen auf Entwicklungstendenzen der Moderne.

Der Doppelung der Moderne entsprechend, die als nationalistische im Geist der kritisierten Moderne und als volksgemeinschaftliche als Ausdruck der reaktionären Moderne erscheint, finden sich zwei *fabricatores doli* im *Musa Dagh*, die sich diesen Einteilungen verweigern. Die Rede ist von Gonzague Maris und Sato, Zentralfiguren des ins Privat-Persönliche ausgreifenden Handlungsstrangs des Romans, in dem es zum doppelten und kulturspezifischen Ehebruch kommt: Gabriel mit der Armenierin Iskuhi, Juliette mit dem Kosmopoliten Gonzague.

Der Journalist Gonzague, mit griechischem Vater, französischer Mutter und amerikanischer Staatsbürgerschaft (vgl. ebd.: 72), sieht die Flucht auf den Musa Dagh als karriereförderndend: »Eine Gelegenheit wie diese kommt für einen Berichterstatter kein zweites Mal.« (Ebd.: 275) Sato wiederum, die den doppelten Ehebruch ent-, aber nur Juliettes aufdeckt, ist eine Waise mit »Anfälle[n] von Vagabundiersucht« (ebd.: 133) und »geniale[r] Erfindungskraft an Bosheit und Schadengier in Schrecken« (ebd.: 134), die kaum artikuliert sprechen kann und bei anderen »körperlichen Ekel« (ebd.) hervorruft.

Beide Figuren bezeichnen Leerstellen in den angebotenen Klassifikationsweisen, da sie mit deren auf Abstammung und Gemeinschaft zielenden Instru-

14 | Die Begriffe »Intellekt« und »Intellektueller« kennen die 1920er- und 1930er-Jahre nahezu ausschließlich abwertend als Ursache und Symptom für Wurzellosigkeit und fehlende Schöpferkraft (vgl. die entsprechenden Artikel in Schmitz-Berning 2007: 315-317 und 317-322).

15 | An diesem »sonderbaren Kontrast« (Spedicato 2014: 163) arbeitet sich Eugenio Spedicato ab: »Es ist, als würde Werfel behaupten, dass ›Rasse‹ an und für sich ein natürlicher Trennungsfaktor ist, der nicht durch Ideologeme verschärft werden sollte.« (Ebd.: 164)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mentarien nicht zu erfassen sind, und erlauben es, Verbindungen zu ziehen. So lässt sich der nur im Augenblick lebende Gonzague, der »alles Gewesene mit einer verächtlichen Geste abzutun schien« (ebd.: 214), der westlichen intellektuell-libertinen Rationalität zuordnen: »[I]ch gehöre nirgends hin, ich bin kein Armenier, kein Franzose, kein Grieche, kein Amerikaner, sondern wirklich und wahrhaftig nichts und daher frei.« (Ebd.: 563) Sato dagegen, in deren »lallende[s] und ziellos bildernde[s] Gehirn [...] sich nicht einmal das Alphabet und das Einmaleins stanzen« (ebd.: 599) ließen, die dafür Tiere und Wahnsinnige versteht (vgl. ebd.: 597f.), bildet eine extreme Ausprägung der den ›Kulturmenschen‹ gegenübergestellten und vom Instinkt beherrschten ›Primitiven‹. Diese beiden Außenseiter lassen sich klar jeweils einer der vorgestellten Erscheinungsweisen der Moderne zuordnen.

4. Führertum: Personifikation des Volkswillens

Bereits das den *Vierzig Tagen des Musa Dagh* unmittelbar vorausgegangene Werk Werfels, das Drama *Das Reich Gottes in Böhmen* (1930), befasst sich mit dem Kampf verschiedener Weltanschauungen und spitzt sie auf eine einzige, herausgehobene Person zu, trägt es doch den bezeichnenden Untertitel *Tragödie eines Führers*. Auch dieses Thema behandelt und vertieft der *Musa Dagh*, denn der zentrale Konflikt der Kulturen wird in Gabriel Bagradian ausgetragen, der sich nach seiner Rückkehr nach Yoghonoluk dort auf mehrfache Art und Weise als fremd und entfremdet erfährt. Das gründet in seiner europäischen Bildung, in seiner quasiadligen Herkunft als Erbe eines reichen Handelsunternehmens, als »Sohn des Mesrop, Enkel des Awetis Bagradian, des großen Wohltäters und Kirchenstifters« (ebd.: 968), sowie in seinem Charisma, das ihn zum Anführer der Aufständischen werden lässt. Die beiden letzten Merkmale bestimmen Gabriel im Laufe der Handlung immer stärker.

Gabriel Bagradian, im Selbstbild und laut Erzähler »ein Denker, ein abstrakter Mensch, ein Mensch an sich« (ebd.: 17), wird zum Retter der 5000 Dorfbewohner. Grund dafür ist seine Ausbildung zum Offizier in der türkischen Armee. Die Idee, Widerstand zu leisten, geht auf ihn zurück und er organisiert die Verteidigung der Belagerten. Entscheidend sind, wie wiederholt betont wird, seine militärischen Erfahrungen und Fähigkeiten, zudem hebt ihn aber »die Überlegenheit systematischen Denkens, wie er es in Europa gelernt hatte, [...] hoch über die dumpfen und ergebenen Häftlinge des Verhängnisses.« (Ebd.: 245) Damit liegt die Einschätzung nahe, dass nicht nur das die Vernichtung der Armenier ermöglichende Gedankengut, sondern »auch die Rettung in spezifischer Weise aus dem Westen (dem modernen Europa)« (Eke 1997: 711) kommt und dass Gabriel eine Synthese der besten Eigenschaften beider Kulturen ist.[16] Was Gabriel befähigt, die Dorfbewohner zu retten, ist seine Entschlusskraft, die ihn

16 | Für Donna K. Heizer besitzt Gabriel »the best qualities of Eastern and Western cultures« (Heizer: 1996: 71). Auch Alexander Honold begreift ihn als eine Figur, die

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von der orientalistischen Passivität, aber auch von den ›abstrakten‹ Intellektuellen abhebt. Das bedeutet, dass er nicht lediglich »in zahllosen Szenen zum Inbegriff eines Heldenklischees ausgestaltet« (Bartl 2012: 73) wird. Die zeitgenössische Sprache bietet dafür den Begriff und das Konzept »Führer« an. Demnach ist damit »eine Persönlichkeit« gemeint,

> die den gemeinsamen Willen einer Gruppe oder Masse lenkt und ihm zur Verwirklichung verhilft. Der F. hat die Aufgabe, die Mittel und Wege zu finden, die zur Erreichung der jeweiligen Gruppenziele geeignet sind, während die Geführten im Rahmen des von der Führung entworfenen Planes ihre Kräfte einsetzen. Die Bedeutung des F. liegt nicht in der Aufstellung der Ziele, die ihm durch den Willen der Gruppen gegeben werden, sondern darin, daß er *eine* von den vielen Möglichkeiten zur Verwirklichung ergreift und zur Reife bringt. (O.A. 1930: 670 [Hervorh. i.O.])

Als ein solcher zu einem bestimmten Zweck mit der geführten Gruppe verbundener Führer entpuppt sich Gabriel. Es ist dieser Zusammenhang und letztlich mythische Zusammenhalt, der das Überleben der Dorfbewohner sichert, »das Festhalten an einer überkommenen hierarchischen Ordnung [...], die eines erlesenen Helden als Führer bedarf.« (Kugler 2000: 137) Obwohl die Regierung des Musa Dagh mit einem gewählten Führerrat, als dessen Oberhaupt mit letzter Entscheidungsgewalt der Priester Ter Haigasun fungiert, eher als »constitutional monarchy« (Robertson 1992: 259) angelegt ist, entwickelt sich Gabriel zunehmend zu *dem* Führer im Singular, was nicht nur mit seiner dauerhaft relevanten Rolle als Kommandant der Verteidigung zusammenhängt, sondern mit einer bestimmten Persönlichkeitsstruktur und vor allem mit persönlicher Autorität. Diese wird nicht erworben, sie setzt sich, falls nicht von Anfang an klar erkennbar, mit der Zeit durch und bedeutet das Kriterium, das diese menschliche Ausnahmeerscheinung von ihren Mitmenschen, beziehungsweise der Masse, unterscheidet. Freilich ist Gabriel »a most unheroic leader thrust into a position he never sought actively but into which he was catapulted by events beyond his control« (Steiner 1992: 280), indes füllt er diese Position aus, als wäre er für sie geschaffen.

In seiner Führerfigur stellt der *Musa Dagh* zusätzlich die patriarchalische Tradition und mythische Tönung des Führerkonzeptes heraus. Denn in erster Linie geht es um die Durchsetzung der eigenen Autorität in einem streng hierarchischen Beziehungsgefüge. *Die vierzig Tage des Musa Dagh* kennen keine versöhnlichen Konfliktlösungen. Sehr gut illustriert dieses Vorgehen Gabriels Auseinandersetzung mit dem Deserteur Sarkis Kilikian: »Gabriel Bagradian wußte, daß von seiner Antwort alles abhing, daß er sich jetzt seinen Rang sichern mußte, daß seine Autorität für immer dahin war, wenn er in diesem Augenblick den kürzeren zog.« (Werfel 2002: 353) Mit Uniform, Helm, Stock und »bis zum Rand mit klarem und kaltem Willen angefüllt« (ebd.) erzwingt er Kilikians Ein-

»östliche Herkunft und westliche Bildung auf idealtypische Weise in sich vereint« (Honold 2014: 116).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lenken. Ließe sich das noch als entschlossenes, psychologisch geschicktes Auftreten Gabriels deuten, so expliziert der Roman direkt im Anschluss:

> Gabriel überlegte, ob er den Mann nicht völlig auf die Knie zwingen müsse, und zwar dergestalt, daß er ihn vor den versammelten Zehnerschaften zu flehentlicher Abbitte und einem verschärften Gehorsamsschwur verurteilte. Nicht nur Mitleid jedoch [...], sondern ein innerster Instinkt rieten ihm davon ab. Es wäre eines überlegenen Führers unwürdig gewesen, den Sieg über einen Schwachen voll auszukosten und die eigene Front mit einem ganz und gar erniedrigten Feind zu belasten. [...]
>
> Der Triumph Gabriel Bagradians war so überwältigend, daß der Gemaßregelte militärisch grüßend an die Lammfellmütze griff, ehe er sich unauffällig davonmachte. (Ebd.: 356)

Diese Passage zeigt exemplarisch, dass keine rationale Überlegung, keine Ethik und kein emotionaler Impuls das situativ richtige Verhalten verantwortet, sondern ein »innerster Instinkt«. Insofern kann keine Rede davon sein, dass Gabriel »gezielte psychologische Unterwerfungsstrategien« (Bartl 2012: 74) entwickelt. Ein Führer entsteht nicht aufgrund persönlicher Reifung, sondern ist stets bereits gegeben und muss nur erkannt werden. Entsprechend reagieren die Umstehenden: »In manchem Auge stand zu lesen: Es zeigt sich doch, was ein geborener Herr ist.« (Werfel 2002: 356) Als »Herr«, der er ja auch aufgrund seiner Herkunft ist, befindet Gabriel sich in einer zusätzlichen sozialen Entfernung von den übrigen Bewohnern des Musa Dagh: »Dieses Grundverhältnis zwischen den Bagradians und dem ansässigen Volk drückte sich aber, trotz aller Siege, aller Bewunderung, Dankbarkeit, Verehrung noch immer zutiefst in dem Gefühle aus: Ihr gehört nicht zu uns.« (Ebd.: 595). Gabriels persönliche Sonderstellung unter den Figuren spiegelt sich auch in seiner gesellschaftlichen Stellung.

In der (Wieder-)Annäherung an Land und Kultur seiner Herkunft erweist Gabriel sich als den armenischen Dorfbewohnern, den europäisch beeinflussten Türken und den Repräsentanten Europas überlegen. Prüfstein dafür ist nicht etwa humanistische Bildung in gut aufklärerischer Tradition oder Nächstenliebe, wie sie Johannes Lepsius, Envers »moralische[r] Gegenpol« (Hosfeld 2015b: 84), vertritt, sondern Militär und Krieg: »Der Mensch weiß nicht, wer er ist, ehedenn er geprüft wird.« (Werfel 2002: 235) Zwar ließ bereits sein Militärdienst während der Balkankriege in den Jahren 1912/13 den in Gabriel verborgenen Führer erkennen (vgl. ebd.: 235f.), völlig prägt sich dieser jedoch erst während des Verteidigungskampfes auf dem Musa Dagh aus, wo Gabriel sich auch äußerlich verändert und körperlich leistungsfähiger wird (vgl. ebd.: 276f.). Das Fronterlebnis (grundlegend dazu Prümm 1976) wirkt als Katalysator: »Gabriel Bagradian hatte ohne Zweifel bewiesen, daß er, der Schöngeist, echte militärische Führerbegabung besaß, vom tödlichen Zwang an die Oberfläche geholt.« (Werfel 2002: 565)

Dabei handelt es sich um einen von purer Notwendigkeit bestimmten Vorgang und um die Erfüllung einer überlebensnotwendigen Aufgabe, denn Gabriel verfolgt keine persönlichen Ziele, keine Ideale und versucht nicht, das Leben der Dorfbewohner über die Organisation des Widerstands hinaus zu be-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stimmen. Freilich hat sich das gesamte, sich auf dem Musa Dagh herausbildende, alltägliche Leben diesem Zweck unterzuordnen – die wichtigste Regel des Führerrates lautet, »daß Zucht und Ordnung nicht verletzt werden dürfen« (ebd.: 779) –, dennoch erfüllt Gabriel gewissermaßen fremdbestimmt nur eine Funktion. Er ist kein schöpferischer Übermensch, kein Politik und Kunst verbindender »Superautor« (Hesse 1995: 499), der das ihm zur Verfügung stehende Material von Menschen und Gesellschaft formt.

Stattdessen formt seine Funktion ihn. Gabriel durchlebt keinen Akkulturationsprozess wie sein Sohn Stephan. Zwar steht Stephan ebenfalls zwischen den Kulturen beziehungsweise zwischen seiner französischen Erziehung und seiner »Blutzugehörigkeit« (Werfel 2002: 404) zu Armenien, bei ihm verläuft die Anpassung an die neue Umgebung indes vergleichsweise schnell und unkompliziert: »Er war zum orientalischen Armenierjungen geworden, zu dem, was alle anderen Mitschüler um ihn herum waren. Der Grund? Er hätte sich anders unter ihnen nicht behaupten können.« (Ebd.: 405) Die Begründung aus der Notwendigkeit heraus ist dieselbe wie bei seinem Vater, im Gegensatz zu diesem ist Stephans Geschichte jedoch auch die eines Heranwachsenden, der seinen Platz unter Gleichaltrigen sucht – und daran scheitert. Der Vater-Sohn-Konflikt trägt zu diesem Scheitern bei, denn nachdem Gabriel Stephan öffentlich zurechtweist, ihn wie ein Kind behandelt, flieht er vom Musa Dagh (vgl. ebd.: 526 und 594) und wird dabei getötet. In Gabriels Konflikt zwischen Vater- und Führerrolle setzt sich dagegen Letztere durch.

So bedenkt er, als er Stephan bestraft, dass es sich »hier ja nicht um den bloßen Ungehorsam gegen den Vater, sondern um Insubordination gegen den höchsten Führer« (ebd.: 527) gehandelt habe. Gabriels Individualität wird zurückgedrängt. Die Gewaltsamkeit, mit der das geschieht, ergibt sich aus der Extremsituation der Belagerten, aus Notwendigkeit. Gabriel muss handeln, wie er handelt, er »verändert sich durch die Übernahme der Heldenrolle, er muss aufgrund seiner neuen Funktion täteranalog handeln und kommt damit ethisch wie emotional nicht zurecht.« (Bartl 2012: 74)[17] Nach seiner emotionalen Entfernung von Juliette und nach Stephans Tod bleibt so kaum etwas von der Person Gabriel Bagradian übrig. Diese Entwicklung kulminiert auf der letzten Seite des Romans. Verbunden mit der organizistischen Metapher des »Volkskörpers«, die sich gegen Ende des *Musa Dagh* häuft, lässt sich der Führer Gabriel als Personifikation aller Armenier des Musa Dagh lesen – zumal der Roman ohnehin dazu auffordert, die Armenier politisch, historisch und ästhetisch als Einheit zu lesen. Besonders aus- und nachdrücklich geschieht das bei Situationen des Leidens: »Was einem einzelnen geschieht, ist allen geschehen.« (Werfel 2002: 100) Der Gedanke der Volksgemeinschaft ist hier wörtlich genommen.

17 | Bartl untersucht die psychische Verfassung Gabriels inklusive der körperlichen Krankheitssymptome und erkennt eine posttraumatische Belastungsstörung (vgl. Bartl 2012). Auch der Mensch Gabriel Bagradian ist ein Opfer der Belagerung des Musa Dagh.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In diesem Zusammenhang erscheint Gabriels »bohrendes Einsamkeitsbedürfnis« (ebd.: 937), wegen dem er am Ende die Abfahrt der französischen Schiffe versäumt, in einem anderen Licht. Als die Dorfbewohner gerettet sind, hat er keinen Lebenszweck mehr, ist er gewissermaßen überflüssig.

> Im ersten Augenblick der allgemeinen Rettung hatte ihn sofort die Ahnung angewandelt, daß es für ihn diese Rückkehr ins Leben nicht gebe, schon deshalb, weil der wahre Gabriel Bagradian, wie er in diesen vierzig Tagen entstanden ist, *wirklich* gerettet werden mußte. [...] Mit unbeschreiblicher Sicherheit erfüllt ihn das Einzig-Mögliche. Er hat das Schicksal seines Blutes geteilt. Er hat den Kampf seines Heimatvolkes geführt. Ist aber der neue Gabriel nicht mehr als Blut? Ist der neue Gabriel nicht mehr als ein Armenier? Früher hat er sich zu Unrecht als ›abstrakter Mensch‹ als ›Mensch an sich‹ gefühlt. Er mußte zuerst durch jenen Pferch der Gemeinschaft hindurch, um es wahrhaft zu werden. Das ist es, darum fühlt er sich so unermeßlich frei. Kosmische Einsiedelei. Die Sehnsucht dieses Morgens. Nun ist sie gefunden, wie von keinem Sterblichen noch. Jeder Atemzug schwelgt in der trunkensten Unabhängigkeit. (Ebd.: 972f. [Hervorh. i.O.])

In den *Vierzig Tagen des Musa Dagh* ist das Schicksal der Armenier personalisiert, der Roman schildert Einzelschicksale und bezieht gerade bei Gabriel und Juliette das Private in die von der Moderne hervorgerufene Krise ein. Stefani Kugler fasst dies als Werfels »Strategie gegen den Prozeß der Objektivierung und Entpersönlichung, den er als Moment der Vernichtungspolitik begreift« (Kugler 2000: 145f.). Und doch geht Personalisierung, Personifikation stets mit Entpersönlichung einher, indem sie die einzelne Figur auf eine bestimmte Aussage reduziert. Der Roman nutzt die Personifikation ausgiebig: Gabriel wird als Führer zur Inkarnation der armenischen Widerständler, Iskuhi erscheint der fiebernden Juliette als »die große Fremdheit selbst« (Werfel 2002: 827), Sato ist »die verkörperte Unrast [...] in Person« (ebd.: 596) und der Pastor Lepsius sitzt – in ein durchaus ironisches Bild gefasst – im Gespräch mit den den Armeniern wohlgesinnten Alttürken »als angeklagtes Europa auf seinen gekreuzten Beinen.« (Ebd.: 665)

5. Fazit: der Ausweg der Religion

Der Fokus auf Gabriel als Führer und zunehmend als Personifikation seines Volkes erlaubt es Werfel, »die Tragödie der Armenier in den archetypischen Bildern eines Heldenepos zu erzählen« (Eke 1997: 709), jedoch ist das mit jüdisch-christlichen Motiven durchsetzte Werk »ultimately a religious novel.« (Robertson 1992: 266)[18] Ein äußeres Zeichen dafür bildet bereits der Titel, nach dem die Belagerung 40 Tage währt, obwohl in Werfels Quellen von 36 beziehungs-

18 | Steiner (vgl. 1992) arbeitet vor allem biblische Parallelen in Aufbau und Struktur des Romans heraus.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weise 53 Tagen die Rede ist (vgl. Schulz-Behrend 1951: 123), und der damit eine biblische Dauer aufruft: 40 Jahre dauert der Auszug aus Ägypten, 40 Tage fastet Jesus in der Wüste. Die religiöse Deutung bezieht sich ebenfalls gleichermaßen auf Gabriel wie auf die Armenier als Volk:

Gabriel erfährt in dem oben zitierten Abschnitt eine Transzendierung, die ihn als Erlöserfigur erscheinen lässt, die ihr Leben für andere gegeben hat. Zudem sublimiert die religiöse Erfahrung die in Gabriel tätigen und widerstreitend gezeichneten europäischen und armenischen Kräfte. »Nur zwei sind da, Gott und Gabriel Bagradian. Und Gabriel Bagradian ist von Gottesgnaden, ist wirklicher als alle Menschen und Völker!!« (Werfel 2002: 973)

Die Armenier wiederum fasst der Erzähler zu einem gleichfalls religiös gefärbten Ganzen zusammen. Er macht ihre Geschichte zur Leidensgeschichte und sie zum Träger einer speziellen Bedeutung. Sie werden so auch ästhetisch zum Anderen, letztlich zu einem strukturellen Kollektivsymbol. Dabei handelt es sich um ein Symbol des (unschuldigen) Leidens, festgemacht an der so häufig auftauchenden Genitivmetapher »Armenieraugen«: »Armenieraugen sind fast immer groß, schreckensgroß von tausendjährigen Schmerz-Gesichten« (ebd.: 93). Nicht nur ihre Größe hebt die Augen hervor; in dem Kompositum werden die Augen durch etwas nicht Ausgedrücktes modifiziert, umschrieben von dem Determinans »Armenier-«, so dass das Possessiv- zu einem Determinativkompositum wird. Diese Zeichnung der Armenier verleiht ihnen ein überzeitliches Element, das alles Individuelle zurückdrängt und nicht allein bedeutet, »dass sich Leiden und Verfolgung genetisch in die ›Rasse‹ der Armenier eingeschrieben haben« (Spedicato 2014: 163): »Solche Augen haben nur Wesen, die den Kelch bis zur Neige leeren müssen. Jesus am Kreuz hat wohl ähnliche Augen gehabt.« (Werfel 2002: 150) Diese symbolische Bedeutung ist nicht nur von ihrem Träger ablösbar und auf einen anderen übertragbar – »Bekommen die deutschen Verwundeten und Sterbenden nicht auch armenische Augen?« (ebd.: 174) –, sondern sogar beinahe in der Lage, die Menschen, die sie tragen, vollständig zu überlagern, wie es bei ihrer Rettung ein englischer Offizier ausdrückt: »[D]iese Armenier! Ich habe den Eindruck, keine Menschen gesehen zu haben, sondern nur Augen.« (Ebd.: 946)

Als Konsequenz dieser zeichenhaft-symbolischen Besetzung der Armenier als Verkörperung des Leidens folgt freilich zwingend, dass ihre Verfolgung unter den Jungtürken eine Episode in der Leidensgeschichte darstellt, die ihre Existenz bedeutet. Diese schicksalhafte Lesart fügt dem literarischen Werk eine Deutungsschicht hinzu:

Religion und Religiosität pries Werfel bereits in zwei Vorträgen, die sich mit der geistigen und politischen Gegenwart befassen, als Mittel gegen die sinnentleerte Moderne, in der Nationalismus und Nihilismus um sich greifen.[19] Die Vorträge *Realismus und Innerlichkeit* und *Können wir ohne Gottesglauben leben?*, gehalten am 6. Mai 1931 und am 3. März 1932 im Kulturbund Wien, sind von der Ablehnung materialistischer Rationalität in den zeitgenössisch aktuellen Aus-

19 | Eine Würdigung dieser Gedanken bietet Roy Knocke (2015).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

prägungen des Kommunismus wie des Nationalsozialismus durchdrungen, setzen indes keinen neuen, sondern einen alten Wert dagegen: »Wenn alle Wege verstellt sind, so bleibt nur der Weg nach oben.« (Werfel 1975: 61) Werfel führt aus, dass eine Ethik, die ein dauerhaftes Fundament für das menschliche Zusammenleben legen soll, religiös motiviert sein muss, da nur sie dem blinden Überleben und »der praktischen Dumpfheit des bloßen Dahinlebens [...] in einer gänzlich sinn-, grund- und konsequenzlosen Welt« (ebd.: 70 und 76.) einen höheren Sinn – vielmehr: überhaupt einen Sinn – entgegenzustellen vermag. Grundlage dafür ist die Anerkennung des Anderen als Subjekt, das größte Verbrechen und Ursache für die geistigen Missstände der Moderne ist demnach die Objektifizierung der Mitmenschen. Entsprechend reflektieren *Die vierzig Tage des Musa Dagh*,

> wie sehr das Zerstörungswerk an den Seelenkräften das Mordwerk an den Leibern übertrifft. Nicht die Ausrottung eines ganzen Volkes war der Greuel schlimmster, sondern die Ausrottung der Gotteskindschaft in einem ganzen Volk. Das Schwert Envers hatte, als es die Armenier traf, Allah selbst getroffen. (Werfel 2002: 804)

Enver selbst ist keine Satansfigur, sondern steht »außerhalb der Schuld und ihrer Qualen« (ebd.: 168), er besitzt die »fast unschuldige Naivität der vollkommenen Gottlosigkeit.« (Ebd.: 169) Stellt Enver ein nur mit Oxymora beschreibbares Gegenbild zur Religion dar, sind die Türken, die sich gegen die Politik ihrer Regierung wenden, fest in die Religion eingebunden. Mit den »reine[n] Türken« (ebd.: 165) kontrastieren so die »wahren Türken«: »Alle, die ihre Religion noch nicht verloren haben« (ebd.: 653). Hier wird erneut die Willkürlichkeit und Schädlichkeit von Grenzziehungen betont, seien es nationale, ethnische oder auch konfessionelle. Denn die Muslime in der Türkei, die Derwische der Herzensdiebe und der evangelische Pastor Lepsius ergreifen gegen das nationalistische und atheistische Regime Partei für die altorientalischen Armenier – aus Gründen der Menschlichkeit.

Der Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh* wurde hier als Reaktion auf die Modernisierungsprozesse um 1900 gelesen, die der Roman auch inhaltlich abbildet. Er verhandelt Nationalismus und Rassenlehre, thematisiert die willkürliche Konstruktion beider und entlarvt so den Mechanismus des Völkermords als Produkt einer der Rationalität hörigen Moderne, die den Genozid im Namen einer zu schaffenden staatlichen Utopie organisiert, die sich durch die vermeintliche rassische Homogenität und Reinheit der Bevölkerung auszeichnet. Entgegengestellt wird dieser Fortschrittsorientierung nun ein Gesellschaftsmodell einer explizit reaktionären Moderne. Es ist dies eine kulturpessimistische, konservative und antidemokratische Richtung, die auf Konzepte der Volksgemeinschaft und des Blutes rekurriert, sich jedoch von Bewegungen wie dem Nationalsozialismus abgrenzt. So konnte Werfel diesen Impetus mit der humanitären Intention des Romans verbinden.

Mindestens dem heutigen Leser befremdlich bleibt dabei die rhetorische und strukturelle Nähe des Romans zur Blut-und-Boden-Literatur. Indem die ar-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

menischen Widerstandskämpfer in der Extremsituation des Überlebenskampfes als ein organisches Ganzes wie als primitive geistlose Masse entworfen werden, gerät Gabriel Bagradian aufgrund seiner Sonderstellung und auf Kosten seiner Individualität zur bewussten und willensstarken Verkörperung der Gemeinschaft. Gefasst ist das ebenfalls zeitspezifisch in das Motiv des Führers. Als Fluchtpunkt bietet der Roman schließlich Religion, religiöse Innerlichkeit, als Auflösung ideologischer Konflikte an, womit er zurück auf die Kritik am Nationalismus verweist: »Hier wie überall in der Welt war der herrschende Nationalismus am Werke, um ideenerfüllte, ja religiöse Reichsgebilde in ihre armseligen biologischen Bestandteile aufzulösen.« (Ebd.: 505)

Literatur

Adorno, Theodor W. (1997): Erziehung nach Auschwitz. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann unter Mitwirkung v. Gretel Adorno, Susan Buck-Morss u. Klaus Schultz. Bd. 10.2: Kulturkritik und Gesellschaft II. Eingriffe – Stichworte – Anhang. Frankfurt a.M., S. 674-690.

Arendt, Hannah (1986): Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft. I. Antisemitismus. II. Kolonialismus. III. Imperialismus. München.

Bartl, Andrea (2012): Psychologie der Verfolgung. Die Figuren Gabriel, Iskuhi, Juliette und Stephan in Franz Werfels Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. In: Revista de Filología Alemana 20, S. 67-82.

Bauman, Zygmunt (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg.

Berlin, Jörg/Adrian Klenner (Hg.; 2006): Völkermord oder Umsiedlung? Das Schicksal der Armenier im Osmanischen Reich. Darstellung und Dokumente. Köln.

Bollenbeck, Georg (2007): Eine Geschichte der Kulturkritik. Von J. J. Rousseau bis G. Anders. München.

Buch, Christoph (1990): Ein Genozid, der offiziell nie stattgefunden hat. Franz Werfel: *Die vierzig Tage des Musa Dagh* (1933). In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): Romane von gestern – heute gelesen. Bd. 3. 1933-1945. Frankfurt a.M., S. 18-30.

Conze, Werner (1984): [Art.] »Rasse«. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd 5. Pro-Soz. Stuttgart, S. 135-178.

Dabag, Mihran (1998): Jungtürkische Visionen und der Völkermord an den Armeniern. In: Ders./Kristin Platt (Hg.): Genozid und Moderne. Bd. 1: Strukturen kollektiver Gewalt im 20. Jahrhundert. Opladen, S. 152-205.

Eke, Norbert Otto (1997): Planziel Vernichtung. Zwei Versuche über das Unfaßbare des Völkermords: Franz Werfels *Die vierzig Tage des Musa Dagh* (1933) und Edgar Hilsenraths *Das Märchen vom letzten Gedanken* (1989). In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 71, H. 4, S. 701-723.

Geulen, Christian (2004): Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert. Hamburg.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Giesen, Bernhard (1999): Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2. Frankfurt a.M.

Gumbrecht, Hans Ulrich (1978): [Art.] »Modern«. In: Otto Brunner u.a. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 4. Mi-Pre. Stuttgart, S. 93-131.

Heizer, Donna K. (1996): »Bad« Orientals, »Good« Orientals, and Franz Werfel. In: Dies.: Jewish-German Identity in the Orientalist Literature of Else Lasker-Schüler, Friedrich Wolf and Franz Werfel. Columbia SC, S. 68-88.

Herf, Jeffrey (1984): Reactionary Modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge / New York / Melbourne.

Hesse, Eva (1995): Die literarische Reproduktion des Führerprinzips. Anhänger und Rivalen des Faschismus. In: Rolf Grimminger (Hg.): Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Reinbek b. Hamburg, S. 479-521.

Honold, Alexander (2014): Orientalismus am Wendepunkt. Zur kulturellen Topographie von Franz Werfels Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. In: Axel Dunker / Michael Hofmann (Hg.): Morgenland und Moderne. Orient-Diskurse in der deutschsprachigen Literatur von 1890 bis zur Gegenwart. Frankfurt a.M. 2014, S. 103-128.

Hosfeld, Rolf (2015a): Tod in der Wüste. Der Völkermord an den Armeniern. München.

Ders. (2015b): Völkermord und Moderne bei Franz Werfel. In: Roy Knocke / Werner Treß (Hg.): Franz Werfel und der Genozid an den Armeniern. Berlin, S. 76-85.

Jungk, Peter Stephan ([2]1987): Franz Werfel. Eine Lebensgeschichte. Frankfurt a.M.

Knocke, Roy (2015): Franz Werfel als Kulturkritiker. Individualismus, Kollektivismus und die moralisch-ästhetische Stellung des Dichters. In: Ders. / Werner Treß (Hg.): Franz Werfel und der Genozid an den Armeniern. Berlin, S. 44-55.

Kugler, Stefani (2000): Kultur und Geschlecht in Franz Werfels Armenierroman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. In: Karl Hölz, Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Herbert Uerlings (Hg.): Beschreiben und Erfinden. Figuren des Fremden vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a., S. 119-146.

Mann, Michael (2007): Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung. Hamburg.

Mosse, George L. (1990): Die Geschichte des Rassismus in Europa. Frankfurt a.M.

O.A. (1930): [Art.] »Führer«. In: Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15., völlig neubearb. Aufl. v. Brockhaus' Konversations-Lexikon. Bd. VI. F-Gar. Leipzig, S. 670.

Prümm, Karl (1976): Das Erbe der Front. Der antidemokratische Kriegsroman der Weimarer Republik und seine nationalsozialistische Fortsetzung. In: Ders. / Horst Denkler (Hg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen. Stuttgart, S. 138-164.

Robertson, Ritchie (1992): Leadership and Community in Werfel's »Die Vierzig Tage des Musa Dagh«. In: Joseph Strelka / Robert Weigel (Hg.): Unser Fahrplan geht von Stern zu Stern. Zu Franz Werfels Stellung und Werk. Bern u.a., S. 249-269.

Said, Edward ([10]2003): Orientalism. London.

Schmitz-Berning, Cornelia (2007): Das Vokabular des Nationalsozialismus. 2., durchges. u. überarb. Aufl. Berlin.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schulz-Behrend, George (1951): Sources and Background of Werfel's Novel *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. In: Germanic Review 26, H. 2, S. 111-123.

Spedicato, Eugenio (2014): Fremdheitsprofile in Franz Werfels *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. In: Gabriella Rácz/Klaus Schenk (Hg.): Erzählen und Erzähltheorie zwischen den Kulturen. Würzburg, S. 157-171.

Spengler, Oswald ([17]2006): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Nachw. v. Detlef Felken. München.

Steiner, Carl (1992): Religious Symbolism in Werfel's »Die Vierzig Tage des Musa Dagh«. In: Joseph Strelka/Robert Weigel (Hg.): Unser Fahrplan geht von Stern zu Stern. Zu Franz Werfels Stellung und Werk. Bern u.a, S. 271-288.

Werfel, Franz (1975): Können wir ohne Gottesglauben leben? In: Ders.: Zwischen oben und unten. Prosa – Tagebücher – Aphorismen – Literarische Nachträge. Aus dem Nachlaß hg. v. Adolf D. Klarmann. München/Wien, S. 41-85.

Ders. ([13]2002): Die vierzig Tage des Musa Dagh. Frankfurt a.M.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Treue zwischen Sprachen und Kulturen anhand einer Analyse der deutschen Übersetzung von Aminata Sow Falls Roman *L'appel des arènes*

Louis Ndong

Abstract
My purpose in this contribution is to explore the issue of faithfulness in the translation of Aminata Sow Fall's novel L'appel des arènes *into German. Instances from the translation of the above mentioned literary work show that some differences between the source text and the target text at the semantic level enable better intercultural communication. However, in some cases, the faithful translation of items from the French original text reveals differences to the source culture. This can be explained by the fact that the original text is not written in the mother tongue of the author, which is very close to the source culture. Starting from these considerations, I focus my analysis on aspects related to the relationship between the source language and the source culture and between culture and translation in order to examine contextually the central issue of faithfulness in the context of literary translation.*

Title: Faithfulness Between Languages and Cultures: An Analysis of the German Version of Aminata Sow Fall's novel *L'appel des arènes*

Keywords: faithfulness; translation; culture; intercultural communication; Fall, Aminata Sow (* 1941)

Einleitung

Mit den »cultural turns« zeichnete sich in der Übersetzungswissenschaft eine Neuorientierung ab, die den Kulturbegriff in den Vordergrund rückte. Die Schwerpunktsetzung auf den Kulturbegriff lässt sich weitgehend auf das immer wieder betonte Verhältnis zwischen literarischer Übersetzung und interkultureller Kommunikation zurückführen. Ein wichtiger Begriff, der im Spannungsfeld zwischen den am Übersetzungsprozess beteiligten Sprachen und Kulturen steht, ist die »Treue«, die im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht. Es wird oft davon ausgegangen, dass die Originaltexttreue, die meist in Verbindung mit ausgangssprachorientierten Übersetzungsverfahren gebracht wird, im Vergleich zu zielsprachlich orientierten Strategien am besten eine interkulturelle Kommunikation fördert. Dadurch können die Besonderheiten des Textes in der Ausgangssprache und der damit verbundenen Ausgangskultur vermeintlich besser berücksichtigt werden. Doch ist dies immer der Fall? Der Beitrag steht in diesem Sinne unter der Leitfrage, ob und inwiefern die Treue zu einer besseren Kenntnis der Ausgangskultur beiträgt. Um diese Frage zu beantwor-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten, gilt es zunächst, den Begriff der Treue innerhalb der übersetzungswissenschaftlichen Diskussion kurz zu erläutern. Dieser Kernfrage wird des Weiteren anhand einiger Beispiele aus der Übersetzung von Aminata Sow Falls Roman *L'appel des arènes* nachgegangen. Im Zentrum der Überlegungen steht die Frage der Texttreue bei der Übersetzung von literarischen Texten, in denen die Sprache des Originals und die Ausgangskultur der Autorin nicht übereinstimmen. Ein weiteres Anliegen des Beitrags ist die Frage, wie sich das Konzept der Interkulturalität zur Problematik der Treue am Beispiel dieser Übersetzung verhält.

Einleitendes zum Begriff der »Treue«

Bevor ich zur Analyse der einzelnen Beispiele komme, sei hier kurz auf die Anwendung des Begriffs der Treue eingegangen. Hierbei geht es um einen in der Übersetzungswissenschaft ziemlich kontrovers debattierten Begriff. In rezeptionsästhetischer Hinsicht bleibt die Frage offen, ob für den Übersetzer der eigenkulturelle Kontext des zu übersetzenden Werkes oder eher der des zielsprachlichen Publikums determinierend ist. Angesichts der Schwierigkeit, ja sogar Unmöglichkeit, eine hundertprozentig getreue Textwiedergabe zu realisieren, werden meist Ansätze postuliert wie ›traduttore, traditore‹. Von Unübersetzbarkeit wird vor allem gesprochen, wenn es um Texte geht, in denen die Ausdrucksfunktion überwiegt und die unter Wahrung der spezifischen Ausdrucksweise des Autors übersetzt werden (vgl. Reiß/Vermeer 1984: 1). Gängige Übersetzungstheorien, welche die Treue eher als unerreichbares Ziel betrachten, verstehen darunter den Versuch, für Textelemente der Ausgangssprache möglichst nahe Äquivalente (»closest natural equivalent«, Nida 1966: 19) der Zielsprache zu finden.

Jedoch muss präzisiert werden, dass die Treue sich sowohl auf die Form als auch auf den Inhalt beziehen und ferner auch Aspekte wie Autorenabsicht und Wirkungsadäquatheit mitmeinen kann. So unterscheidet beispielsweise Werner Koller (1979) zwischen denotativer, konnotativer, textnormativer und pragmatischer Äquivalenz, die vom Zweck des Translats abhängen können, bei dessen Ermittlung wiederum Produktionskontext und die Intentionen der vermittelnden Instanz (Übersetzer, Verlag etc.) eine wichtige Rolle spielen. Aus kommunikativer Sicht wird davon ausgegangen, dass kein Wort einer gegebenen Sprache einem Wort aus einer anderen Sprache äquivalentgemäß entsprechen kann (vgl. Brahima 2014: 64), was bei André Lefevere folgendermaßen zum Ausdruck kommt: »It is very difficult, if not down impossible, to find a word or expression in the target language which is the equivalent in both sense and communicative value of a word or expression in the source language.« (Lefevere 1975: 35)

Die hier dargestellte Schwierigkeit liegt grundsätzlich in der Kulturgebundenheit literarischer Texte. Eine Herausforderung besteht bei der Übersetzung darin, für kulturspezifische Textelemente der Ausgangssprache in der Zielsprache sinnadäquate lexikalische Entsprechungen zu finden. Dadurch wird die Treue von vornherein kritisch hinterfragt.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zu diesen Problemen kommen andere hinzu: Das Lesepublikum des Originals unterscheidet sich von dem der Übersetzung. Es ist offenkundig diffizil, sowohl die stilistischen und inhaltlichen Besonderheiten des ausgangssprachlichen Textes als auch die kulturellen Eigenheiten des Zielpublikums gleichberechtigt zu behandeln. Dieses schwer überwindbare Dilemma hat Theoretiker zu neuen Definitionsversuchen des Begriffs ›Übersetzen‹ bzw. ›Translation‹ geführt. Eugene Nida bemerkt dazu: »Translation consists in producing in the receptor language the closest natural equivalent to the message of the source language, first in meaning and secondly in style.« (Nida 1966: 13) Er gibt dem Inhalt also eindeutig den Vorzug vor der Form. Andere Theorien setzen den Akzent auf den hermeneutischen Aspekt. Dabei ist die Perspektive des Übersetzers als Rezipient wieder entscheidend bei der Übertragung der ausgangssprachlichen Botschaft. Die Treue hängt so von seinem Verständnis des zu übersetzenden Textes ab, einem Verständnis, das wiederum durch den kulturellen Horizont des Übersetzers beeinflusst wird. Dies ist für die vorliegende Forschungsfrage umso wichtiger, als die Übersetzerin des Romans nicht aus ihrer, sondern in ihre Muttersprache übersetzt. Einerseits ist es vermeintlich leichter, in die Muttersprache zu übersetzen, andererseits darf die Bedeutung der Rezeption des Ausgangstextes durch den Übersetzer keineswegs unterschätzt werden. Im literarischen Rezeptionsprozess spielen schließlich Faktoren wie Gattung, Periode, Gesamtœuvre, Stil, Motivation des Autors etc. eine Rolle.

Ausgehend von all diesen Betrachtungen hinterfrage ich in den nächsten Analyseschritten den Begriff der Treue anhand einzelner Beispiele.

Treue zwischen Ausgangssprache und Ausgangskultur

In der literarischen Übersetzung gilt nicht immer die Regel, dem Original lexikalisch so nahe wie möglich zu entsprechen bzw. den ausgangsprachlichen Text adäquat zielsprachlich zu rekonstruieren. In gewissen Fällen kann sich der Übersetzer mehr oder weniger vom ›heiligen Original‹ entfernen und somit seinen eigenen Stil reflektieren. Dabei verspricht er sich meist mehr Klarheit in der Formulierung zielsprachlicher Äußerungen: »Oft widerstehen Übersetzer der Versuchung nicht, den zu übersetzenden Text ›deutlicher‹ formulieren zu wollen als das Original. Sie versuchen, unklare Stellen im Roman – oder jene, die sie für unklar halten – zu verdeutlichen.« (Tene 2004: 196)

Ein solches Verfahren impliziert allerdings nicht zwingend eine Entfernung von der Ausgangskultur, der Übersetzer kann vom ausgangsprachlichen Text abweichen und trotzdem zu einer besseren Kenntnis der Ausgangskultur beitragen. So gesehen kann der Text der Zielsprache sich besser nach der Ausgangskultur ausrichten, wenn es das Anliegen des Übersetzers oder des Auftraggebers ist. Im folgenden Beispiel kann das oben dargestellte Verfahren außerdem durch den Versuch begründet werden, Mehrdeutigkeiten vorzubeugen: »Nalla s'ennuyait-il dans cette maison, sans frère, sans sœur, sans personne avec qui partager ses jeux?« (Fall 1993: 16); »Langweilte sich Nalla in diesem

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Haus, ohne Bruder, ohne Schwester, ohne ein Kind, mit dem er spielen konnte?« (Fall 2001: 14)

Die Übersetzung resultiert aus einer bewussten Interpretation des ausgangssprachlichen Textes vor dem Hintergrund seiner Kulturgebundenheit. Die Übersetzung des Worts »personne« (»jemand«) durch das Hyponym »Kind« ist nicht wort- bzw. sinngetreu. Jedoch ist sie nicht nur kontextadäquat, sondern auch der Ausgangskultur näher. Dem Romanprotagonisten Nalla, der als Einzelkind dargestellt wird, fehlt sicher die Anwesenheit anderer Kinder ungefähr gleichen Alters, mit denen er zusammen spielen könnte, insbesondere wenn man die Wichtigkeit gemeinschaftlicher Spiele im ausgangskulturellen Kontext betrachtet. Chateaubriands Einstellung »la fidélité, même quand la beauté lui manque, a son prix« (Mounin 1994: 58) ist zwar begründet; doch es ist zu erkennen, dass mehr Klarheit und Präzision den Sinn des Originaltextes nicht übermäßig beeinträchtigen. Die Sorge um solche Präzision bringt einige Übersetzer dazu, ein interpretatives Verfahren vorzunehmen, das die kontroversen Probleme bei der Erstellung einer Balance zwischen ›Schönheit‹ und ›Texttreue‹ hervorruft. Diese bipolare konzeptuelle Beziehung zwischen Schönheit und Texttreue verdeutlicht, die Übersetzung sei eine Interpretation, indem sie in einer anderen Sprache an die Stelle des Ausgangstextes tritt (vgl. Greiner 2004: 103).

Wenn man den Besonderheiten des Originaltextes treu zu bleiben versucht, indem man eine wortwörtliche Übersetzung vornimmt, ist die Frage relevant, ob das Resultat der Übersetzung auf das anderskulturelle Lesepublikum genauso wirkt wie der ausgangssprachliche Text auf seines. Dabei rückt zugleich die Bedeutung des Übertragenen in den Fokus, denn wortgetreu übersetzen heißt noch lange nicht, sinngetreu vorzugehen.

Viele Wissenschaftler gehen davon aus, dass im postkolonialen Kontext Werke bestimmter afrikanischer Autoren schon als eine Form der Intertextualität gelten. Der afrikanische Autor, der vermeintlich in seiner Muttersprache denkt und in der ehemaligen Kolonialsprache schreibt, gilt in gewisser Hinsicht als erster Übersetzer seines Textes aus seiner afrikanischen Denksprache in die europäische Sprache. Diese Situation bezeichnet Alexandre Ndeffo Téné als »zweidimensionale literarische Übersetzung« (Tene 2004: 171). Ohne diesen Ansatz zu debattieren, möchte ich versuchen herauszufinden, ob und inwiefern bei der Übersetzung solcher ›hybriden‹ Texte getreu vorgegangen wird, und wie sich so ein Vorgang auf die Rezeption aus interkultureller Sicht auswirken kann. Dazu bediene ich mich eines Beispiels: »Sache seulement qu'un séjour dans le fleuve ne fera jamais d'un bâton un crocodile« (Fall 1993: 64); »Du solltest aber daran denken, dass auch ein jahrhundertlanger Aufenthalt in einem Fluss aus einem Stück Holz noch kein Krokodil macht« (Fall 2001: 65).

Der Teilsatz »un séjour dans le fleuve ne fera jamais d'un bâton un crocodile« ist nichts anderes als die wortwörtliche Übersetzung eines in der Wolof-Sprache, der meistgesprochenen Sprache im Senegal, bekannten Sprichworts: »Bant, lumu yàgg yàgg cig dex, du tax mu soppiku jasig«. Dieses Sprichwort ist auch in anderen afrikanischen Ländern wie Mali und Sudan geläufig und als deutschsprachiges afrikanisches Sprichwort auch bekannt unter »Egal wie lan-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ge ein Baumstamm im Wasser liegt, er wird nie ein Krokodil werden.« Es drückt Kritik an kultureller Verfremdung aus. Damit will die sprechende Figur auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, in den eigenen Werten einzuwurzeln. Die Spuren des Wolof beeinträchtigen in beiden Beispielen das Verständnis des Textes nicht übermäßig. Hier kann von einer Kombination aus wort- und sinngetreuer Übersetzung bzw. von der gleichen Berücksichtigung von Form und Inhalt gesprochen werden. Ein Vorwurf im Hinblick auf das Verfahren der Übersetzerin könnte sein, dass der übersetzte Text fremd wirkt, insbesondere, wenn man Fritz Güttingers Feststellung beherzigt, »von einer Übersetzung, die man gut findet, sagt man gewöhnlich, man merke gar nicht, dass es eine Übersetzung sei« (Güttinger 1963: 7). Aber genau die Fremdheit, die mit der Aufrechterhaltung der sprachästhetischen und stilistischen Merkmale des Originals erzielt wird, ermöglicht es dem deutschsprachigen Lesepublikum, nicht nur den Stil der Autorin wahrzunehmen, sondern auch Einblicke in Denk- und Verhaltensweise senegalesischer Figuren zu gewinnen, die durch deren Sprachen und Sprechart zum Ausdruck kommen. In diesem Sinne ist die produktive Rolle der Übersetzerin bei der Herstellung einer interkulturellen Kommunikation durch das Streben nach bestmöglicher Originaltexttreue nicht zu unterschätzen.

Texttreue zwischen Kultur und Übersetzung

Bereits bei der literarischen Originaltextproduktion kann die Frage der Treue zwischen dem Französischen und dem Wolof aufgeworfen werden, wenn das Wolof als Muttersprache und/oder Denksprache angesehen wird. Anders gewendet: Können im Originaltext verwendete französische Wörter als textadäquate Entsprechungen zu entsprechenden Wolof-Begriffen betrachtet werden? Und weiter: Wie sind sie ins Deutsche übersetzt worden?

Beim Lesen des Romans fällt die Diskrepanz zwischen dem Französischen als Sprache der literarischen Kommunikation und dem Wolof auf. Das folgende Beispiel verdeutlicht die Schwierigkeit, Wörter auf Französisch auszudrücken, die in der Ausgangskultur verankert und auf Wolof, die Muttersprache der Autorin, gedacht sind: »Ils ne portent plus qu'un pagne noué en forme de caleçon« (Fall 1993: 154).

Die Ringkämpfer, von denen hier die Rede ist, tragen ein »ngemb«, das einzige Kleidungsstück für die traditionellen Ringkämpfer in Kampfsituationen. Da das Wort keine lexikalische Entsprechung im Französischen oder im »Français du Sénégal« aufweist, galt für die Autorin als Lösung der Rückgriff auf die Paraphrase durch »pagne noué en forme de caleçon«. Die Übersetzerin begnügt sich damit, die Paraphrase wortwörtlich zu übertragen: »Sie trugen ein zur kurzen Hose geknotetes Pagne« (Fall 2001: 164).

Der Übersetzerin kann nicht vorgeworfen werden, das Original nicht texttreu behandelt zu haben, im Gegenteil. Das Problem ist bereits bei der Erarbeitung des Ausgangstextes aufgetreten. In diesem Zusammenhang betont Zrendt, es sei ein ungeheurer Unterschied zwischen Muttersprache und einer

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anderen Sprache und es gebe keinen Ersatz für die Muttersprache (vgl. Zrendt, zit. n. Brahima 2014: 101). Der Originaltext ist für den französischsprachigen fremdkulturellen Leser nicht leicht rezipierbar, ebenso wenig wie der zielsprachliche Text für den nichteingeweihten deutschsprachigen. Die Schwierigkeit besteht für Letzteren außerdem darin, dass in der Paraphrase zugleich von einem fremdsprachigen Wort, »Pagne«, Gebrauch gemacht wird. Dieses wird zwar in einer Anmerkung erläutert, doch diese steht nicht in einer Fuß-, sondern als Endnote im Anhang, was für das Lesen eine Hürde ist.

Im folgenden Beispiel geht es um ein Wort, das zwar eine lexikalische Entsprechung im Deutschen aufweist, doch im ausgangskulturellen Kontext eine andere Konnotation hat als im zielkulturellen.

Als Ndiogou, der Vater der Hauptfigur Nalla, am Kampfplatz ankommt, wo das Duell zwischen den zwei besten Ringkämpfern des Landes, Malaw und Galadio, stattfinden soll, wundert er sich, eine Menge Leute zu sehen, die sich vor dem Schalter drängen, um Eintrittskarten zu kaufen. Da spricht ihn ein Unbekannter an: »Tu perds ton temps, mon frère [...] tu n'atteindras jamais les guichets« (Fall 1993: 148); »Du vergeudest deine Zeit, ›Bruder‹ [...] du wirst nie zur Kasse kommen« (Fall 2001: 158).

Der Ausdruck »mon frère« ([mein] Bruder) steht hier nicht für die Bezeichnung einer familiären Mitgliedschaft, wie er meist in indoeuropäischen Sprachen zum Ausdruck kommt. Im afrikanischen Kontext bzw. in der französischen Umgangssprache wird er oft als Anrede benutzt und drückt meist nichts anderes aus als Sympathie gegenüber Mitmenschen. Daher kann kontextuell ausgedeutet werden, dass der Mann, der Ndiogou angesprochen hat, nicht dessen Bruder im wörtlichen Sinne ist. Die beiden kennen sich nicht einmal. In dieser Hinsicht wird mit der wortgetreuen Übersetzung eine Besonderheit der Ausgangskultur im Umgang mit alltagsspezifischen Anredeformeln betont und vermittelt. Daher entspricht hier die Originaltexttreue gleichzeitig der Vermittlung ausgangskultureller Besonderheiten. Doch sei präzisiert, dass die Texttreue, wenngleich sie die Aufrechterhaltung des Lokalkolorits des Originals ermöglicht, nicht immer im Mittelpunkt übersetzerischer Verfahren steht. Hierauf geht der nächste Abschnitt näher ein.

Fremdkulturvermittlung zwischen Treue und Abweichung

Wie eben angedeutet, ist die Übersetzerin von Aminata Sow Falls Roman nicht immer auf Originaltexttreue bedacht. Hierzu seien im Folgenden lediglich zwei exemplarische Fälle dargestellt und kurz diskutiert.

Diatou, die Mutter des Hauptprotagonisten, ist empört, als sie den Nachhilfelehrer Niang sieht, wie er mit ihrem Sohn trommelt, anstatt zu pauken. Sie drückt ihre Unzufriedenheit mit Herrn Niangs Verhalten so aus: »Regardez un peu vos orteils craquelés par le vent et la poussière et qui dépassent de vos sandales exténuées!« (Fall 1993: 91) »Sehen Sie sich einmal Ihre ungepflegten Füße an und Ihre alten, schmutzigen Sandalen!« (Fall 2001: 93)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das Wort »exténué« erweist sich bereits im Originaltext als problematisch, denn es bezieht sich im Französischen normalerweise auf Personen und bedeutet in diesem Sinne »erschöpft«, »sehr müde«. Es wird im vorliegenden Beispiel aber auf Dinge angewendet. Im Wolof kann sich dieses Adjektiv, »sonn«, im übertragenen Sinne auch auf Dinge beziehen. Insofern verdeutlicht der Wolof-Ausdruck »carax yu sonn« (wortgetreu »erschöpfte Sandalen«) als Subtext, dass die gemeinten Sandalen im weitesten Sinne sehr abgetragen sind. Ein Wolof-Muttersprachler kann leicht erschließen, dass die Autorin im Prozess der literarischen Textverarbeitung diesen Wolof-Ausdruck gedanklich vorformuliert, schriftlich aber wortwörtlich ins Französische übertragen hat. Ob dadurch suggeriert wird, dass die sprechende Figur, nämlich Diatou, weil und obwohl sie als europäisch wirkende Protagonistin dargestellt wird, sich auf Wolof ausdrückt oder hierbei der Stil bzw. das Sprachbewusstsein der Autorin determinierend ist, bleibt offen. In allen Fällen kann davon ausgegangen werden, dass die Abweichung vom Originaltext auf der semantischen Ebene keine großen Konsequenzen nach sich zieht; und der übersetzte Text wirkt zugleich flüssig und verständlich. In diesem Zusammenhang kann man sich Jiří Levýs Ansatz anschließen, der meint, man müsse damit rechnen, dass eine wortgetreue Übersetzung noch nicht das Verständnis eines Textes beweise (vgl. Levý 1969: 43).

Fraglich ist im oben zitierten Beispiel, ob die Übersetzerin als Rezipientin des Ausgangstextes die darin enthaltenen Spuren des Wolof erkannt und ob sie sich bewusst für eine freie Übersetzung entschieden hat. Die Existenz eines Wolof-Subtextes lässt sich schließlich nur dann erkennen, wenn man die Muttersprache der Autorin beherrscht, weil der Text an sich nicht fixiert ist, sondern, wie bereits in anderem Zusammenhang betont, nur im Kopf der Autorin vorformuliert worden war. Khadi Fall resümiert das Problem wie folgt: »Zusammenfassend [...] kann man sehen, welche Komplikationen eintreten, wenn sich die Sprache des Ausgangstextes von der Sprache der Ausgangskultur unterscheidet, oder anders gesagt, wenn die Sprache, in der der Text geschrieben ist, der Sprache nicht entspricht, in der der Autor denkt.« (Fall 1996: 6)

Khadi Fall vertritt die These, ein guter Schriftsteller sei nicht unbedingt ein guter Übersetzer (vgl. ebd.: 206) – um auf die Komplexität des Schreibens afrikanischer Autoren in der ehemaligen Kolonialsprache hinzuweisen. In jedem Fall geht es meiner Meinung nach vor allem um eine bewusste Entscheidung seitens jener Autoren, die durch diese Ästhetik ihren Werken eine Originalität und ›Afrikanizität‹ verleihen. Um diese Afrikanizität ästhetisch zu vermitteln, hätte die Übersetzerin »sandales exténuées« wortwörtlich durch »erschöpfte Sandalen« übersetzen können. Dadurch wäre sie zwar dem Originaltext wortgetreu geblieben; der Text aber würde arg verfremdet wirken.

In dieser Hinsicht gibt die Übersetzerin den Ausdruck kontextuell mit »alt« wieder. Das adjektivische Attribut »schmutzig«, das als zusätzliches Element in Verbindung mit »Sandale« verwendet wird, bezieht sich wahrscheinlich auf den im Original gemeinten Wind und Staub, die die Schuhe von Herrn Niang rissig (»craquelés«) bzw. schmutzig gemacht haben. Es akzentuiert jedenfalls die negative Konnotation, die allein durch den oben erläuterten Wolof-Intertext zum

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ausdruck kommt, obwohl dadurch die Treue verletzt wird. Das Verfahren der Übersetzerin Cornelia Panzacchi zeigt insofern, dass sie den Ausdruck im Kontext versteht:

> Ich habe ein bisschen Wolof gelernt, aber diese Redewendung kannte ich nicht. Hier hielt ich mich an den Kontext. Grundsätzlich habe ich aber sowohl mit Übersetzungen aus dem Italienischen als auch aus dem Französischen die Erfahrung gemacht, dass ich das Sprachregister ein bisschen »herunterschrauben« muss, weil häufig, besonders bei Adjektiven in diesen Sprachen, von den Autoren Wörter benützt werden, die bei wortwörtlicher Übersetzung ins Deutsche viel zu »hochgestochen« klingen würden, wie man umgangssprachlich sagt, also zu gewählt oder elegant. (Zit. n. Ndong 2014: 65)

Aus dem Zitat geht hervor, dass die Übersetzerin die Sprache, in der die Autorin denkt, nicht beherrscht, wenngleich ihre gewinnbringende Erfahrung mit der Übersetzung aus europäischen Sprachen nicht zu unterschätzen und der Kontext ihr auch meist bei übersetzerischen Lösungsstrategien behilflich ist. Ist der Kontext dann nicht eindeutig, gibt es aber Probleme. So verhält es sich mit der Übersetzung von »chambre« durch »Raum« im folgenden Beispiel: »Ils vivaient dans la même chambre« (Fall 1993: 97); »Sie lebten in einem Raum zusammen« (Fall 2001: 100). Gemeint sind mit dem Personalpronomen »sie« der Großvater von der Figur Malaw und sein Pferd. Mit diesen Worten erzählt Malaw, der Ringkämpfer, seinem Freund Nalla von der Geschichte seines Großvaters, der ein Pferd besaß, das ihm sehr ans Herz gewachsen war.

»Chambre« ist hier zu verstehen als die wortgetreue Übersetzung des Wolof-Subtextes »néeg«, »Zimmer«. Das Wort entspricht im Französischen »chambre«, was in dieser Sprache auch »Raum« bedeuten kann. Hiervon kann die deutsche Übersetzerin ausgegangen sein, weshalb sie das Wort nicht etwa durch »Zimmer«, sondern durch »Raum« wiedergegeben hat. Bei dem Versuch, in der Zielsprache eine möglichst sprachlich und inhaltlich genaue Wiedergabe des Gedankeninhalts zu erzielen, spielen nicht nur Kenntnisse der Ausgangskultur eine wichtige Rolle, sondern auch die Beherrschung der Sprache, in der sich diese Kultur ausdrückt. Aus der Perspektive einer deutschen Übersetzerin könnte »Raum« zwar als geeigneteres Wort betrachtet werden. Doch der Satz, so wie er im Original ausgedrückt wird, kann zu verstehen geben, dass Malaws Großvater und sein Pferd sehr eng vertraut miteinander gewesen sind, daher die metaphorische Anspielung darauf, dass sie im selben Zimmer leben. Wenn auf Wolof gesagt wird, dass zwei Personen im selben Zimmer den Tag verbringen, übernachten oder wohnen bzw. leben, kann im übertragenen Sinne verstanden werden, dass sie sehr enge Freunde sind und/oder einen familiären bzw. vertrauten Umgang miteinander haben. Dieser Phraseologismus weist ein ästhetisches Merkmal auf, das den Stil der Autorin reflektiert. Doch er muss erst als solcher erkannt werden, bevor er möglichst in seiner idiomatischen, bildlichen und in der Wolof-Kultur verankerten Form sprachästhetisch wiedergegeben werden kann. Der zielsprachliche Text gibt aber von vornherein zu verstehen, dass Ma-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

laws Großvater und sein Pferd in einem Raum zusammenleben. Dies kann im übertragenen Sinne als Hyperbel verstanden oder im eigentlichen Sinne als Ausdruck eines ungewöhnlichen Phänomens interpretiert werden. In beiden Fällen wird die im Original feststehende enge Verbundenheit zwischen dem genannten Mann und dem gemeinten Tier am besten verdeutlicht bzw. am deutlichsten ausgedrückt. In der deutschen Version gehen sprachästhetische Besonderheiten bezüglich der phraseologischen Eigentümlichkeit des Wolof-Subtextes, unter dessen Einfluss das französischsprachige Original steht, verloren oder bleiben wenigstens verborgen.

Schlussbetrachtung

In diesem Beitrag ging es darum, die Treue innerhalb der übersetzungswissenschaftlichen Diskussion und im Zusammenhang mit der Übersetzung von Aminata Sow Falls Roman *L'appel des arènes* ins Deutsche zu eruieren. Ausgehend von einem kurzen Einblick in die Diskussion um dieses zentrale Konzept aus der Sicht der Sprachenverschiedenheit, Kulturunterschiede oder der Rezeption wurde die Übersetzung des ausgewählten Romans anhand einiger Beispiele analysiert bzw. kritisch hinterfragt.

Dabei hat sich herausgestellt, dass sich die Übersetzerin in gewissen Fällen sprachästhetisch um eine wortgetreue Übersetzung bemüht, in bestimmten Fällen aber für eine sinngetreue Übersetzung entschieden hat. Die Entfernung vom ausgangssprachlichen Text ist hier allerdings nicht unbedingt mit einer Abweichung von der Ausgangskultur gleichzusetzen.

Es konnte festgestellt werden, dass manche französischsprachigen Textelemente im Original den Gedankeninhalten der Muttersprache der Autorin nur approximativ entsprechen, was sich auf die Übersetzung ausgewirkt hat. In anderen Fällen wurden Zweideutigkeiten im französischen Original festgestellt, die aus der Sprachverschiedenheit zwischen dem Wolof, der Muttersprache der Autorin, und dem Französischen, ihrer Schriftsprache, resultieren. Dies hatte zur Folge, dass die Gefahr, den Originaltext nicht sinngetreu wiederzugeben, groß ist, wenn man den französischen Text ohne Bezug auf den ungeschriebenen Wolof-Text zu übersetzen versucht.

Zum Schluss kann gesagt werden, dass einige Beispiele von der Treue zur Form zeugen, andere von der Treue zum Inhalt oder zu beiden, Form und Inhalt. Weitere Beispiele verdeutlichten, wie das Verfahren der Übersetzerin zur besseren Kenntnis der Ausgangskultur beiträgt. Auch dort kann schließlich von der Treue zur Ausgangskultur gesprochen werden, insbesondere insoweit es das Ziel ist, eine literarisch interkulturelle Kommunikation zu ermöglichen oder zu erleichtern.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Brahima, Abraham (2014): L'intraduisible en question. Problématique linguistique africaine et décolonisation conceptuelle. Göttingen.

Fall, Aminata Sow (1993): L'appel des arènes. Dakar.

Dies. (2001): Die Rückkehr der Trommeln. Aus dem Franz. v. Cornelia Panzacchi. München/Wien.

Fall, Khadi (1996): Ousmane Sembènes Roman »Les bouts de bois de Dieu«: Ungeschriebener Wolof-Text, französische Fassung, deutsche Übersetzung. Eine Untersuchung zu Problemen einer literarischen Kommunikation zwischen Schwarz-Afrika und dem deutschen Sprachraum. Frankfurt a.M.

Greiner, Norbert (2004): Übersetzung und Literaturwissenschaft. Tübingen.

Güttinger, Fritz (1963): Zielsprache. Theorie und Technik des Übersetzens. Zürich.

Koller, Werner (1979): Einführung in die Übersetzungswissenschaft. Heidelberg.

Lefevere, André (1975): Translating poetry: Seven strategies and a Blueprint. Assen/Amsterdam.

Levý, Jiří (1969): Die literarische Übersetzung: Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt a.M.

Mounin, Georges (1994): Les belles infidèles. Etude de la traduction. Lille.

Ndong, Louis (2014): Kulturtransfer in der Übersetzung von Literatur und Film. Sembène Ousmanes Novelle *Niiwam* und deren Verfilmung *Niiwam. Der lange Weg*. Göttingen.

Nida, Eugene (1966): Principles of Translation as Exemplified by Bible Translation. In: Reuben Arthur Brower (Hg.): On Translation. New York, S. 11-31.

Reiß, Katharina/Vermeer, Hans J.(1984): Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie. Tübingen.

Tene, Alexandre Ndéffo (2004): (Bi)kulturelle Texte und ihre Übersetzung. Romane afrikanischer Schriftsteller in französischer Sprache und die Problematik ihrer Übersetzung ins Deutsche. Würzburg.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Pilger, Voyeure und Touristen

Zum Verhältnis von Reisen und touristischer Praxis in Ilija Trojanows *An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges*

Daniela Dora

Abstract
This article explores the differences between the figures of the traveller and the tourist within tourism research. Taking Ilija Trojanow's literary reportage An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges *(2003) as a literary example, common strategies of narrators and protagonists to differentiate between the two categories will be examined. It will be discussed whether it is actually possible to distinguish between these two forms of travel and in what respect the first person narrator, despite his attempts to present himself as a traditional traveller, might reveal tourist features in his approach to the other culture. Apart from this, the question will be raised if travelling in its traditional sense (as a counter practice to tourism) implies an intercultural access to the other culture and if the intercultural can be identified as an element of Trojanow's text.*

Title: Pilgrims, Voyeurs and Tourists. On the Relationship Between Travel and Tourist Practices in Ilija Trojanow's *An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges* (2003)

Keywords: tourist; traveller; travel literature; Trojanow, Ilija (* 1965); literature on India

»Jeder Tourist ist ein Künstler, eine Künstlerin« (Sareika 2013: 13) – diese Parität stellt Rüdiger Sareika in seinem Entwurf einer visionären Neuperspektivierung der Gesellschaft für das Jahr 2012 her, die das kurative Zusammenspiel von Kunst, Kultur und interkultureller Kommunikation als »Korrektiv« (ebd.) einer erratisch-enthemmten globalisierten Moderne zum Programm hat.[1] Im Rekurs auf den mittelalterlichen Pilger, eine emblematische Vorgängererscheinung des Touristen, artikuliert sich Sareikas zukunftsweisender Reformierungsgedanke eines anderen Tourismus. Die Re-Orientierung an der Figur des Pilgers als einem frühen Exponenten des interkulturellen Dialogs ermöglicht einerseits einen künstlerischen Zugang zum modernen Tourismus, auf der anderen Seite

1 | Sareikas »Internationaler Kulturdialog – Visionen für das Jahr 2012: *Ich habe einen Traum*« wurde, eigenen Aussagen zufolge, auf Anregung des Kulturbüros Exile e.V. ausformuliert. Dabei sollte es vordergründig darum gehen, Ideen für neue Projekte zu entwickeln.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

führt die Transformation zu einem bildungsmotivierten Unterwegssein aber auch zu einer konkreten Ausdifferenzierung heutiger Reiseformen. Dabei versprechen die Implikationen einer kategorischen Pilgermobilität (beispielsweise der Verzicht auf Massenverkehrsmittel zugunsten eines Fortbewegens aus persönlicher physischer Kraft) einen merklichen Rückgang der negativen Auswirkungen des Tourismus auf Landschaft und Umwelt (vgl. ebd.: 14f.). Wie Sareika gegen Ende seiner Ausführungen erklärt und was sich bis dahin ebenso abzeichnet, zielt die z.T. stark hyperbolische Formulierung dieser idealtypischen Vorstellungen dezidiert darauf ab, nicht nur die Möglichkeiten des wechselseitigen Austauschs zwischen Kulturen aufzuzeigen, sondern dessen allseits propagierten Universalitätsanspruch auch in seine Schranken zu weisen (vgl. ebd.: 16). Dass in einem vermeintlichen Plädoyer für eine utopisch-idyllische Gesellschaft im 21. Jahrhundert – vor dem Hintergrund einer praktizierbaren Interkulturalität wohlgemerkt – eine Referenz auf das Reisen nicht fehlt, erscheint auf den ersten Blick nicht äußerst überraschend. Denn aller Trivialität zum Trotz stellt der Tourismus, abgesehen von globalen Handelskontakten und multiethnischen und -kulturellen Lebenskonstellationen in heterogenen (urbanen) Gesellschaften, als »moderne Form von Mobilität« (Heitmann/Schröder 2013: 10) den Kontext par excellence dar, in dem es zum Zusammentreffen von Menschen verschiedener Kulturen und damit zur Begegnung mit dem ›kulturell Anderen‹[2] kommt (vgl. Weidemann 2010: 103). Auch die Kritik am Tourismus in seiner jetzigen massenhaften Ausprägung birgt wenig Neues, ist dem touristischen Diskurs doch schon seit seinen Anfängen im 19. Jahrhundert eine grundsätzlich geringschätzige Haltung gegenüber seinem eigenen Sujet eingeschrieben. So ist bereits der ursprünglich aus dem Englischen stammende und dann ins Französische und in andere europäische Sprachen entlehnte Begriff *tourist* seit seinem Erscheinen eindeutig negativ konnotiert. Es bildet sich mit Beginn des modernen Tourismus gleichzeitig auch ein Antitourismus heraus, dessen publizistisch-expressive Plattformen zunächst in der Literatur und im Journalismus angesiedelt sind (vgl. Henning 1999: 18). Eklatant in jedem Fall ist jedoch Sareikas Ausruf eines Tourismus, der einen substantiellen Beitrag zum interkulturellen Dialog zu liefern vermag. Dieser Anspruch verwundert, da das Verhältnis zwischen Interkulturalität und Tourismus im Grunde nur als konträr beschrieben werden kann und Letzterer schließlich als eine kommerzialisierte Art des Kulturkontakts generell an einer Festschreibung (und Vermarktung) kultureller Identität im Sinne des Kulturalismus interessiert ist, was den Leitsätzen der Interkulturalität zweifelsohne entgegenläuft. Wenngleich sich die interkulturelle Kommunikationsforschung mit der dem Tourismus inhärenten Alteritätsdynamik (vgl. Heitmann/Schröder 2013: 10) beschäftigt und – vorwiegend aus handlungstheoretischer Perspektive und anhand empirischer Befunde – versucht, mögliche Lern- und Verstehenspotenziale der fremdkulturellen Interaktion

2 | Ausgehend von Polagscheggs Trennung zwischen dem auf Distanz basierenden Anderen und dem durch Distanz geschaffenen Fremden werden die beiden Konzepte im Folgenden strikt auseinandergehalten (vgl. Polagschegg 2005: 45).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwischen Touristen und Bereisten[3] auszumachen, spricht die Tourismuskritik ihrem Diskussionsgegenstand hingegen ebendieses Vermögen, interkulturelle Verstehensprozesse bewirken zu können, entschieden ab. Sie beschreibt ein diesem angedachten Fremdverstehen geradezu diametral entgegengesetzt verlaufendes Phänomen: Statt vorurteilsbehaftete Einstellungen aufseiten der Touristen abzubauen und Toleranz zu stiften, führt touristisches Reisen oftmals zu einer erheblichen Verfestigung von Vorurteilen und einer Ablehnung des kulturell Anderen (vgl. Herdin/Luger: 9). Ein Zusammendenken von Tourismus und Interkulturalität ist folglich nur unter verschobenen Suppositionen hinsichtlich der Art und Weise des Unterwegsseins praktikabel. Sareika trägt dem Rechnung, indem er das Streben nach Bildung und Erfahren des kulturell Anderen als Grundpfeiler eines reformierten Reisens postuliert. Inwiefern der Tourismus jedoch selbst unter diesen veränderten Rahmenbedingungen wirklich die Brücke zur Interkulturalität schlagen kann und überhaupt soll, bleibt trotzdem fragwürdig. Innerhalb der Tourismusforschung ist man mittlerweile davon abgekommen, lediglich die negativen Aspekte des Tourismus herauszustellen. Im Hinblick auf die Bereisten überwiegen sogar die positiven Auswirkungen, weil die Tourismusindustrie ungemein zur Anhebung des Lebensstandards in den Zielländern beiträgt (vgl. Opaschowski 2001: 27).

Wie nun ein spezifisch interkulturell konzipiertes Reisen genau aussehen könnte, lässt Sareika in seinem eigenwilligen Zukunftstraum weitestgehend offen. Die angedeutete Pilgermetaphorik lässt jedoch tendenziell vermuten, dass die Antwort darauf einerseits in den verschiedenen Modi des Reisens und andererseits (und im Besonderen) in der Annäherungsweise an den kulturell Anderen zu finden ist. Eine Dechiffrierung dieser beiden Komponenten der Reiseaktivität öffnet den Weg zu relevanten Folgerungen, wie sich ein Reisen unter touristischen Vorzeichen bzw. im Umkehrschluss ein sich gerade davon distanzierendes, nichttouristisches Unterwegssein konstituiert. Indem sich Sareika in seiner imaginären Tourismusreform der Figur des Pilgers zuwendet, macht er letztendlich Gebrauch von einem sowohl in der Reiseliteratur als auch in der Tourismusforschung, die ihrerseits ihren Ursprung in der Literatur hat,[4] gemeinhin bekannten Gegensatzpaar: das des Touristen und des Reisenden.

Von der Grundannahme ausgehend, dass ein vermeintlich echtes Reisen durch den Einbruch des Massentourismus unmöglich geworden ist,[5] etabliert sich im antitouristischen Diskurs eine programmatische, retrospektive Profi-

3 | In der Tourismusforschung ist es gängige Praxis, die Einheimischen im Reiseziel-land als *Bereiste* zu bezeichnen.

4 | Kritik am Tourismus wurde zunächst in literarischen und journalistischen Werken geäußert. Dieser Antitourismus stellte schließlich die Ausgangsposition für eine sich entwickelnde wissenschaftliche Disziplin dar (vgl. Henning 1999: 18).

5 | Demzufolge hätte sich in chronologischer Entwicklung der Tourismus als am Vergnügen orientierte Reiseform vom vormaligen zweckmäßigen Reisen abgesetzt. Diese Annahme gilt jedoch als umstritten. Eine Fraktion von Forschern insistiert auf der parallelen Existenz beider Formen des Unterwegsseins (vgl. Karentzos 2010: 281).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lierung der Figur des Reisenden, eine diskursive Nebenwirkung sozusagen, die in klarer Opposition zum Touristen entworfen und von diesem mittels Parametern wie Reisemotivationen und -praktiken explizit unterschieden wird. In der jüngeren Tourismusforschung spielt die Differenzierung dieser beiden Kategorien nur mehr eine untergeordnete Rolle und der Reisende gilt hier bereits als totgesagt (vgl. Löfgren 2002: 266; Biernat 2004: 12). Ein blasses Pseudoäquivalent hat sich höchstens im Individualtouristen erhalten, der das Spektrum massentouristischer Reisepraktiken aber lediglich erweitert (vgl. Opaschowski 2001: 16). Demgegenüber bleibt die Vorstellung dieses Gegensatzes im literarischen und öffentlichen Diskurs in all ihrer Wirkmächtigkeit aber bis heute bestehen.

Die einzelnen Differenzierungsstrategien manifestieren sich dabei im Grunde auf den beiden bereits angesprochenen Ebenen: der (u.a. auch infrastrukturellen) Ausgestaltung der eigenen Reiseunternehmung einerseits und der Form der persönlichen Begegnung mit den fremdkulturellen Subjekten andererseits. Hinsichtlich dieser ersten Ebene ist beispielsweise der Rückgriff auf Beschreibungskategorien, die im Wesentlichen allem Vergnüglichen oppositär sind, besonders typisch bei der Herausstellung eines genuinen Reisens. So charakterisiert Daniel J. Boorstin das einstige Reisen, das er in *From Traveler to Tourist: The Lost Art of Travel*, einem Kapitel in seinem Werk *The Image. A Guide to Pseudo-events in America*, verloren glaubt, als »unbequem«,[6] »schwierig« und »teuer« (Boorstin 1961: 80). Inkonvenienzen nahm der Reisende früherer Zeiten jedoch bereitwillig auf sich, weil jede Reise damals noch einem echten »Abenteuer« (ebd.: 84) glich. Nur Subjekte, die sich aus dem Kontext angenehmer, komfortabler und erholsamer Erfahrung herauszulösen vermögen, sind folglich reisend und nicht massentouristisch unterwegs (vgl. ebd.: 116). Unter der Prämisse, Risiken und Gefahren, die im früheren Reisen vermieden oder überwunden werden mussten, nun selbst und freiwillig zu generieren, ist ursprüngliches Reisen für Boorstin noch denkbar (vgl. ebd.: 116f.).

Die wohl elementarste Unterscheidungsdeterminante des früheren vs. des touristischen Reisens liegt laut Boorstin im jeweiligen Aktivitätsgrad. Der einstmalige Reisende musste aktiv sein. Lange Planungsphasen, hohe Kosten, ein immenser Zeitaufwand sowie enorme Risiken waren in jeder Reiseunternehmung inbegriffen. Technische Innovationen und nun auch die dadurch bedingten Annehmlichkeiten des Mobilseins ließen den Reisenden jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts passiv werden. Eine vormals »athletische Übung« sei zu einem »Zuschauersport« (ebd.: 84f.) degeneriert, so Boorstin, und der Tourist geboren.

Versuche, die Figur des Reisenden vom Touristen abzugrenzen, kursieren im Besonderen um die jeweiligen Fortbewegungs- und Verhaltensmodi des reisenden Subjekts. Metaphorische Stilisierungen des echten Reisenden als einem »treibenden Schwimmer im Meer« (Helminger 2015: 138), der zwar wisse, wo sich das Ufer befindet, es aber zeitweise aus den Augen verloren hat, kristallisieren eine dominante Praxis heraus, die seit der Entstehung des modernen Tourismus im Laufe des 19. Jahrhunderts direkt mit dem Reisenden verbunden wird:

6 | Hier und im Folgenden handelt es sich um eigene Übersetzungen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das Reisen um des Reisens willen bzw. konkreter noch: das Unterwegssein um des Unterwegsseins willen, bei dem das Ziel vorläufig an Bedeutung verliert. Schon Goethe soll, noch bevor modernes touristisches Reisen in Erscheinung trat, konstatiert haben, dass man nicht reise, »um anzukommen [sic] sondern um zu reisen« (Goethe 1977: 237). Der gewissermaßen pragmatischen Abarbeitung einer Liste sehenswerter Destinationen im touristischen Reisen weicht eine Konzentration auf die Reiseaktivität an sich im genuin reisenden Unterwegssein. Damit kann zum einen die paradoxe, vielkritisierte Situation, dass vorwiegend der Erholung dienendes Reisen im Tourismus aufgrund normativer und zeitlich limitierter Routen oftmals in Stress ausartet, umgangen werden, auf der anderen Seite eröffnet die Fokusverschiebung für den Reisenden ein vermeintlich weites Feld an alternativen Reisepraktiken. Wird das eigentliche Ziel sozusagen gleichgültig, rückt unwillkürlich die Art und Weise des Reisens weitestgehend in den Vordergrund. Der Anbruch des Tourismus ist vor allem dem technischen Fortschritt und den Erneuerungen insbesondere im Bereich der Beförderungsmittel geschuldet. In dem am Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommenden Eisenbahnverkehr treffen attestierte Zielzentriertheit und Passivität des Touristen idealerweise aufeinander. Geradewegs und ohne »interessante Umwege« (Dann 1998: 167) gestaltet sich der Reiseverlauf. Es scheint daher nur folgerichtiger Umkehrschluss, diese neueren Formen des Mobilseins, die lediglich ein »transitorisches, flüchtiges und oberflächliches« (ebd.) Erfahrungskonglomerat zulassen, auszudifferenzieren oder gänzlich zu umgehen, will man als Reisender gelten. Als Grundbedingung für ein Reisen im ursprünglichen Sinne gilt es, substantiell anders unterwegs zu sein als der Tourist, was aufs engste an die Kategorien Raum und Zeit gekoppelt ist (vgl. hierzu auch Kracauer 1977: 40-50). Daher sind gerade die Umwege bei der Durchschreitung des Raums, die Wege, »von denen er nicht weiß, wohin sie führen« (Helminger 2015: 138), für den Reisenden in seiner Abgrenzung von der Figur des Touristen besonders attraktiv. Daran knüpft sich daneben auch die Vorstellung eines Reisens jenseits ›ausgetretener Pfade‹ mit seinen repetitiven und vorhersehbaren Erfahrungsmomenten (vgl. Dann 1998: 166) an, das die zentralen Versprechen eines »echten Unterschieds«, einer »Selbstverwirklichung« und einer unkonventionellen »Freiheit« im genuinen Reisen realiter einlösbar erscheinen lässt (ebd).

Es ist dieses periphere Reisen, das im Prinzip jeden Ort, jede Einheit der Wegstrecke als eine sehenswürdige, besuchenswerte Station versteht (vgl. ebd.). Fungiert der Weg als Ziel, gestaltet sich also die Route selbst zum universellen Maß der Reise, fällt ein differenzstrategisches Beiprodukt an, das eine zeitdimensionale Abweichung zum touristischen Unterwegssein darstellt. So kommt es beim willentlich ziellosen Fortbewegen im Raum nämlich automatisch zu einer Verlangsamung, besonders dann, wenn auf reisebeschleunigende Transportmittel größtenteils verzichtet wird. Diese reduzierte Reisegeschwindigkeit löst darüber hinaus eine Intensivierung des Erlebens aus, die James Buzard als »sensation« (»Sinnesempfindung«) bezeichnet (Buzard 1993: 190) und der die Semantik einer minutiösen Erfahrbarkeit eines jeden Momentes des Reisepfads eingeschrieben ist (vgl. Dann 1998: 167). Ein derart konzipiertes, gemächliches

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und wahrnehmungsintensives Reisen kennt daneben eine weitere temporale Implikation, nämlich die einer entsprechend verlängerten Aufenthaltsdauer (vgl. ebd.: 168), schließlich geht es beim genuinen Reisen nicht um eine quantitative Agglomeration verschiedener besuchter Bestimmungsorte, sondern um einen qualitativen Mehrwert der Reiseerfahrung, der immer auch mit einem Mehr an Zeit verbunden ist. Die Substitution herkömmlicher Touristendestinationen durch das Aufsuchen dezentraler Orte schürt die Hoffnung des Reisenden, gänzlich unberührte Regionen aufzuspüren – eine Sehnsucht, der ein Paradox immanent ist, transformiert sich schließlich jede Neuentdeckung letztendlich zum touristischen Kanon (vgl. ebd.: 160).

Am Ende ist die Grenzziehung zwischen Tourist und Reisendem immer auch eine chronologische: Der Reisende ebnet den Weg, dem der Tourist folgt (vgl. ebd.: 169). Wesentliche Motivkraft hinsichtlich der Vorreiterfunktion des Reisenden ist sein Wunsch nach einer radikalen (vgl. ebd.: 167) räumlichen und zeitlichen Distanzierung von den Touristenmassen. Hinter dem Anspruch, als vorgeblich Erster in unbekannte Territorien vorzudringen, verbirgt sich zugleich auch ein uneingeschränktes Verlangen nach Originalität und Authentizität der Erfahrung.

Gerade an der Raum-Zeit-Achse konturiert sich, dass die systematischen Differenzierungsbemühungen zwischen einem touristischen und einem nichttouristischen Reisen nicht nur auf besagten zwei reflexiven Ebenen ablaufen, sondern sich diese auch gegenseitig bedingen – immerhin determinieren die Art und Weise, wie man sich auf Reisen fortbewegt und unterwegs ist, ganz maßgeblich die jeweiligen Verhaltensmuster bei der Kontaktaufnahme und dem Umgang mit dem kulturell Anderen. Folglich ergeben sich aus den skizzierten Grenzziehungsoperationen (dezimiertes Reisetempo, verlängerter Aufenthalt und die Erkundung entlegener geografischer Gebiete) völlig andere Begegnungsmöglichkeiten mit Einheimischen, als ein touristischer Kontext dies vermag. Laut Boorstin befindet sich der Tourist in einem gänzlich isolierten Zustand;[7] abgesondert vom Raum, den er durchquert, offerieren sich ihm im

7 | Der Tourismus bedingt als Projektionsfläche für die Sehnsüchte der Reisenden die kulturelle Differenz. Diese ist jedoch bestimmten Konditionen unterworfen: Nur, wenn sie vertraute und positive Formen annimmt, kann das vermeintliche Gelingen der Urlaubsreise gewährleistet werden (vgl. Weidemann 2010: 110). Touristen bewegen sich daher in einer von Urry als sogenannte touristische Blase *(tourist bubble)* beschriebenen »Sonderwelt«, die den Versuch darstellt, dem Touristen in der anderen, fremdkulturellen Umgebung eine vertraute zu gewährleisten. Zwar referiert Urry hier auf die weitgehende Abschirmung des Touristen von der Umgebung der Einheimischen im Gastland durch den Aufenthalt in Hotelanlagen, die Teilnahme an Gruppenführungen und die Immersion in anderweitige Pseudoereignisse in einer massentouristischen Situierung (vgl. Urry 1990: 7). Urry zufolge baut sich aber durch die kontinuierliche Zirkulation der durch touristische Sehweisen generierten Bilder über Werbung und Medien nach und nach ein »geschlossenes selbst-perpetuierendes System von Illusionen« (ebd.) auf. Dieses System kreiert beim Touristen antizipierbare Erwartungshaltungen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Prinzip kaum Chancen, auf Bereiste zu treffen (vgl. Boorstin: 91f.). Zugespitzt formuliert, tritt der Tourist lediglich als ökonomisches Subjekt bei Handelsgeschäften mit dem kulturell Anderen in Kontakt und gestaltet sich die touristische Erfahrung als insuffizientes »Pseudoerlebnis« (ebd.: 117). Dabei ist aber doch gerade die kulturelle Differenz, die Suche nach etwas Neuem und gänzlich Anderem (vgl. Opaschowski 2002: 67-69), zentrales Movens des touristischen Reisens. Paradoxerweise sieht sich der Tourismus jedoch einer derartigen »Konfektionierung und Standardisierung« (Mörth 2004: 21) unterworfen, dass das Reiseziel letztendlich gar nicht so radikal anders erscheint bzw. dass der Wunsch, den Anderen realiter kennenzulernen, vor dem Verlangen, kollektive Fantasien in der materiellen Welt auf Reisen sozusagen (wieder-)zuerkennen, zurückgedrängt wird (vgl. Weidemann 2010: 109). Die Haltung des Touristen gegenüber kultureller Differenz zeichnet sich in besonderer Weise durch stereotype Sehnsüchte und kollektive Fiktionen aus, die Berichterstattungen und Bilddokumentationen der Touristen real werden lassen, wodurch sie sich letztlich stetig perpetuieren. Eine spezifische Rolle spielt dabei die Erzeugung passender Eindrücke, die die »Realität der Fiktion« zu beglaubigen suchen (vgl. ebd.: 110), was Hans Magnus Enzensberger bereits in seiner frühen Tourismuskritik *Vergebliche Brandung der Ferne: Eine Theorie des Tourismus* (1958) attestiert, wenn er in der »Bestätigung des Vorgespielten als eines Wahren« die »eigentliche Arbeit« (Enzensberger 1958: 719f.) des Touristen erkennt. Zugunsten dieser Verifikation und Reproduktion mitgebrachter Bilder rückt das Verlangen des Touristen, den Anderen tatsächlich zu ergründen oder etwas »vollständig Neues zu sehen« (Henning 1997: 95f.), in die bedeutungslose Ferne.

Vor diesem Hintergrund offenbart sich in der Art des Zugangs zum Anderen die eigentliche Abgrenzung zwischen dem Touristen und seiner Kontrastfigur und schlussendlich die Essenz eines interkulturellen Reisens. So nimmt es nicht wunder, wenn der Reiseschriftsteller und -journalist Andreas Altmann in einem Abriss über die Differenz zwischen Reisendem und Touristen die Modi des Mobilseins als vornehmlich nebensächlich deklariert: »Es ist eher belanglos, *wie* jemand unterwegs ist« (Altmann 2012: 25; Hervorh. i. O.). Stattdessen stehen Neugierde, Wissensdrang, Entdeckerfreude und ein »Hunger nach allem« (ebd.: 25) für ein nichttouristisches bzw. ein selbst wenn als touristisch tituliertes, so doch als genuin reisend konzipiertes Fortbewegen ein. Obgleich nicht mit dem entsprechenden terminologischen Arsenal operiert wird, belaufen sich die weiteren Ausführungen auf einen primär interkulturellen Zugriff auf den Anderen. Um diesem näherzukommen, ist Altmann zufolge die Investition einer Kraftanstrengung notwendig sowie das Entgegenbringen von Respekt und die Suche des vollkommen Anderen (vgl. ebd.: 24-27). Gemeinhin echte Reisende sind als solche aufzufassen, die »in den Schatten dessen treten wollen, was sie nicht wissen, womöglich nie wissen und verstehen werden« (ebd.: 27). Mit dem scheinbar beiläufigen Zusatz »Das soll keinen von uns stören« (ebd.) erfahren mögli-

und dient ihm als Grundlage für die Selektion und Evaluation potenzieller Besuchsorte (vgl. ebd.).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

che Wissenslücken beim Kontakt mit der anderen Kultur eine Aufwertung, gar Würdigung. Indem ein denkbares Nichtverstehen und Nichtwissen und deren Respektierung als konstitutiv erklärt werden, sind hier Konvergenzen mit der aktuellen (literarischen) Interkulturalitätsforschung zu verzeichnen, die Interkulturalität in einem »Modus des Nichtwissens« (Heimböckel/Weinberg 2014: 133) auffasst, bei dem das Zulassen von Nichtwissen das Normative und Vereinnahmende am Wissen zu revidieren versucht und so schließlich eine »Anerkennung des Nichtgewussten« (ebd.: 136) intendiert wird. Anders als der Tourismus, der nur auf Basis einer Festschreibung, Aneignung und Tradierung von Wissensbeständen funktioniert, ist ein Reisen, das sich der Legitimation von Nichtwissen verschreibt, reformierend.

Interkulturalität meint ferner ein Transzendieren und Aufheben von (Verstehens-)Grenzen – ein Akt, der darauf abzielt, ein gewöhnliches Denken zu entkräften (vgl. ebd.: 122). Die Bewusstwerdung des eigenen begrenzten Wissens ermöglicht gerade das Übertreten von Grenzen und den Zugang zu neuen Denkweisen. Um den Moment dieser Eingebung und Blicköffnung zu erfassen, machen Dieter Heimböckel und Manfred Weinberg das Konzept des Staunens produktiv, das grundlegende interkulturelle Positionen wie das Eigene und das Fremde und deren Repräsentationen (vgl. ebd.: 126) nicht nur hinterfragt, sondern dekonstruiert und zu einem »auf absolute Wertmaßstäbe verzichtenden Kulturvergleich« (ebd.: 123) befähigt.

Unvoreingenommenheit sieht auch der Luxemburger Schriftsteller Guy Helminger in seinem literarischen Essay *Unterwegs in den Poren der Fläche. Reisen als Phänomen der Interkulturalität* als Grundbedingung für einen interkulturellen Zugang zum Anderen, jedoch unter der Voraussetzung, sich der eigenen Kultur zuerst bewusst zu sein (vgl. Helminger 2015: 140). Interkulturelles Reisen ist für ihn ein »dialektischer Vorgang« zwischen dem eigenkulturellen Ich und dem fremdkulturellen Nicht-Ich:

> Reisen ist die Möglichkeit, sich durch das Erleben der Fremde zu ändern und dabei gleichzeitig die eigene Identität zu stärken. Aber Reisen verändert genauso den Fremden durch mein Auftauchen und stärkt dessen Identität. Gesetzt, beide sind bereit für einen solchen Austausch, für eine Neutralität, die erst einmal wahrnimmt, reflektiert, fühlt, ehe sie sich verhält und urteilt. Dabei ist die Wahrung der eigenen Person genauso wichtig wie die Akzeptanz des Gegenübers in seiner Fremdheit. Erst in einem weiteren Schritt kann es bei beiden zu Veränderungen kommen, zu einer Interaktion (ebd.: 140).

Im Vorlauf zu diesen Überlegungen äußert sich Helminger auch zum Kontrast zwischen Touristen und Reisenden, wobei er dezidiert für eine Grenzziehung zwischen den beiden Reisekonzepten plädiert (vgl. ebd.: 137). Zwar räumt er ein, dass es den Pauschaltouristen, der im antitouristischen Diskurs gerne aufgewartet wird, so nicht gebe, doch sind auch Reiseentwürfe, die sich z.B. am Bildungsprinzip und damit an Sareikas Figur des Pilgers orientieren, für ihn aufgrund des Souvenircharakters des neu angeworbenen Wissens grundsätzlich

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

touristisch (vgl. ebd.: 138). Repetition, Organisiertheit, ein »Mangel an Mängeln« (ebd.) sowie eine allgemeine Einförmigkeit, um nur einige Beispiele zu nennen, werden von Helminger expressis verbis mit dem Tourismus in Beziehung gebracht; sie wurden hier eingangs bereits skizziert. Dagegen sei das Reisen stets ein »Flug ins Ungewisse, ein Sprung ins kalte Wasser« (ebd.).

Einen buchstäblichen Satz ins Wasser (in einen Seitenarm des Ganges, um genau zu sein), der sich durch keine drastischere Ungewissheit auszeichnen könnte als die über Leben und Tod, verlangt die Reise dem Ich-Erzähler und seiner Reisebegleiterin in Ilija Trojanows *An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges* (2003) ab. In der literarischen Reisereportage folgt das Paar dem Lauf des Ganges quer durch Indien von seiner Quelle im Himalaya bis zur Mündung in den Golf von Bengalen. In der episodenhaften Reiseschilderung geraten der Erzähler und seine Freundin Pac u.a. bei einer waghalsigen Schlauchboottour in einen eigenverschuldeten und lebensgefährlichen Unfall. Nur einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, dass die beiden überleben. Ausgehend von diesem Text, einer Gemengelage aus montageartigen Versatzstücken persönlicher Reiseeindrücke, mythologischen Geschichten und journalistischem Material, das die zunehmende ökologische Verschmutzung des Flusses dokumentiert, sollen im Folgenden die eingangs erstellten Analyseparameter vor dem Hintergrund einer möglichen Differenzierung zwischen touristischem und reisendem Unterwegssein näher betrachtet werden. Dabei wird auch ergründet, ob und inwiefern sich interkulturelle Austauschmomente im Werk darbieten. Dies ist gerade deshalb von so großer Signifikanz, weil die Grenzziehung zwischen Reisenden und Touristen (wenngleich sich diese ohnehin nur schwerlich vornehmen lässt) bis in die Forschung hineinreicht: Die Figur des Reisenden sowie die Reiseliteratur gehören traditionsgemäß zum Feld der erweiterten Literaturwissenschaften, während der Tourismus lediglich in den sozialwissenschaftlich und geografisch orientierten Forschungsdisziplinen eine Rolle spielt (vgl. Karentzos 2010: 281). Es wird hier ein Versuch vorgelegt, diese Dichotomie zu durchbrechen und mithilfe einer literarischen Analyse dezidiert touristische Praktiken aufzuspüren.

In der riskanten Bootsfahrt konzentriert sich exemplarisch ein weitläufiges Spektrum spezifisch nichttouristischer Reisepraktiken, die sich mehrfach im Text abzeichnen. Die geografische Marginalität einer Flussreise impliziert dabei zunächst eine Bewegung auf Pfaden jenseits der üblichen Touristenströme. Der damit gesetzte Tenor, eine räumliche Distanz zu den touristischen Massen zu wahren, wird weiter potenziert, indem die Reisenden individuell und größtenteils unbegleitet unterwegs sind. Umwege und »Irr[gänge]« (Trojanow 2006: 10) sowie daraus resultierend eine exponentielle Entschleunigung der Fortbewegung und zeitliche Extension der Reise sind natürliche Nebeneffekte. Unklar ist *ad interim*, inwiefern diese hier demonstrierte, als genuin einzustufende Reiseaktivität und ihre Folgen vonseiten des Erzählers überhaupt bewusst auf Divergenz zielen. Die Bootsfahrt ist jedoch kein Einzelfall. Schon vorher gestaltet sich die Reise fernab jeglichen Komfortanspruchs (z.B. durch Zelten, vgl. ebd.: 10) und wird von einer erheblichen Risikobereitschaft dominiert, z.B. als der Ich-Er-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zähler und Pac während der Monsunperiode den Gangotri-Gletscher besteigen wollen – ein Unterfangen, von dem ihnen mehrmals von Einheimischen abgeraten wird (ebd.: 10f.) – oder als sie im von terroristischen Anschlägen gezeichneten Bundesstaat Bihar eine Autopanne erleiden und trotz wiederholter Warnungen sich auch nachts noch auf der Straße aufhalten. Im weiteren Verlauf der Reise nimmt diese Inklination zu Risiko und Gefahr extreme Formen an und manifestiert sich ein rigoroser Drang nach dem Unberechenbaren, der sich zur Planmäßigkeit und Vorstrukturiertheit der touristischen Reise kaum konträrer verhalten könnte, als absolute Maxime: »Manchmal brach ein Stück der gegenüberliegenden Uferböschung ab und rutschte ins Wasser. Das Geräusch beunruhigte uns jedesmal wieder. Es symbolisierte eine Ungewißheit, die über die Rastlosigkeit des Ganges hinausging.« (Ebd.: 63) Dem eigenen anspruchslosen Reisen – Einheimische reagieren aufs Höchste erstaunt, dass das Paar mit einem Paddelboot unterwegs ist (vgl. ebd.: 65) – wird in einer starken Kontrastierung die Art und Weise, wie andere Touristen und Touristinnen agieren, illustrativ gegenübergestellt. Damit erhärtet sich schließlich die Annahme, dass der Erzähler seine Abgrenzung vom herkömmlichen touristischen Unterwegsseins zweifelsohne wissentlich forciert. Die Grundkoordinaten der Selbstprofilierung des Erzählers als Reisender in Opposition zum Touristen werden in der Episode der Gletscherbesteigung gelegt. Während der Erzähler und seine Freundin in einem geradezu meditativen Habitus die sie umgebende Natur auf sich wirken lassen und »noch lange vor Gaumukh [Tor zur Gletscherhöhle; D.D.], wie vor einem Wunder« (ebd.: 12) verweilen, drängt es eine koreanische Touristengruppe, der es nicht gelungen war, den Gipfel zu erreichen, zurück ins Tal: »Den Anblick des Gletschers hatten sie nicht genießen können – beim Aufstieg hatte es ihnen an Zeit gemangelt, beim Abstieg an Interesse« (ebd.: 13). Ausdauernde Geduld, ein Hang zur Gemächlichkeit und ein tiefgreifendes Interesse an der eigentlichen Sehenswürdigkeit als Marker des Reisens in seinem originären Sinn sehen sich hier mit der bloßen, primär touristischen Ziel- und Zeitorientiertheit konfrontiert. Gerade der Zeitfaktor als Differenzkategorie wird breit ausgespielt. Bei einem verbalen Schlagabtausch mit Rampratap, einem hinduistischen Priester, der nach der Armbanduhr des Erzählers verlangt, erwidert Letzterer: »Wieso denn? Was für eine Rolle spielt es in Gaumukh, ob es Viertel vor oder Viertel nach fünf ist?« (Ebd.: 12) Diese Einsicht zeugt einerseits von einem grundlegenden Verständnis des Erzählers für die jeweiligen fremdkulturellen Gegebenheiten, dem andererseits ein Prozess der Anpassung folgt: Nicht nur verbringt das Paar eine beträchtliche Weile vor der Gletscherhöhle und wird Zeit als eine schlechthin bedeutungslose Größe gehandhabt, der längere Aufenthalt birgt daneben auch das Potenzial, mit Einheimischen, in diesem Fall mit Sadhus, hinduistischen (Wander-)Mönchen, ins Gespräch zu kommen (vgl. ebd.: 12).

Der eigenen Singularität der Reiseunternehmung bietet daneben das massenhafte Auftreten anderer Touristen eine entsprechende Kontrastfolie. Immer wieder wird auf den Tourismus als Gruppenphänomen hingewiesen, z.B. wenn eine »Gruppe Koreaner« (ebd.: 13) versucht, den Gipfel zu erklimmen oder eine »Touristengruppe« (ebd.: 123) enger zusammenrückt. Dem Reisen zu zweit ist

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwangsläufig ein höheres Aktivitätsniveau eingeschrieben, das mit der Trägheit und Passivität größerer Touristenanhäufungen kollidiert: »Die Touristen werden in Gruppen zum Manikarni Ghat geführt« (ebd.: 122).

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten Differenzierungsversuche erscheint es ironisch, dass, so der Konsens der Tourismusforschung, gerade das Ausschauhalten nach und Beobachten von anderen Touristen sowie das Bedürfnis nach einem radikalen »Othering« (Löfgren 2006: 264) eine zentrale touristische Praxis darstellt. Paradoxerweise sind es dabei die anderen Touristen, die sich als unabdingbares Element im Kriterieninventar eines genuin Reisenden konstituieren, denn zur Distinktion bedarf es zuallererst einer kontrastierenden Masse (vgl. ebd.: 264f.). Die folgerichtige Weiterführung dieser Argumentation läuft letztlich darauf hinaus, mit der Unterscheidung zwischen Reisendem und Touristen gänzlich aufzuräumen, was auch tatsächlich dem aktuellen Forschungsstand innerhalb der den Tourismus untersuchenden Disziplinen entspricht (vgl. ebd.: 266). Dabei wird auch der Kategorisierung verschiedener Touristentypen ein Ende gesetzt – Löfgren bezeichnet diese als eine »Taxonomienobsession« (ebd.: 267) –, weil sie der Diskussion darum, wie sich das Wesen des Touristen gestaltet, keineswegs zuträglich ist, und die Fixierung auf begrenzte Merkmalsrubriken den unterschiedlichen Kolorationen des heutigen Reisens nicht gerecht wird (vgl. ebd.). Doch trägt man dem Umstand Rechnung, dass sich die elaborierte Vorstellung von den differenzierbaren und einander gegenüberstellbaren Kategorien des authentischen und touristischen Reisens im literarischen und öffentlichen Diskurs bis heute aufrechterhält und vor allem Texte aus der Reiseliteratur und dem Reisejournalismus mitverantwortlich sind für die Kontinuität dieses schier unumstößlich scheinenden Gegensatzes, dann muss der pauschal postulierte ›Tod des Reisenden‹ zunächst mit Bedacht betrachtet werden. Statt die Figur des Reisenden von Grund auf zu negieren, stellt sich vielmehr die Frage, wie konsequent es literarischen und journalistischen Werken gelingt, die Differenzierung zwischen ihr und dem Touristen zu wahren.

In Trojanows Text funktioniert die Selbstdefinition als Reisender, wie bisher gezeigt werden konnte, zu einem gewissen Grad. Die Repräsentation gerät jedoch ins Wanken, sobald Merkmale des genuinen Reisens nicht stringent appliziert werden. Zwar nimmt der Erzähler keine semantische Unterscheidung zwischen dem Touristen und dem Reisenden vor – die beiden Begriffe sind mit Ausnahme der gezielten Abwertung anderer Touristen im Text weitgehend austauschbar –, doch durch die explizite Denunzierung anderer Touristen positioniert sich der Erzähler gezielt auf der entgegengesetzten Seite des Spektrums der Reiseformen. Als »Spiritualitätsathleten« (Trojanow 2006: 97) und »Voyeure« (ebd.: 123) wertet er andere touristisch Reisende ab. Wie sich hierbei abzeichnet, konzentriert sich seine Kritik an ihnen auf Praktiken des Sehens sowie des Festhaltens des Gesehenen, indem der Tourist z.B. allzeit fotografierbereit ist und sich dabei äußerst respektlos zeigt, wie der Erzähler mokant bemerkt: »[M]anche [sind; D.D.] erleichtert, andere zufrieden, daß es ihnen gelungen ist, das Photographierverbot zu überlisten« (ebd.). Dabei mutet es bedenklich an, dass die Reisebegleiterin des Erzählers Berufsfotografin ist, was eingangs kurz erwähnt

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wird (ebd.: 8). Parodistische Züge bekommt die Kritik gleich an mehreren Stellen im Text, z.B. wenn eine Reisegruppe aus Japan »ihre Pilgerschaft von den Kameras choreographieren« (ebd.: 152) lässt oder ein soeben abgelichteter Sadhu einem Touristen wutentbrannt die Kamera entreißt und einen rituellen Tanz um sie initiiert (ebd.: 100).

Mit dem Fotografieren verwandt sind das Betrachten und Beobachten. Vor allem das an Sensationellem orientierte Observieren, aber auch einfach die Schaulust der Touristen bemängelt der Erzähler, z.B. an den Verbrennungsghats in Varanasi, an denen man dem Kremationszeremoniell für verstorbene hinduistische Gläubige beiwohnen kann (ebd.: 122). Auch hier stößt man auf das Paradox, dass die Beschreibung beobachtender Touristen gerade ihre Betrachtung voraussetzt. In der Szene am Ghat verdeutlicht sich das in aller Drastik: Die Touristen inspizieren »lodernd[e] Scheiterhaufen« (ebd.) und verbrennende Knochen; der Erzähler aber sieht sogar noch mehr: »Hätten sie [die Touristen; D.D.] dem Tod etwas länger ins Auge geschaut, hätten sie gesehen, wie die Dom, die professionellen Leichenverbrenner, in der Asche stochern, um den Schmuck zu finden, den fromme Männer ihren verstorbenen Frauen nicht abnehmen« (ebd.: 123). Der Voyeurismus, den der Erzähler den anderen Touristen vorwirft, ist auch Voraussetzung der Tourismuskritik (vgl. Gokhale 2011: 98).

Dass die touristische Praxis stark auf eine vordergründig visuelle Wahrnehmung konzentriert ist, lässt sich in John Urrys theoretischem Konzept des touristischen Blicks fassen. Indem die Blicke der Touristen schließlich in Form von Fotografien, Postkarten, Filmen etc. festgehalten und vergegenständlicht werden, erfahren sie eine schier endlose Reproduktion (vgl. Urry 1990: 3). Sehenswürdigkeiten fungieren demnach wie »Symbole der Fremde« (Pagenstecher 2006: 170): »Der Blick setzt sich aus Zeichen zusammen und der Tourismus bedingt die Anhäufung von Zeichen« (Urry 1990: 3). Somit wird der Tourismus oftmals als eine Anhäufung von disparaten und unverbundenen Zeichen aufgefasst, wobei die Reklame für und das Sammeln von Zeichen das Reiseverhalten dominieren (vgl. Crawshaw/Urry 1997: 178; Urry 1990: 138-140). Urry fasst den touristischen Blick als Leitbild und Orientierungshilfe für Reiserouten und Verhaltensrituale auf (Pagenstecher 2006: 170). Auf dieses vorstrukturierte Aufspüren vorbereiteter Bilder und das Folgen von bewährten Pfaden richtet sich allerdings ein Großteil der Kritik an der touristischen Praxis des Blickens. Das Primat des Sehvermögens wird in der Tourismusforschung zunehmend kritisch hinterfragt. Das Sehen wird als eine auf das Visuell-Oberflächliche reduzierte Auseinandersetzung mit der Fremde umgedeutet, die den Touristen daran hindert, »echte Erfahrungen zu machen« (Crawshaw/Urry: 178). Der touristische Blick, der den Kontakt des Touristen mit dem Anderen spezifisch strukturiert und einschränkt, ist ein Beispiel dafür, wie die Fremde im touristischen Kontext gezähmt, kanalisiert bzw. kontrolliert wird (vgl. Mörth 2004: 2).

Einer vorstrukturierten Sichtweise und damit auch präfigurierten Erwartungshaltung kann sich der Erzähler in *An den inneren Ufern Indiens* nicht gänzlich entziehen. Den Anblick der Quelle des Ganges, zu der die Reise schließlich führt, imaginiert er in einem sensationellen Bild: »Wir hatten zu sehen gehofft,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wie Ganga aus dem Eis bricht« (Trojanow 2006: 10). Die Realität steht dieser Hoffnung allerdings in vielseitiger Hinsicht nach: »Doch der untere Teil der abblätternden Gletscherfront war hinter einer Biegung versteckt, je näher wir kamen, desto weniger konnten wir erkennen« (ebd.: 10). Erwartungen werden daneben mitunter durch die vorbereitende Lektüre von Reiseführern evoziert, die sich, einmal vor Ort angekommen, nicht bewahrheiten können: »Das Ghat am Zusammenfluß soll laut Reiseführer die Silhouette Indiens formen, doch das Hochwasser hatte die Küstenprovinzen überschwemmt« (ebd.: 31). Analog zur Sensationsorientiertheit lässt sich ebenso ein Verlangen nach dem Ungewöhnlichen diagnostizieren, das für eine touristisch ausgerichtete Reiseaktivität konstitutiv ist, wenn der Erzähler und seine Begleiterin z.B. eines Nachmittags im Ganges nackt schwimmen gehen (vgl. ebd.: 62). In derlei Aktionen spiegelt sich ein touristisches Motiv wider, der »Drang nach einem Bruch mit der Alltagswelt« und der damit verbundene Wunsch, auf Reisen Außergewöhnliches zu erleben (vgl. Hesse 2008: 4), worauf bereits Enzensberger hinweist, wenn er vom Tourismus als von einer »Flucht vor der selbstgeschaffenen Realität« (Enzensberger 1958: 709) spricht. Als touristisch ist auch die Manifestation von Wissensbeständen und deren Vermittlung zu betrachten. So werden beispielsweise Informationen aus Reiseführern vom Erzähler als unzutreffend ausgewiesen und durch ihn korrigiert.[8] Dieser Korrektur liegt abermals eine Festschreibung zugrunde, denn indem sich der Erzähler als absolute Instanz des Wissens installiert, kommt es in ähnlicher Weise zu einer Fixierung dieses Wissens. Lediglich beim Anblick einer faulenden Leiche im Gangeswasser stößt der Erzähler auf entschiedene Grenzen seines Wissens, und es kommt zu einer tiefergreifenden Verunsicherung: »Ich war mir auf einmal nicht mehr ganz sicher, wie sich in Varanasi das Leben zum Tod verhielt.« (Trojanow 2006: 125). Dieses Zugeständnis einer Wissenslücke bzw. eines Missverständnisses, das sich in einem Akt des Staunens manifestiert, erlaubt tatsächlich eine interkulturelle Lesart. Es handelt sich hierbei jedoch um die einzige Situation während der gesamten Reise, in welcher der Erzähler die Universalien seiner Selbstprofilierung infrage stellt. Denn obwohl er eine Vielzahl genuiner Reisepraktiken realisiert, ist seine Haltung gegenüber den Bereisten weniger offen und unvoreingenommen, als angesichts seines eigenen Anspruchs, sich von allem Touristischen zu distanzieren, zu erwarten wäre. Diese Inkongruenz zeigt sich gerade in den zahlreichen Kommunikationsmomenten, die seine Reise (und seine Art zu reisen) bietet. Der Mission verschrieben, ökologische Fehltritte der Inder im Umgang mit dem Ganges aufzudecken (vgl. Gokhale 2011: 96-102), führt die Reise zu einer Aktivistengruppe in Haridwar. Beim gemeinsamen Gespräch setzt der Erzähler seine Hindikenntnisse primär dazu ein, sich über sein Gegenüber spöttisch zu äußern: »Mit dem ersten Satz Hindi, den ich sprach, wanderte die Zuständigkeit vom Gefreiten zum Offizier« (Trojanow 2006: 39). Ironisierungen dieser Art treten gehäuft auf. Hinsichtlich der Gletscherschmelze der Gangesquelle wird

8 | Der Erzähler vermerkt hier: »Immer wieder kolportieren Reiseführer und -berichte den Mythos, der Tod sei in Varanasi allgegenwärtig« (Trojanow 2006: 123).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die rationale Erklärung der Wissenschaft in direkten Kontrast mit der naiv anmutenden Deutung Rampratap, des dem Paar freundschaftlich vertrauten Führers, gesetzt: »Die Wissenschaftler behaupten, es liege an der globalen Erwärmung; Rampratap erklärte, wir lebten in dem düsteren Zeitalter, im Kali Yuga, von dem wir leider erst die Hälfte hinter uns gebracht hätten« (ebd.: 11). Diese herablassende Grundhaltung eines welterfahrenen Intellektuellen ist Dominante aller Beobachtungen des Erzählers. So wird z.B. die Tatsache, dass sich hinduistische Gläubige moderner Technik bedienten, um ihre religiösen Feste zu feiern, Angriffsfläche scharfer Kritik vonseiten des Ich-Erzählers: »Das wichtigste Instrument der zeitgenössischen Spiritualität ist der Lautsprecher, die Gesänge werden so laut gestellt, als sei die Welt schwerhörig« (ebd.: 34). Als echte Gläubige werden dagegen die Kalpvasis präsentiert, die »einfachen Pilger, die von der Rastlosigkeit und Ungeduld der Moderne noch nicht infiziert sind« (ebd.: 95). Das Motiv des Pilgers als Kontrastfolie wird auch für die Beschreibung der eigenen Reiseaktivität starkgemacht. Immer wieder trifft das Paar auf hinduistische Pilger und tritt in Kontakt mit ihnen. Daneben nimmt das eigene Unterwegssein von Station zu Station am sakralen Ganges die Form einer Pilgerreise (vgl. Gokhale 2011: 96) an.

Obwohl eine biografistische Interpretation grundsätzlich vermieden worden ist, kann hier angemerkt werden, dass sich die Affinität des Reisenden zur Figur des Pilgers bei Trojanow geradezu aufdrängt. Um den Spuren des britischen Offiziers und Orientalisten Sir Richard Francis Burtons nachzugehen, hat sich der Autor selbst auf einen dreimonatigen Fußmarsch durch Tansania gemacht und an dem Hadsch teilgenommen. Diese Unternehmungen stellten schließlich das Material für drei der bekanntesten Werke Trojanows: *Zu den heiligen Quellen des Islams. Als Pilger nach Mekka und Medina* (2004), *Der Weltensammler* (2006) und *Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton* (2007). Das Faszinosum am pilgernden Reisen macht für Trojanow gerade die Begegnung mit Einheimischen (Trojanow 2009) aus, wodurch sich dieser Modus des Unterwegsseins zugleich zum Inbegriff eines offenen und interkulturellen Zugangs zum Anderen formiert. Damit kommt Trojanows Pilgerideal den originären Vorschlägen Sareikas sehr nahe. Wie jedoch gezeigt werden konnte, ist das Motivpotenzial so in *An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges* nicht umgesetzt. Viel zu häufig säumen touristische Praktiken des Erzählers den Text, die das angedachte bedingungslose Einlassen auf das Andere immer wieder unterlaufen.

Literatur

Altmann, Andreas (2012): Gebrauchsanweisung für die Welt. München.

Biernat, Ulla (2004): Ich bin nicht der erste Fremde hier. Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg.

Boorstin, Daniel J. (1961): The Image. A Guide to Pseudo-Events in America. New York.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Buzard, James (1993): The Beaten Track. European Tourism, Literature, and the Ways to »Culture« 1800-1918. Oxford.

Crawshaw, Carol/Urry, John (1997): Tourism and the Photographic Eye. In: Chris Rojek/John Urry (Hg.): Touring Cultures. Transformations of Travel and Theory. London, S. 176-195.

Dann, Graham (1998): Writing out the Tourist in Space and Time. In: Annals of Tourism Research 26, H. 1, S. 159-187.

Enzensberger, Hans Magnus (1958): Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus. In: Merkur 12, H. 8, S. 701-720.

Goethe, Johann Wolfgang (1977): Goethe. Begegnungen und Gespräche. Hg. v. Renate Grumach. Bd. III. Berlin/New York.

Gokhale, Anushka (2011): Indien erzählen. Eine Studie zur deutschsprachigen Reiseliteratur. Würzburg.

Heimböckel, Dieter/Weinberg, Manfred (2014): Interkulturalität als Projekt. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 5, H. 2, S. 119-144.

Henning, Christoph (1999): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt a.M.

Helminger, Guy (2015): Unterwegs in den Poren der Fläche. Reisen als Phänomen der Interkulturalität. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 6, H. 1, S. 137-148.

Herdin, Thomas/Luger, Kurt (2001): Der eroberte Horizont. Tourismus und interkulturelle Kommunikation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 47, S. 6-19; online unter: http://www.bpb.de/apuz/25882/der-eroberte-horizont?p=all [Stand: 1.5.2017].

Hesse, Lisbeth (2008): Fremdwahrnehmung im Tourismus oder Reisen in Nahost und was man davon hat. In: Austrian Studies in Social Anthropology, H. 4, S. 1-16; online unter: http://www.univie.ac.at/alumni.ksa/images/text-documents/ASSA/ASSA-Journal-2008-01.pdf [Stand: 1.5.2017].

Heitmann, Annegret/Schröder, Stephan Michael (2013): Tourismus als literarische und kulturelle Praxis. Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): Tourismus als literarische und kulturelle Praxis. Skandinavistische Fallstudien. München, S. 7-22.

Karentzos, Alexandra (2010): Touristische Räume: Mobilität und Imagination. In: Stephan Günzel (Hg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, S. 280-293.

Kracauer, Siegfried (1977): Das Ornament der Masse. Frankfurt a.M.

Löfgren, Orvar (2002): On Holiday. A History of Vacationing. Berkley/Los Angelos/London.

Mörth, Ingo (2004): Fremdheit, wohldosiert. Tourismus als Kultur der kontrollierten Begegnung mit dem Fremden. In: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 15, S. 1-29; online unter: http://soziologie.soz.uni-linz.ac.at/sozthe/staff/moerth-pub/Fremdheit.pdf [Stand: 1.5.2017].

Opaschowski, Horst W. (2001): Tourismus im 21. Jahrhundert. Das gekaufte Paradies. Hamburg.

Ders. (2002): Tourismus. Eine systematische Einführung. Analysen und Prognosen. Opladen.

Pagenstecher, Cord (2006): Reisekataloge und Urlaubsalben. Zur Visual History des touristischen Blicks. In: Gerhard Paul (Hg.): Visual History. Ein Studienbuch. Göttingen, S. 169-187.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Polagschegg, Andrea (2005): Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert. Berlin / New York.

Sareika, Rüdiger (2013): Internationaler Kulturdialog – Visionen für das Jahr 2012: *Ich habe einen Traum*. In: Michael Hofmann (Hg.): Unbegrenzt: Literatur und interkulturelle Erfahrung. Frankfurt a.M., S. 13-16.

Trojanow, Ilija (2006): An den inneren Ufern Indiens. Eine Reise entlang des Ganges. München / Zürich.

Ders. (2009): Essay über das Reisen. Setzt euch der Fremde aus. In: Spiegel online v. 12. Januar 2009; online unter: http://www.spiegel.de/reise/aktuell/essay-ueber-das-reisen-setzt-euch-der-fremde-aus-a-597060.html [Stand: 1.5.2017].

Urry, John (1990): The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies. London.

Weidemann, Arne (2010): Touristische Begegnungen aus der Perspektive einer Psychologie interkulturellen Handelns: In: Hiltraud Casper-Hehne / Niteen Gupte (Hg.): Kommunikation über Grenzen. Aktuelle Ansätze zur interkulturellen Verständigung. Göttingen, S. 103-136.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Diskurslinguistik im Dienste der Kulturwissenschaft am Beispiel der Bolognadiskurse in Deutschland und Bosnien-Herzegowina

Vedad Smailagić

Abstract
This paper uses a comparative analysis of actors in the discourse on the Bologna process in German and Bosnian-Herzegovinian media to demonstrate and justify the significance of linguistics for cultural research. It uses Posner's definition of culture as a sign system maintained by individual and collective sign users producing and receiving texts, which use conventional codes to convey messages in order to enable the sign users to solve problems. Accordingly, the actors in a discourse – in our case the Bologna discourse – are part of culture as a sign system. Starting from an analysis of the appearance or non-appearance of different actors in the Bologna discourse, the aim is to semiotically interpret the collected data as symptom signs, in order to arrive at the differences between German and Bosnian-Herzegovinian cultures as sign systems.

Title: Discourse Linguistics in the Service of Cultural Studies. The Bologna Discourse in Germany and in Bosnia-Herzegovina

Keywords: linguistics; culture; semiotics; discourse; Bologna Process

1. Einleitung

Zur Bedeutung der Sprachwissenschaft als einer kulturwissenschaftlichen (Hilfs-)Disziplin ist an verschiedenen Stellen schon geschrieben worden (vgl. z.B. Wengeler 2006). Es gibt verschiedene Positionen, die die Linguistik explizit als eine kulturwissenschaftliche Disziplin sehen oder sehen wollen. Heidrun Kämper bezeichnet in ihrem Text aus dem Jahr 2007 die Linguistik als etablierte Teildisziplin der Kulturwissenschaft (vgl. Kämper 2007: 419), nämlich insofern, als »sich die Sprachwissenschaft als interpretierende Wissenschaft versteht, die sich mit der Beschreibung und Erklärung von Sprache und sprachlichem Ausdruck als Form sozialen kulturellen Handelns beschäftigt.« (Ebd.: 423) Von dieser Position ausgehend präsentiert Kämper im gleichen Text ein diskurslinguistisches Projekt, das zum Ziel hat, die Frage zu beantworten, »welche sprachlichen (textuellen, argumentativen, lexikalischen) Mittel Träger der je unterschiedlichen Umbruch-Phasen des 20. Jahrhunderts sind.« (Ebd.: 434) Damit wird bekräftigt, dass Linguistik und insbesondere Diskurslinguistik für

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

jene Geschichtsforschung, deren Quellen Texte sind (und nicht etwa Münzen, Waffen, Knochen u.Ä.), unabdingbar ist. Dieser kulturanalytische Ansatz wird weiterhin im Aufsatz von Linke (vgl. 2011) sehr gut und mit Beispielen aus linguistischen Analysen begründet.

Ich verstehe die Diskursanalyse als einen kulturanalytischen, sprachwissenschaftlichen Ansatz und sehe in der Kulturdeutung sogar ihre zentrale Aufgabe. So liefert uns die Diskursanalyse nicht nur die Daten, sondern sie ermöglicht darüber hinaus auch die Interpretation dieser Daten, die selbst meist etwas über die Handlungspraktiken der Diskursteilnehmer aussagen und somit über die Gesellschaft sowohl in soziologischer als auch kulturhistorischer Hinsicht. Der Diskurslinguistik ist also ein kritischer philologischer Ansatz eigen, der Aussagen über die Kultur, in der die Texte entstanden sind, treffen kann.

Das Ziel dieses Beitrags ist es dementsprechend, am Beispiel der öffentlichen Diskurse zum Bologna-Prozess in Deutschland und Bosnien-Herzegowina zu zeigen, wie man diskurslinguistisch und vergleichend an die Daten kommt, die kulturbezogen interpretiert werden, so dass wir Erkenntnisse über eine Kultur oder über den Unterschied zwischen zwei Kulturen erlangen können.

2. Kulturanalytische Linguistik

Für die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit der Kulturanalyse kursieren im Moment einige unterschiedliche Begriffe und Bezeichnungen: kulturanalytische Linguistik (vgl. Linke 2011), anthropologische Linguistik (vgl. Günthner 2015) oder kulturwissenschaftliche Linguistik (vgl. Kuße 2012). Im Prinzip geht es immer darum, mit sprachwissenschaftlichen Methoden zur kulturbezogenen Erkenntnis zu gelangen, d.h., in der Lage zu sein, aufgrund von wissenschaftlich gewonnenen sprachlichen Befunden eine objektivierte Aussage zur Kultur bzw. zu einer Kultur zu machen. Ich verstehe hier in Anlehnung an Posner Kulturen als Zeichensysteme: »Eine Kultur als Zeichensystem besteht aus individuellen und kollektiven Zeichenbenutzern, die Texte produzieren und rezipieren, durch die mit Hilfe konventioneller Codes Botschaften mitgeteilt werden, welche den Zeichenbenutzern die Bewältigung ihrer Probleme ermöglichen« (Posner 2008: 54). Sprechen wir von unterschiedlichen Kulturen, bedeutet das, dass wir unterschiedliche Zeichensysteme erkennen, die aus unterschiedlichen individuellen und kollektiven Zeichenbenutzern bestehen, unterschiedliche Texte mit unterschiedlichen Codes produzieren und damit ihre unterschiedlichen Probleme bewältigen wollen. Demnach erfordert die Erforschung einer Kultur die Erforschung von Zeichenbenutzern, Texten, Codes, Botschaften und letztendlich von zu bewältigenden Problemen in dieser einen Kultur. In der Regel werden die Ergebnisse in Unterscheidung von bzw. in Abgrenzung zu anderen Kulturen mit eigenen Zeichenbenutzern, Texten, Codes, Botschaften und Problemen in Beziehung gesetzt. Es ist also ein ethnologisch-sprachwissenschaftlicher Ansatz mit dem Ziel, Erkenntnisse über sprachlich codierte Phänomene einer Kultur zu gewinnen. Dabei kann es darum gehen, die Voraussetzung für

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine interkulturelle Begegnung von zwei untersuchten Kulturen zu optimieren, aber notwendigerweise auch darum, die eigene Kulturalität zu reflektieren (vgl. Czachur 2013: 335)[1] oder eben auch durch die Analyse der Texte als Artefakte objektivierte Aussagen über eine Kultur treffen zu können.

Die Sprachwissenschaft hat sich schon immer auch als kulturvergleichende Wissenschaft verstanden – von Indogermanisten bis zur kontrastiven Grammatikforschung –, doch

> [d]er analytische Blick der Kulturwissenschaft richtet sich im Normalfall auf andere Medien als auf das der Sprache: auf die darstellende Kunst, auf Architektur, auf Gebräuche und Rituale in religiösen oder politisch-institutionellen Kontexten, auf die Formen von Tänzen, auf die zeitliche Strukturierung von Alltag und Festtag, auf die Muster in der Zubereitung wie im Verzehr von Speisen usw. (Linke 2011: 31),

oder, wie Kuße formuliert: »Bei *Kultur* lässt sich zunächst an *gemachte Dinge*, an Kunst, Literatur, Musik, Architektur usw. denken, dann aber auch an *Verhaltensformen*« (Kuße 2012: 25). Aus dieser Reihe von *Dingen* gehört Literatur zu den sprachlichen Produkten, die wir unbedingt um alle nichtfiktionalen sprachlichen Produkte erweitern sollen: beispielsweise Gesetzestexte, Zeitungstexte, Werbungsanzeigen, Todesanzeigen, Fachtexte usw., die Posner in seiner Einteilung der Kultur zur materiellen Kultur zählt, weil sie Zeichen sind und codierte Botschaften tragen (vgl. Posner 2008: 50). Diese Texte

> machen über ihre Ausdrucksdimension zugänglich, wie gesellschaftliche Bedeutung hervorgebracht wird. Somit gelten sie nicht nur als Objekte von Interpretationen, sondern ihrerseits als kollektive Deutungsinstanzen, insofern sie [...] Gefühle modellieren, Sinnzuschreibungen machen und kulturelle Bedeutungsschichten ans Licht bringen. (Bachmann-Medick 2008: 91)

Die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit den Texten führt uns also nicht nur zur sprachwissenschaftlichen Erkenntnis, sondern auch zur kulturwissenschaftlichen, und zwar, indem die Sprache, die Kompetenz sowie der Sprachgebrauch, die Performanz, in diesen Texten stets in Bezug auf die jeweilige Kultur bzw. als Kulturphänomen untersucht und beschrieben werden. Da die Sprachwissenschaft schon längst über Methoden der Sprach- und Textanalyse verfügt und ein ganzes Instrumentarium zur Beschreibung von sprachlichen Phänomenen erarbeitet hat, ist sie im Vorteil gegenüber anderen (Text-)Wissenschaften (Soziologie, Theologie, Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft u.Ä.), die ihre Erkenntnisse auf sprachliche Produkte beziehen, ohne dabei die Sprachwissenschaft als Hilfsdisziplin heranzuziehen. Deshalb werden Beobachtungen, die im Rahmen der genannten Disziplinen entstanden sind, nicht selten von Sprachwissenschaftlern als zu pauschal abgestempelt –

1 | Czachur macht zu Recht einen Unterschied zwischen diesen zwei Ansätzen, aber ob eine terminologische Unterscheidung notwendig ist, lasse ich hier offen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eben weil eine gründliche Sprachanalyse in der Regel fehlt. »Mehr als Soziologen ist Sprachwissenschaftler/-innen ein Sinn dafür eigen, dass diskursive Praxis mit sprachlichen Formen operiert. Und mehr als Literaturwissenschaftler/-innen vermögen sie die Vielfalt sprachlicher Phänomene mit allgemeinen Regeln und Prinzipien einzufassen.« (Angermuller 2008: 187). Die Ergebnisse einer linguistischen Diskursforschung sollten also notwendigerweise einer weiteren abschließenden Interpretation unterzogen werden, die unter anderem zum Ziel hat, die Kultur(-geschichte) einer Gesellschaft besser zu beleuchten und sie somit besser zu verstehen. So folgen m.E. die meisten diskurslinguistischen Arbeiten im Rahmen der germanistischen Diskursanalyse genau dieser Linie: Sie erforschen Diskurse zu sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Themen und versuchen damit ihren Beitrag zum Verstehen einer Gesellschaft zu leisten. Nina Kalwa formuliert beispielsweise in ihrem Buch zum Konzept ›Islam‹, die Aufgabe einer Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft sei es, »die Wissensbestände einer kulturellen Gemeinschaft aufzudecken« (Kalwa 2013: 7). Dabei kommt die Autorin sowohl zu soziologischen bzw. kulturwissenschaftlichen als auch sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen. Die kulturwissenschaftliche Erkenntnis bestünde darin, dass der Islam in Deutschland »nicht ausschließlich als eine Religion« wahrgenommen wird, sondern auch als »eine soziale Gruppe oder Institution«, und der sprachwissenschaftliche Befund, der allerdings vor dem Hintergrund dieser kulturwissenschaftlichen als stark kontextbezogen erscheint, darin, dass die in den Wörterbüchern angegebene Bedeutung von ›Islam‹ eigentlich geändert bzw. ergänzt werden sollte (ebd.: 336f.), weil die Untersuchung gezeigt hat, dass unter ›Islam‹ Unterschiedliches gemeint werden kann.

3. Kulturdeutung im Diskurs

Es ist klar, dass Texte und Diskurse komplexe sprachliche Zeichen sind und somit gedeutet werden müssen. Es stellt sich die Frage, wie Diskurse kulturbezogen interpretiert werden können. Gehen wir von den drei Schritten im wissenschaftlichen Verfahren aus, dem Dokumentieren, Analysieren und Interpretieren, dann entspricht in einer diskurslinguistischen Arbeit das Dokumentieren der Korpuserstellung aus den Texten, die zu einem Diskurs gehören. Das ist eine wichtige Aufgabe, denn das definierte Korpus bildet die Basis für die nächsten Schritte der Analyse und der Interpretation, die dann immer in Bezug zum erstellten Korpus und den darin vorgefundenen Daten erfolgen und somit nur bis zu einem gewissen Grad abstrahiert und generalisiert werden können. Die linguistische Diskursanalyse, die sich auch als eine kulturwissenschaftliche Disziplin verstehen will, generiert erst dann ihren Mehrwert, wenn wir über die Erkenntnisse im Sprachgebrauch hinaus auch auf die Kultur Rückschlüsse ziehen können. Wollen wir also thematisch gleiche Diskurse, so wie es die Bolognadiskurse in Deutschland und Bosnien-Herzegowina sind, kulturwissenschaftlich analysieren, analysieren wir sie in der Überzeugung, dass sie Produkte der Tätigkeiten von Zeichenbenutzern zweier unterschiedlicher Kulturen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sind, zumindest weil es sich zunächst um die Zeichenbenutzer unterschiedlicher Codes (Sprachen) handelt. Da dürfen wir auch erwarten, dass es womöglich um unterschiedliche Texte, Botschaften und um die Bewältigung unterschiedlicher Probleme geht.

Eine sprachwissenschaftliche Analyse sprachlicher Produkte im Sinne des Satzes: »*Kultur* ist eine Form von Erkennen durch Bedeutungszuschreibung« (Kuße 2012: 28), bedeutet, dass man durch Analysen von Texten an diesen Texten zunächst Zeichen erkennen muss, um ihnen dann eine Bedeutung zuzuschreiben. Dieser anthropologische Ansatz schärft bei einem vergleichenden diskurslinguistischen Ansatz den Blick des Beobachters und Kulturforschers und ermöglicht dem Kulturforscher sonst sprachlich ›verschlüsselte‹, jedoch kulturbezogene Zeichen zu erkennen. Hier kommt dem Erkennen und der Deutung von Symptomen (vgl. Keller 1995) bzw. von indexalischen Zeichen (vgl. Peirce 1993) im Diskurs eine besondere Rolle zu.

Bezogen auf Kommunikation, die Keller als »jedes intentionale Verhalten« versteht, das »in der Absicht vollzogen wird, dem andern auf offene Weise etwas erkennen zu geben« (Keller 1995: 10), können wir vom wesentlichen Unterschied zwischen Symbolen und Ikonen einerseits und Symptomen andererseits sprechen, der darin besteht, dass Symptome nur vom Empfänger bzw. den Interpreten konstituiert werden und somit keine kommunikativen Zeichen sind. Heringer fragt sich, ob Symptome überhaupt Zeichen sind, weil wir sie nicht direkt und willentlich erzeugen können (vgl. Heringer 2004: 31). Keller sagt zu Symptomen, dass sie nicht *benutzt*, sondern lediglich *genutzt* werden (vgl. Keller 1995: 160), um eben diese nicht kommunikative Eigenschaft von Symptomen zu erklären. Für die Textinterpretation ergibt das eine doppelte Gliederung der sprachlichen Zeichen im Text. Zum einen gibt es sprachliche Zeichen im Text: Morpheme, Textwörter und Sätze, also Symbole mit einer konventionellen Bedeutung. Zum anderen werden mit diesen Zeichen im Text komplexere Zeichen symptomatischen Charakters konstruiert, die an sich nicht kommunikativ, sondern seitens der Zeichenbenutzer lediglich interpretativ sind, sofern man sie im Text bzw. Diskurs überhaupt erkennt. Das ist vergleichbar mit dem Begriff der sekundären Signifikanz, den Linke benutzt, um signifikante Musterbildungen im Sprachgebrauch zu benennen (vgl. Linke 2011: 30). Alle Zeichen werden von jemandem, der Texte zu interpretieren glaubt, zunächst als solche erkannt, und im nächsten Schritt muss ihnen interpretativ eine Bedeutung zugesprochen werden, da es »prinzipiell offen ist, wofür ein Symptom ein Symptom ist« (Müller-Jacquier 2008: 32), und sie deshalb »vollständig frei sind von dem Verdacht kommunikativer Zweckhaftigkeit«, wie es Keller mit Bezug auf beispielsweise Fingerabdrücke formuliert (Keller 1995: 107). Solcher Gebrauch sprachlicher Ausdrücke ist vergleichbar mit einer bestimmten Farbe eines Malers, die den Beobachter und Kenner darauf schließen lässt, dass er das Gemälde in einer bestimmten Region gemalt hat, weil sich nur dort diese bestimmte Farbe finden lässt – was keinesfalls die Absicht des Malers gewesen sein dürfte. Auch solche Zeichen, die nicht benutzt werden, sondern einfach auftreten, gibt es in einem Diskurs als dem Produkt menschlicher Tätigkeit, und die Aufgabe

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einer kulturwissenschaftlich orientierten Diskursanalyse ist es m.E., nach genau diesen Zeichen im Diskurs zu suchen, sie zu erkennen und zu interpretieren. In diesem Zusammenhang kann auf den Begriff der Indexikalität des Sprachgebrauchs von Günthner (vgl. 2013: 354) verwiesen werden. Für einen Diskurs kann das beispielsweise bedeuten, dass durch die Analyse ein auffällig häufiger, also signifikanter, als Index zu deutender Gebrauch eines Ausdrucks entdeckt wird. Außerdem werden weitere Erkenntnisse gewonnen, die manchmal auch als Ergebnis der Untersuchung präsentiert werden: der Gebrauch bestimmter Metaphern, oder Topoi. Doch genau diese Erkenntnisse sind für diesen einen Diskurs zeichenhaft im Sinne von symptomatisch bzw. indexalisch und bilden die Basis für den nächsten Schritt, nämlich die Interpretation, die laut Keller zum Ziel das Verstehen hat (vgl. Keller 1995: 106). Eine linguistische Diskursanalyse soll die ›Sprache‹ eines Diskurses *analysieren*, aber darüber hinaus den Gebrauch einzelner sprachlicher Ausdrücke und anderer relevanter Phänomene eines Diskurses wie beispielsweise Metaphern, Akteure, Topoi sowie die im Text besprochenen und zu bewältigenden Probleme vor dem kulturellen Hintergrund *interpretieren*. Es ist natürlich eine Sache festzustellen, dass in einem Diskurs beispielsweise der Topos der ›Hautfarbe‹ dominiert, und eine ganz andere Sache die Feststellung über die Kultur, in der das möglich ist, dass es möglich ist, wann es möglich ist oder auch warum es möglich ist. Es ist eine Sache, eine sehr hohe Frequenz eines Ausdrucks in einem Text oder Diskurs festzustellen, und ein nächster Schritt, diese hohe Frequenz selbst als indexalisches Zeichen für etwas – hier für den kulturellen Hintergrund – zu deuten. Denn es ist kaum zu erwarten, dass der Autor dieses Textes oder die Akteure in einem Diskurs absichtlich einen Ausdruck frequent benutzen, um damit eine Bedeutung auszudrücken. Das bedeutet, dass ein Diskursanalytiker auch ›Spurensucher‹ ist, der in einem Text nach den Spuren sucht, die ihm etwas über den Textproduzenten selbst, seiner ›Sprache‹ und somit über tiefer liegende Bedeutungsebenen im Text verraten. Ein Spuren suchender, kulturwissenschaftlich orientierter Diskursanalytiker mag demnach in einem Diskurs nach sprachlichen Ausdrücken fahnden, die nicht nur symbolisch oder ikonisch benutzt werden, sondern die möglicherweise eine nicht für alle erkennbare und wahrnehmbare Bedeutung haben. Die Aufgabe einer kulturwissenschaftlich orientierten Diskurslinguistik ist es also, in einem Diskurs signifikanten Mustern nachzuspüren, sie zu erkennen und vor dem kulturellen Hintergrund zu deuten.

Diese Suche ist aber schon deswegen nicht leicht, weil prinzipiell alles als Zeichen gedeutet werden kann. Linke schreibt zu Recht, dass Musterhaftigkeiten, also das, was im Sprachgebrauch signifikant ist, was gedeutet wird oder werden kann, nicht immer ins Auge springt (vgl. Linke 2011: 39). Als hilfreich erweist sich für die Autorin die kulturgeschichtliche Perspektive. Im synchronischen Sinne halte ich jedoch gerade die kulturvergleichende Diskurslinguistik für sehr geeignet, die typisch kulturellen Zeichen bzw. Musterhaftigkeiten in einem Diskurs zu erkennen und zu deuten. Denn die sprachlich codierten Zeichen, nach denen für eine kulturwissenschaftliche Analyse gesucht wird, lassen sich oft nur dann erkennen, wenn sie kulturspezifisch sind. Und das sind sie nur

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dann, wenn sie als unterscheidendes Merkmal zwischen zwei Kulturen im Sinne von zwei Zeichensystemen mit unterschiedlichen Zeichenbenutzern, Codes, Texten und zu bewältigenden Problemen verstanden werden können. Bezogen auf sprachwissenschaftliche Diskursanalysen sprechen wir von kontrastiver Diskursanalyse, die bis dato in der einschlägigen Literatur nur selten angewendet worden ist. Beispiele hierfür sind Gür-Şekers Studien zum Thema EU-Verfassung und Sicherheit in deutsch-, englisch- und türkischsprachigen Medien (vgl. Gür-Şeker 2015) sowie Arendts und Dreesens Studien zu den Wikipedia-Artikeln zu Deutschland und Polen (vgl. Arendt/Dreesen 2015), beide in einem Sammelband, den Kämper und Warnke (2015) herausgegeben haben. Dazu kommt auch Spieß mit ihrem Text zu diskursiven Differenzen in den deutschen und britischen Bioethikdebatten (vgl. Spieß 2012) sowie die Arbeit von Czachur, in der die Methodologie einer kontrastiven Diskurslinguistik (auch im Unterschied zur kontrastiven Grammatik) dargelegt wird (vgl. Czachur 2013).

4. Ein Beispiel: Bolognadiskurs in Deutschland und Bosnien-Herzegowina[2]

Eine linguistische Diskursanalyse setzt notwendig voraus, dass Diskurs etwas Sprachliches ist. Und sprachlich ist jeder Diskurs, insofern er ein Produkt des Sprechens oder des Schreibens[3] ist. Es ist also ein sprachliches Gebilde, das sehr heterogen definiert wird, was Spitzmüller und Warnke in ihrer *Einführung* (vgl. 2011) ausführlich herausstellen. Unter Diskurs verstehe ich in Anlehnung an Bußmann (vgl. 2002: 171f.) – bzw. indirekt an Foucault (vgl. 1993) – die Menge von Texten, die ein intertextuelles ›Gespräch‹ zu einem bestimmten Thema ›führen‹. Der Diskurs ist demnach eine sprachliche Einheit, die aus Texten besteht, die zu einem bestimmten Thema geschrieben wurden. Kämper bezieht sich auf Warnke (vgl. 2002) und schreibt: Der Diskurs ist

> eine komplexe sprachliche Einheit oberhalb der Textebene […], deren Komponenten sich durch thematische Kohärenz auszeichnen. Er ist zu definieren als eine sämtliche gesellschaftliche Daseins- und Ausdrucksformen betreffende und in ganz unterschiedlichen Texten und Kommunikationssituationen präsente gesellschaftliche Sinnge-

2 | Es werden einige bereits gewonnene Daten aus dem laufenden internationalen Projekt »Bologna-Reform als gesellschaftliche und sprachliche Herausforderung« zur Illustration benutzt. Das Projekt läuft seit 2014 unter gemeinsamer Leitung von Janja Polajnar (Ljubljana) und mir (Sarajevo); Heidrun Kämper (IDS-Mannheim) hat eine beratende Funktion inne. Das Korpus für die Analyse besteht aus bosnisch-herzegowinischen, deutschen und slowenischen Tages- und Wochenzeitungen (z.B. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Oslobođenje*, *Delo*) von 1999 bis 2014. Im Text werden Belege aus den Jahren 2005 und 2009 genannt.

3 | Für diese Überlegungen ist der Unterschied zwischen ›geschrieben‹ und ›gesprochen‹ nicht von Belang.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bungssubstanz, der als kollektiver kommunikativer Akt einer unbestimmten Zahl von Diskursbeteiligten über einen unbestimmten Zeitraum realisiert wird. Aufgabe der linguistischen Diskursanalyse bzw. Diskursgeschichte ist es, darzustellen und zu beschreiben, welcher historische Sachverhalt, welches Ereignis und/oder welche Befindlichkeit eine Gesellschaft einer bestimmten Epoche diskursiv bearbeitet (Thema), wie diese Gesellschaft das jeweilige Diskursthema in Sprache fasst und damit konstituiert (Lexik, Stilistik, Kommunikationsformen) und warum sie dies so tut (Argumentationsmuster). Damit steht linguistische Diskursanalyse in dem komplexen Forschungsfeld ›Sprache und Gesellschaft‹. (Kämper 2007: 424f.)

Für die Diskursanalyse sind also einige Parameter wichtig, die von Spitzmüller und Warnke als DIMEAN-Modell präsentiert werden (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011). Eine Kategorie scheint jedoch für den Diskurs als sprachliches Element im Vergleich zu allen anderen grundlegend zu sein: die Zeit, und zwar in zweierlei Hinsicht – sowohl als historische Zeit, in der der Diskurs stattfindet, als auch als zeitliche Entwicklung des Diskurses in der Geschichte. Dass ein Diskurs durch den historischen Zeitpunkt, in dem er entsteht, bestimmt ist, muss nicht weiter erklärt werden, wohl aber, was alles damit gemeint sein kann: die politische und wirtschaftliche Situation, die Personen, die gegenwärtig sind und einen Zugang zum Diskurs haben oder haben möchten, die Medien, die gegenwärtig sind, u.Ä. Ein anderer Punkt ist der Tatsache geschuldet, dass ein Diskurs entsteht und andauert, dass er immer komplexer wird und dass er sich verändert. Alle anderen sprachlichen Elemente haben einen konkreten Beginn (Überschrift, das erste Wort, den ersten Satz) und auch ein klar markiertes Ende. Sie können auch unter dem diachronen Aspekt untersucht werden, aber dann handelt es sich um die Veränderung dieser Phänomene im Laufe der Zeit und zwar in dem Sinne, dass sie sich verändern und neue Formen, Gebrauchsweisen, Funktionen oder Bedeutungen bekommen. Den Beginn eines Diskurses markiert zwar ein Text, aber gleichzeitig auch ein Datum. In ihrer diskursanalytischen Arbeit zur Sprache der Sarrazindebatte nennt Christina Stein sehr explizit das Datum, an dem diese Auseinandersetzung begann: 23.8.2010 (vgl. Stein 2012: 32). Auch wenn heute (im Frühling 2017) von dieser Debatte in den Medien nichts mehr zu hören ist, muss es nicht bedeuten, dass der Diskurs beendet ist. Deshalb ist das Ende eines Diskurses theoretisch offen, und für eine diskursanalytische Arbeit ist es notwendig, dass das Korpus begründet erstellt wird. Bei einem Diskurs spielt die Zeit in diesem Sinne eine besondere Rolle. Dem Diskurs ist der Zeitverlauf immanent. Der Diskurs hat eine innere Entwicklung, eine Veränderung in der Zeit, durch die nicht etwa ein neuer Diskurs entsteht, sondern jede Veränderung ein Teil des Diskurses wird. Wichter beschreibt den Diskurs als »Geflecht von Texten in synchroner und diachroner Ausbreitung« (Wichter 1999: 266). Die Veränderung im Diskurs durch die Zeit trägt zur Bedeutung eines Diskurses bei und ist zweifellos kulturrelevant bzw. kulturprägend.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.1 Akteuranalyse

Bei der Akteuranalyse geht es um die auf Foucault (vgl. 1973/1990) zurückgehende Frage, *wer spricht*. Posner (vgl. 2008) definiert Gesellschaft als eine Menge von Individuen, die Gruppen bilden und regelmäßig durch Zeichenprozesse miteinander kommunizieren. Er nennt diese Gruppenkonstrukte ›Institutionen‹. »Welche Institutionen in einer Gesellschaft bestehen, ist charakteristisch für deren soziale Kultur« (ebd.: 49). Für eine Diskursanalyse ist es wichtig zu erforschen, welche Institutionen im Posner'schen Sinne oder Akteure, wie wir sie nennen, in dem Diskurs miteinander kommunizieren bzw. am Diskurs teilnehmen, weil sie Kulturträger sind (vgl. ebd.: 50). Die Akteure im Diskurs, im Posner'schen Sinne die Zeichenbenutzer als Teil des Zeichensystems Kultur, ihr Auftritt oder ihr Fehlen, gehören gerade zu den Indizien, nach denen unter anderem in einem Diskurs gesucht werden sollte. Dabei kommt es nicht auf die Ermittlung einzelner Teilnehmer an, sondern auf die Ermittlung von sozialen, an diesem Diskurs teilnehmenden Gruppen, um somit aufzuzeigen, welche soziale Bedeutung der fragliche Diskurs in der jeweiligen Kultur hat und welche Unterschiede es zwischen einzelnen Diskursen gibt.

Die Bedeutung der Akteure in der Diskursanalyse wurde bisher von verschiedenen Autoren herausgestellt. Hier seien Adamzik (vgl. 2002), Angermuller (2008) sowie die Einführung in die Diskurslinguistik von Spitzmüller und Warnke (Spitzmüller/Warnke 2011: 172) als Beispiele genannt. Der ›Akteur‹, ›Sprecher‹, ›Hörer‹, ›Sender‹, ›Rezipient‹ usw., ist eine zentrale sozialwissenschaftliche Kategorie, die auf den performativen, sozialen Kontext eines Diskurses abhebt. Aber die Akteure nehmen an einem Diskurs in der Regel nicht als Individuen teil, sondern als Mitglieder bestimmter sozialer Gruppen. Die Akteure in einem Diskurs sind zum Teil schon ›gerahmt‹ durch den sozialen Kontext, in dem ein Diskurs entsteht. Der Bolognaprozess beinhaltet eine internationale politische Entscheidungsfindung über die Reform des Hochschulwesens in Europa, und somit sind die Akteure aus Politik und Hochschulwesen von vornherein eingeladen, an diesem Diskurs teilzunehmen. Akteure bekommen auch ein eigenes Kapitel in Tobias Brändles Buch *10 Jahre Bologna-Prozess* (vgl. Brändle 2010), in dem der Autor die Akteure im Prozess selber analysiert. Zunächst schreibt er über die Gruppe von Akteuren, die zwar Diskursteilnehmer sind, aber vor allem auf einer politischen Ebene agieren. Sie gehören zur Diskursregion der internationalen Politik, zu der nur sehr Wenige Zugang haben. Unter diesen Akteuren unterscheidet Brändle zunächst zwischen internationalen Institutionen, wie der Europäischen Kommission und dem Europarat, und nationalen Institutionen, wie den Kultusministern einzelner Länder (vgl. ebd.: 75-112). Diese Akteure bzw. Institutionen kreieren die europäische Hochschulpolitik. Weiter nennt Brändle auch Hochschulrektoren und die Hochschulrektorenkonferenz, die »im Vergleich zu den Akteuren auf der europäischen Ebene kaum eigene Vorschläge aktiv vertreten haben, sondern sich eher auf die Verabschiedung von Gegenvorschlägen zu den Plänen der Kultusminister beschränkt haben«, sowie Studierendenvertretungen auf internationaler und nationaler Ebene, die »gera-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dezu vehement auf die Berücksichtigung der sozialen Dimension des Bologna-Prozesses« hingewirkt haben (ebd.: 109).

Brändles Analyse basiert offensichtlich nicht oder nicht primär auf dem medialen Diskurs, sondern vielmehr auf Dokumenten unterschiedlicher Institutionen, Vereine und Gruppen. Ich möchte aber der Frage nachgehen, welche sozialen Gruppen am öffentlich ausgetragenen medialen Diskurs teilnehmen und welche kulturbezogenen Erkenntnisse eine vergleichende Analyse einzelner partizipierender Gruppen liefern kann. Dabei ist eine Klassifizierung von Akteuren notwendig. So können einzelne Personen als Vertreter einer sozialen Gruppe aktiv werden, z.B. derjenigen der Professoren, als Vertreter einer Institution, z.B. der Regierung, individuelle Leser, die nur mit ihrem Namen ohne weitere Zusätze zeichnen. Innerhalb einer Gruppe kann es weitere Klassifizierungen geben: ›Professor an einer angloamerikanischen Universität‹ oder ›Professor an einer deutschen Universität‹, wenn dies für eine kulturwissenschaftliche Akteuranalyse sinnvoll ist. Laut Spitzmüller und Warnke ist die zentrale Funktion der Akteure die »Filterung« von Aussagen (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011: 173). In diesem Text verstehe ich Aussagen als Inhalte für und gegen den Bolognaprozess. Interaktionsrollen und Positionen sind zwei von drei Ebenen der akteurorientierten Analyse, die die beiden Autoren als »Text-Diskurs-Filter« bezeichnen.

Charakteristisch für die ersten fünf Jahre (Ende 1999 bis 2005) der Hochschulreform im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Reformen (z.B. die Erhöhung der Mehrwertsteuer) ist eine vergleichsweise geringe Anzahl der im Moment der Diskussion davon Betroffenen. Diejenigen, die schon studiert haben, lässt die bevorstehende Reform unberührt. Diejenigen, die erst studieren werden, sind mit dem Hochschulwesen nicht vertraut genug, um Unterschiede erfassen, sich eine eigene Meinung bilden und gegebenenfalls am Diskurs teilnehmen zu können. Dazu kommt noch die Mehrheit derer, die weder studiert haben noch studieren werden. Es bleiben Hochschullehrer, andere Universitätsangestellte und die zuständigen Politiker. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn nach Foucault sind für das Eintreten in den Diskurs gewisse Erfordernisse und Qualifikationen notwendig und nicht alle Diskurse oder Diskursregionen sind gleichermaßen offen (vgl. Foucault 1993). Der Bolognadiskurs ist also kein Diskurs für breite Bevölkerungsschichten.

Angermuller und Maeße teilen in ihrem Text zum Hochschulreformdiskurs Akteure in vier Gruppen ein: 1. politische Parteien, 2, Administration, Legislative und Exekutive, 3. intergouvernementale Akteure und 4. Verbände (vgl. Angermuller/Maeße 2014: 29f). Diese Einteilung umfasst allerdings keine Studenten und Leser, die doch eine Rolle spielen. Ich möchte nach einer anderen Klassifikation von Akteuren vorgehen, die im Laufe des Diskurses auch bestimmte Positionen vertreten: Rektoren, Professoren, Studenten, Politiker, Institutionen, Vertreter der Wirtschaft, Journalisten und Leser. Eine Akteuranalyse der beiden Diskurse in den Zeitabschnitten 1999 bis 2005 und 2009 führt uns zum folgenden Ergebnis, das zunächst in (Tabelle 1) kurz dargestellt wird.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Tabelle 1: Akteure

Deutschland (FAZ)		Bosnien-Herzegowina (*Oslobođenje, Dnevni avaz*)[4]	
2002-2005	2009	2000-2005	2009
Professoren (insbesondere Pädagogen), zuständige Minister, Journalisten, Wirtschaftsinstitutionen	Akademiker, Journalisten, zuständige Minister, Studierende, Unternehmen und Vertreter der Wirtschaftsverbände, Stipendiengeber, Leser mit Hochschulabschlüssen	zuständige Minister, Hochschulrektoren, Botschafter aus westlichen Ländern, Vertreter internationaler Organisationen	zuständige Minister, Akademiker (insbesondere Soziologen und Geisteswissenschaftler), Studierende, Journalisten

4.2 Der deutsche Diskurs

Am Anfang des deutschen Diskurses, also in den Jahren von 1999 bis 2005, kommen als Akteure folgende Gruppen vor: Journalisten, Wirtschaftsinstitutionen, Politiker (in Person der zuständigen Minister) und Professoren, insbesondere Pädagogen und Lehrkräfte mit Erfahrung im angelsächsischen Raum. Zu diesem Zeitpunkt läuft in Deutschland gerade der Umstellungsprozess und die Akteure können in Befürworter und Gegner der Umstellung eingeteilt werden. Befürworter sind in erster Linie Politiker und Hochschulrektoren – also Träger der politischen bzw. fachpolitischen Ämter:[5]

Zufrieden mit der Entwicklung der Master- und Bachelorstudiengänge in Deutschland haben sich die *Teilnehmer einer Diskussionsrunde in der Industrie- und Handelskammer (IHK*) Frankfurt gezeigt. *IHK-Präsident Joachim von Harbou* sagte, der sogenannte Bologna-Prozeß ermögliche bis 2010 vergleichbare Studiengänge in allen europäischen Staaten und sei deshalb die »grundlegendste Hochschulreform der letzten hundert Jahre«. 60 Prozent der Studenten mit Bachelor-Abschluß fänden Arbeit in kleineren und mittleren Unternehmen. Bislang beteiligten sich 40 Länder an der Reform,

4 | *Oslobođenje* (OS) und *Dnevni avaz* (DA) sind die zwei wichtigsten und meistgelesenen Tageszeitungen, die in Sarajevo, der Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, herausgegeben werden. Sie sind in etwa vergleichbar mit den deutschen überregionalen Zeitungen, unterscheiden sich jedoch dadurch, dass OS eher gebildetere Leser anspricht und DA insgesamt mehr Leser hat. (Alle Belege wurden von mir übersetzt.)

5 | Es werden nur einzelne Diskursbelege zitiert, die aber repräsentativ für das Korpus stehen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sagte der französische Hochschulattaché Charles Scheel. (FAZ 21.6.2005, S. 50 [Hervorh. V.S.])

Die deutschen Kultusminister versprechen sich von dieser Umstellung kürzere Studienzeiten, höhere Erfolgsquoten durch Kontrolle und Verschulung des Hochschulstudiums und eine bessere Berufsqualifizierung der Abgänger. Vor allem aber sind sie überzeugt, einen größeren Bewegungsfreiraum für Studierende und Lehrende in Europa zu schaffen. (FAZ 19.6.2004, S. 1 [Hervorh. V.S.])

Die Gegner sind in erster Linie Dekane:

Volker Bohn etwa, Dekan des Frankfurter Fachbereichs Neuere Philologien, sagt klipp und klar: »Ich halte von dem Ganzen überhaupt nichts, schon gar nichts davon, in den Geisteswissenschaften einen Bachelor anzubieten.« Studiendekan Jürgen Quetz, verantwortlich für die sogenannte Modularisierung der Studienfächer, die 2005 angewendet werden soll, bleibt hart: »Zum Bachelor möchten wir gezwungen werden.« (FAZ 9.11.2004, S. 44)

Am frühen Diskurs nehmen auch Hochschullehrer, meist Professoren, teil, die wir in Gegner und Befürworter einteilen können. Die Fürsprecher sind vor allem in den Jahren unmittelbar nach der Bolognaerklärung, beispielsweise im Jahr 2000, aktiv und argumentieren für die Umstellung mit dem Vorbild angelsächsischer Universitäten, was später den Vorwurf einer liberalisierten Hochschullandschaft erklärt. Sehr deutlich wird diese Sicht der Dinge z.B. in einem Text in der FAZ vom 15.7.2000 mit dem Titel *Planwirtschaft an den Universitäten* zum Ausdruck gebracht, in dem Dominique Demougin, Inhaber des Lehrstuhls für Finanzwissenschaft an der Universität Magdeburg, einige Vergleiche mit den USA aufstellt:

Gerade der Vergleich mit Amerika zeige, dass es vielmehr wesentlich sei, den Arbeitsmarkt für Wissenschaftler flexibler zu gestalten. Die akademische Welt ersticke in Regulierung und Rationierung. Besonders in der Personalplanung sei mehr Autonomie nötig.

In der umfassenden Reformdiskussion über den Standort Deutschland stellt sich deshalb zu Recht die drängende Frage: Was läuft falsch an deutschen Hochschulen? Warum sind die amerikanischen Universitäten, zumindest die besten, so viel erfolgreicher als die deutschen?

Es bleibt die Frage: Wo liegen denn nun die entscheidenden strukturellen Unterschiede zwischen den amerikanischen und den deutschen Universitäten, wenn nicht in der Praxis der lebenslangen Erstberufung? Die Antwort lautet: in der Effizienz des akademischen Arbeitsmarkts für Professoren. Schon bei der Erstberufung gibt es in den Vereinigten Staaten mehr Flexibilität in der Struktur der Besoldung als hierzulande.

In den Vereinigten Staaten geht alles viel schneller. (FAZ 15.7.2000, S. 15)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Gegner wollen zunächst die Humboldt'sche Universität gegen eine neoliberale, nach dem angelsächsischen Modell organisierte und für Deutschland neue Universitätsform verteidigen:

Da die Ministerin fest entschlossen ist, nun endlich ernst zu machen mit der »Reform«, ist wenigstens eines sicher: In wenigen Jahren wird es die Universität nur noch dem Namen nach geben. (Professor Dr. Laurenz Lütteken, FAZ 4.5.2000, S. 11)

Gegen die Ökonomisierung der deutschen Universität. (Professorin Dr. Barbara Zehnpfennig, FAZ 22.5.2002, S. 8)

Wenn unsere »neuen« Abschlüsse in den heute ausgewiesenen Bildungsmärkten offensichtlich keinen Wert haben, sollten wir vielleicht darüber nachdenken, wie wir internationale Abschlüsse in unser bisheriges, durchaus anerkanntes System integrieren. Leider wurden solche Ansätze frühzeitig ideologisch beerdigt. (Professor Dr.-Ing. Stephan Wilksch, FAZ 30.10.2004, S. 9)

Im Jahr 2009 sind im deutschen Bolognadiskurs folgende Gruppen von Akteuren relevant: Journalisten, Akademiker (Professoren und Hochschulrektoren), Politiker, Studierende (auch Mitglieder von ASten und einzelne namentlich genannte Studierende), Unternehmen und Vertreter der Wirtschaftsverbände, in Leserbriefen auch Eltern von Studierenden oder ehemalige Studierende sowie die Stipendiengeber wie der DAAD. Es ist festzustellen, dass die Zahl der Akteure gestiegen ist – der Bolognaprozess hat jetzt, vier Jahre später, an gesellschaftlicher Relevanz gewonnen. Unterschiedliche soziale Gruppen fühlen sich davon betroffen oder angesprochen. Dabei ist die Spaltung in Befürworter und Kritiker immer noch klar zu erkennen. Die Gegner kritisieren die Neuerungen wie neue Abschlüsse, darunter vor allem den Bachelor, die vielen Prüfungen, die Verschulung und die sog. Soft Skills.

Deutlich häufiger melden sich Akademiker als Autoren im Diskurs zu Wort, meist in Form von Leserbriefen als Reaktionen auf Zeitungsartikel, wie z.B. hier:

Es gab einmal eine Zeit vor »Bologna«, da galt die deutsche Universität Humboldtscher Prägung als international angesehen und vorbildlich. Wer als deutscher Student im Ausland studierte (in meinem Fall war es Frankreich), lernte ein verschultes Universitätssystem mit professorenhörigen Studenten kennen, die für Prüfungen das auswendig paukten, was sie in der Vorlesung mitgeschrieben hatten. Von wissenschaftlichem Anspruch und kritisch-selbständigem Studieren keine Spur. (Dr. Wolfram Ender, FAZ 3.1.2009, S. 8)

Um diese Fähigkeiten zu vermitteln, muss das Ingenieurstudium einen tiefgehenden theoretischen Anteil enthalten, wozu eine gründliche Bildung in Mathematik und Physik gehört. Professor Hippler ist daher beizupflichten, wenn er feststellt, dass die universitäre Ingenieurausbildung nicht mit dem Bachelor-Examen beendet ist, sondern

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einen Zeitrahmen von etwa zehn Semestern erfordert. (Professor Dr.-Ing. Klaus Meerkötter, FAZ 31.12.2009, S. 39)

Von den Journalisten, die als Akteure aktiv werden, gibt es Kommentatoren und Berichterstatter. Mit Kommentatoren meine ich diejenigen, die sich als Journalisten auf den Meinungsseiten der FAZ melden und den Bolognaprozess kritisch unter die Lupe nehmen. So ein Beitrag ist derjenige von Oliver Hoischen vom 22.11.2009:

Doch ist schon lange klar: Große Teile der Neuerungen sind offenbar völlig undurchdacht. Entscheidendes wurde jedenfalls nicht erreicht: So hätte es mit dem neuen System möglich sein sollen, leichter von einer Uni zur anderen zu wechseln, was aber nicht der Fall ist, nicht innerhalb Deutschlands und erst recht nicht innerhalb Europas. Noch immer ist es schwierig, Scheine von der einen an der anderen Uni anerkennen zu lassen. Und leichter ist es auch nicht geworden, nach dem Examen in einen Beruf einzusteigen – viele Unternehmen wissen nicht, was sie mit einem jungen Bachelor überhaupt anfangen sollen. Die Chancen auf dem Arbeitsmarkt hat das Bachelor/Master-System also nicht erhöht. Auch Abiturienten aus sogenannten bildungsfernen Schichten gibt es heute nicht mehr als früher an den Hochschulen – obwohl das von der Politik gewünscht wurde. Nur die Zahl der Studienabbrecher, die ist noch immer hoch. (FAZ 22.11.2009, S. 14)

An den meisten Stellen wird der Inhalt der Bolognareform kritisiert und fast gar nicht der Umsetzungsprozess selber, beispielsweise in dem Sinne, er sei zu schnell, zu langsam u.Ä.

Ähnlich lesen sich auch die Beiträge von einigen Studierenden, die sich ebenfalls in Leserbriefen melden. Z.B. zum Leitartikel »Die Bologna-Blase ist geplatzt« in der FAZ vom 24.11.2009:

Ich bin zwanzig Jahre alt, Studentin in Trier und »Arbeiterkind«. Meine Eltern bezahlen mir das Studium; wenn ich kann, arbeite ich drei Mal im Monat. Das reicht natürlich nicht, um alle Kosten zu decken. Ich habe aber keine Zeit: achtzehn Wochenstunden habe ich Veranstaltungen in der Uni, und die gleiche Zeit verbringe ich mit Vor- und Nachbereitung am Schreibtisch. Nebenbei arbeiten zu gehen ist zeitlich nicht drin, ein Hobby auch nicht. Ich gehe ein- bis zweimal abends zum Unisport, damit ich nicht komplett einroste beim Sitzen. Doch ich habe leider das Gefühl, die Mühe lohnt sich nicht. Seit der Bachelor-Einführung betreut ein Professor zweihundert bis fünfhundert Studenten; er kennt keinen einzelnen mit Namen, noch hört er jemals seine Stimme. Der Professor ist nur noch Absolventenproduzent ohne Beziehung zum Produkt. Natürlich versuche ich mein Studium auf dem schnellsten Weg zu beenden, immerhin zahlen meine Eltern teuer für meine Bildung, nämlich fast 8000 Euro pro Jahr. Bafög bekomme ich nicht, ich lebe in einer WG, bin sparsam und kein Partytier. Trotz eines Abis von 2,0 habe ich von sechs Unis Absagen bekommen, nur Trier ohne NC nahm mich. (Studentin Katja Römer, FAZ 10.12.2009, S. 37)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Von dem FAZ-Journalisten Jürgen Kaube werden die unerwarteten Hindernisse in der Studierendenmobilität kritisiert, die zusammen mit dem Bolognaprozess erst entstanden sind, weil die Semesterzeiten nicht überall gleich sind:

Zuerst hat man die Mobilität der Studierenden – die physische zumindest – durch die Bologna-Reform nachweislich gesenkt. Wenn es kein Grundstudium mehr gibt, kann man auch nicht »nach dem Grundstudium«, wie es früher hieß, zwei Semester ins Ausland gehen. Wie viele Studenten nach dem Magister oder Diplom an ausländischen Universitäten nicht angenommen wurden, weil es diese Abschlüsse andernorts so nicht gab, blieb unbekannt. Dafür soll nun bis 2011 ein anderes Mobilitätshindernis fallen: durch eine Semesterzeitenreform (Jürgen Kaube, FAZ 25.2.2009, S. N5)

Im Gegensatz zum bosnisch-herzegowinischen Diskurs, in dem die Vertreter der Wirtschaft gar nicht vorkommen, sind sie im deutschen Diskurs aktiv, und äußern sich, auch wenn etwas seltener als in den Anfangsjahren, meist positiv:

Wirtschaft zufrieden mit Bachelor / Die hessische Wirtschaft hat mit den ersten Jahrgängen der Bachelor- und Master-Absolventen nach eigenen Angaben meist gute Erfahrungen gemacht. Die »Berührungsängste« vor allem kleiner und mittlerer Firmen gegenüber den neuen Abschlüssen seien zügig abgebaut worden, teilte die Vereinigung der hessischen Unternehmerverbände (VhU) mit. Da zudem bundesweit schon mehr als 75 Prozent aller Studiengänge auf das Bachelor-Master-System umgestellt worden seien, gebe es nun »keinen Weg mehr zurück«, äußerte VhU-Präsident Dieter Weidemann. Er warnte allerdings davor, den Lehrstoff für das Bachelorstudium zu sehr auszudünnen und das Masterstudium zu überfrachten. Auch dürften Auslandsaufenthalte, Interdisziplinarität und Angebote zur Persönlichkeitsbildung nicht zu kurz kommen. ([zos.], FAZ 30.6.2009, S. 37)

4.3 Der bosnisch-herzegowinische Diskurs

Auf der Ebene der Akteure lassen sich folgende Gruppen ausmachen: Regierungsvertreter, Hochschulrektoren, Professoren, Studierende, Journalisten. Da Hochschulrektoren nicht nur ein akademisches Amt bekleiden, sondern auch ein politisches, obgleich es nur fachpolitisch ist, erscheint mir ihre Ausgliederung aus der Gruppe der Professoren sinnvoll, zumal sie schon im deutschen Diskurs eher eine Sondergruppe unter den Akademikern bilden, die sich – vielleicht auch von Amts wegen – fast gar nicht kritisch gegenüber der Reform äußert und außerdem die größte akademische Verantwortung bei der Durchführung des Bolognaprozesses trägt.

Im Jahr 2005 sind im bosnisch-herzegowinischen Diskurs folgende Akteure vorzufinden: Hochschulrektoren, Bildungsminister und – als auffälliger Unterschied zum deutschen Diskurs – Botschafter aus westlichen Ländern und Vertreter internationaler Organisationen wie beispielsweise der OSZE. Diese Akteure sind Befürworter der Hochschulreform, äußern sich unmissverständlich positiv dem Prozess gegenüber und kritisieren einheimische Politiker da-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für, dass ein entsprechendes neues Gesetz nicht verabschiedet wird. Douglas Davidson von der OSZE-Mission in Bosnien-Herzegowina ermutigt die einheimischen Politiker dazu, das neue Hochschulgesetz zu verabschieden. Das Gleiche macht auch der damalige Botschafter Österreichs in Bosnien-Herzegowina, dessen Land sich aus historischen Gründen Bosnien-Herzegowina gegenüber etwas mehr verpflichtet fühlt:

Austrija i druge zemlje donatori mogu pružiti pomoć bh. univerzitetima u provedbi evropskih standarda tokom Bolonjskog procesa, ali niko od nas u BiH ne može donijeti zakon. To isključivo mogu učiniti bh. vlasti. Ova se zemlja mora što prije uhvatiti ukoštac s primjenom standarda iz Bolonjske deklaracije, jer će oni mladima BiH osigurati bolju i uspješniju budućnost – rekao je ambasador Almhofer. (DA 7.10.2005, S. 16)[6]

Der Sarajevoer Hochschulrektor, Professor Hasan Muratović, ist eifriger Verfechter des Bolognaprozesses, weil er diese Hochschulreform als den Weg zur Eingliederung des bosnisch-herzegowinischen Hochschulwesens in das europäische sieht: »Naš cilj je jasan – do 2010. godine želimo postati dijelom evropskog akademskog prostora, čemu prethodi puna privrženost bolonjskom procesu te reforma visokog obrazovanja za koju je potrebno uložiti još mnogo truda i sredstava – rekao je Muratović.« (DA 9.2.2005, S. 27)[7]

Dabei erklärt er mehrmals öffentlich und nicht selten übertreibend – im deutschen Bolognadiskurs ist so etwas gar nicht belegt –, was der Prozess für den eigentlichen Universitätsbetrieb bedeute:

To podrazumijeva mnogo više praktične nastave i ocjenjivanje studenata tokom predavanja, na osnovu aktivnog učešća i praktičnih radova. Očekujemo da će takva praksa rezultirati većom prolaznošću na ispitima. No studenti će morati daleko više raditi i prisustvovati predavanjima i vježbama, dok će profesori i asistenti morati dati mnogo veći doprinos interaktivnoj nastavi. (DA 19.7.2005, S. 7)[8]

6 | »Österreich und andere Länder, die Hilfe leisten, können die bosnisch-herzegowinischen Universitäten bei der Einführung von europäischen Standards während des Bolognaprozesses unterstützen, aber niemand von uns kann ein Gesetz verabschieden. Das können ausschließlich die einheimischen Gesetzgeber. Dieses Land muss sich möglichst bald mit den Standards der Bolognaerklärung auseinandersetzen, weil sie den jungen Leuten aus Bosnien-Herzegowina eine bessere und erfolgreichere Zukunft bringen wird – sagte der Botschafter Almhofer.«

7 | »Unser Ziel ist klar – bis 2010 wollen wir zum Teil des europäischen akademischen Raumes werden. Die Voraussetzung ist eine volle Akzeptanz des Bolognaprozesses und eine vollständige Reform des Hochschulwesens, an der man noch intensiver arbeiten muss – sagte Muratović.«

8 | »Das bedeutet noch viel mehr praxisorientierten Unterricht und Bewertung von studentischen Leistungen während des Unterrichts, ihre aktive Teilnahme durch praktische Arbeit. Wir erwarten, dass diese Praxis zu einer höheren Quote von bestandenen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die zuständigen Minister beschweren sich auch darüber, dass aus politischen Gründen die Reform nur sehr langsam vorankomme und dass das notwendige Gesetz noch nicht verabschiedet worden sei. Zur Reform bzw. zu ihrem Inhalt äußern sich die Minister nicht.

Kritische Stimmen kommen von Studierenden und von Journalisten und sind nicht gegen die Inhalte der Bolognareform gerichtet, sondern in erster Linie gegen die zu langsame und vermeintlich falsche Umsetzung der Reform:

Zbog neusvajanja zakona o visokom obrazovanju na državnom nivou, čemu se opiru neki političari, činjenica je da najviše gube studenti. [...] Slabu nadu pruža izjava ministra civilnih poslova BiH, Safeta Halilovića kako će zakon o visokom obrazovanju na nivou BiH ipak biti usvojen do sljedeće akademske godine. [...] Izgubili smo prošlu godinu u hvatanju »obrazovnog koraka« sa Evropom. Nadajmo se da nećemo i ovu. (DA 27.1.2005, S. 3)[9]

»Predstavnici Unije studenata Univerziteta u Sarajevu aktivno su se uključili u rad okruglog stola. Ipak za ›Dnevni Avaz‹ kazali su da je nerealno očekivati da će nova akademska godina početi novim sistemom obrazovanja, nazvavši to preambicioznim.« (DA 9.4.2005, S. 12)[10]

Vier Jahre später, also im Jahr 2009, sind die Botschafter und Vertreter ausländischer Organisationen als Akteure im bosnisch-herzegowinischen Bolognadiskurs nicht mehr vorzufinden. Von den Politikern melden sich weiterhin nur Bildungs- bzw. Kultusminister oder ihre Stellvertreter sowie Rajko Kuzmanović, der Präsident der bosnisch-herzegowinischen Entität Republika Srpska. Insgesamt finden sich selten Texte und die Aussagen der Akteure zeugen von Ohnmacht aus Geldmangel (OS 9.11.2009, S. 5) oder von Vorwürfen über die nicht durchdachte Hochschulreform in Bosnien-Herzegowina (OS 2.12.2009, S. 9), deren Folge nicht regulierte Abschlüsse landesweit seien. Mit dieser letzten Aussage bezieht sich Minister Nović allein auf die unsichere Anerkennung der Abschlüsse auf dem Arbeitsmarkt. Studierende und Journalisten melden sich ebenso selten wie die Minister zu Wort. Studierende werden als Teilnehmer am Diskurs in Bosnien-Herzegowina nur aktiv, wenn es um die Zahl der Prü-

Prüfungen führt. Studierende werden jedoch viel mehr arbeiten müssen, häufiger noch an den Vorlesungen und Übungen teilnehmen, während Professoren und Assistenten noch viel mehr für den interaktiven Unterricht werden leisten müssen.«

9 | »Da das staatliche Hochschulgesetz nicht verabschiedet wird, und dem widersetzen sich manche Politiker, sind die Studierenden die größten Verlierer. [...] Wenig Hoffnung biete die Aussage des zuständigen Staatsministers, Safet Halilović, dass das Gesetz bis zum nächsten akademischen Jahr verabschiedet wird. [...] Wir haben das letzte Jahr verloren, und verpassten den ›Bildungsschritt‹ Richtung Europa. Wir hoffen, dass wir dieses Jahr nicht verlieren.«

10 | »Die Vertreter der Studentischen Union nehmen aktiv Teil am runden Tisch. Aber gegenüber ›Dnevni avaz‹ sagten sie, es sei unrealistisch zu erwarten, dass das neue akademische Jahr mit der neuen Studienordnung beginnen würde. Es sei zu ambitiös.«

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fungstermine geht. Auch wenn die Anzahl solcher Termine mit dem Wortlaut der Bolognadeklaration nichts zu tun hat und eigentlich nur zum traditionellen Hochschuldiskurs in Bosnien-Herzegowina gehört, finden sich folgende Formulierungen von Studierenden: »Bolonjski proces se ne provodi i jedan od naših glavnih zahtjeva jeste njegovo potpuno provođenje.« (OS 9.10.2009, S. 31)[11]

Dabei werden nicht die einzelnen Inhalte der Umstellung kritisiert, sondern es wird, verpackt als einer der Inhalte der Bolognaerklärung, die Erwartung formuliert, dass Studierende noch einen weiteren Prüfungstermin im Oktober bekommen sollen. In den Nachrichten und Kurznachrichten von anderen Universitäten im Land, wie beispielsweise von der Universität Banja Luka, wird noch darüber berichtet, dass es Probleme gebe, wenn Studierende vom alten Programm in das neue wechseln möchten oder (aus unterschiedlichen Gründen) müssen (OS 24.10.2009).

Die Journalisten melden sich auch sehr selten. In der Regel führen sie Interviews oder geben Agenturmeldungen wieder, schreiben aber keine Kommentare. Nur eine Ausnahme gibt es, und zwar am 23.12.2009, als der Journalist Haris Ćatović den Bolognaprozess in Bosnien-Herzegowina mit der »teorija imaginacije« (= Theorie der Imagination) vergleicht und ihn für den Annäherungsprozess Bosnien-Herzegowinas an die moderne Welt hält. In seinem ironischen Text in der Zeitung OS schreibt er weiter: »Ona isto vremeno predstavlja i napuštanje konvencionalnih principa, te akceptuaciju novih normi, pravila, akata. Bolonjski ciklus imao je za cilj da olakša način studiranja mladom čovjeku, te mu omogući brži dolazak do diplome.« (OS 23.12.2009, S. 8f.)[12] Außerdem werden in OS immer die Aufnahmemodi einzelner Fakultäten vorgestellt – wie viele Studierende im nächsten Jahr aufgenommen werden usw.– mit immer demselben Ende, dass nämlich das jeweilige Fach »po principima Bolonjskog procesa« bzw. »nach den Prinzipien des Bologna-Prozesses« läuft. Solche Formulierungen sind in OS vom 7.6.2009 für die wirtschaftliche Fakultät, 20.6.2009 für die pharmazeutische Fakultät, am 29.6.2009 für die medizinische und am 2.7.2009 für die tiermedizinische Fakultät vorzufinden. Ähnlich verfahren auch andere Zeitungen. Abschließend wird immer erklärt, wie lange der BA- und der MA-Abschluss für das jeweilige Fach dauern wird.

Im Unterschied zum Jahr 2005 werden Akademiker im Jahr 2009 zu den wichtigsten Akteuren und haben den größten Anteil am Diskurs in der Tageszeitung OS. Dabei scheint eine Sache besonders auffällig: Sie werden in der Regel zu allen politischen und gesellschaftlichen Themen interviewt und eines davon ist der Bolognaprozess. Insgesamt gibt es in OS acht Interviews, in denen der bzw. die Interviewte den Bolognaprozess thematisiert. Sieben davon sind Hoch-

11 | »Der Bolognaprozess wird nicht implementiert und eine unserer Hauptforderungen ist seine vollständige Implementation.«

12 | »Sie [die Bologna-Idee] repräsentiert gleichzeitig das Aufgeben von konventionalen Prinzipien sowie die Annahme von neuen Normen, Regeln, Akten. Der Bologna-Prozess hatte zum Ziel, das Studium für junge Leute zu erleichtern und ihnen zu ermöglichen, schneller einen Abschluss zu erwerben.«

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schullehrer, darunter der Rektor der Universität Sarajevo. Die anderen sechs sind Dozenten für Sozial- oder Geisteswissenschaften. Auch hier ist es auffällig, dass es keine Hochschullehrer aus eher wirtschaftlich orientierten Fachbereichen wie BWL, Maschinenbau, Elektrotechnik u.Ä. gibt.

Die Hochschullehrer, die am Diskurs teilnehmen, sind große Kritiker des Bolognaprozesses. Dabei können wir unterscheiden zwischen denjenigen, die den Prozess als solchen kritisieren (Nedžad Ibrahimović, Marko Vešović, Esad Duraković), und denjenigen, die seine Implementierung kritisieren (Rektor Vlado Majstorović, Senadin Lavić, Mirko Pejanović). Die Kritiker sehen im Bolognaprozess mehr Administration, weniger akademische Freiheiten, einen Verfall der Universität. Ganz explizit wird Esad Duraković, Arabist an der Universität Sarajevo, der die Bolognareform mit folgenden Formulierungen bezeichnet: »zlosretni proces«,[13] »agresija na vrijednosti koje smo imali«,[14] »kviz«,[15] »reducirani studij«,[16] »pandemični bolonjski virus«[17] u.Ä. (2009). Asim Mujkić, Politikwissenschaftler aus Sarajevo, bezeichnet den Bolognaprozess als »neoliberalen Prozess, der keine Intellektuellen bilde, sondern angewandtes Wissen ohne Reflexion weitergebe«. Das ECTS-System hält er für »neka vrsta akademskog i znanstvenog eura koji će disciplinirati svojom neumoljivom tržišnom logikom akademsku zajednicu koja je, unatoč općem šarenilu likova, vukla naprijed cijele narode.« (OS 13.6.2009, S. 26) [18]

Wird nicht der Bolognaprozess kritisiert, sondern die Art und Weise sowie die Geschwindigkeit seiner Implementation, dann handelt es sich eher um Dekane und Hochschulrektoren. Sie bemängeln fehlende Mittel und Personal. Am 1.11.2009 wird in OS von einer regionalen Konferenz zur Bolognareform berichtet, die mit einem gemeinsamen Beschluss endete: »da je Bolonjska deklaracija šansa za države u regionu ne samo kad je u pitanju reforma visokog obrazovanja nego reforma društva u cjelini.« (OB 1.11.2009, S. 3)[19]

Hier wird deutlich eine ganz entgegengesetzte Meinung zu derjenigen der Professoren präsentiert. Diese Meinung teilt auch der Dekan Pejanović, wenn er glaubt, dass die Bolognareform »ein Weg in die europäische akademische Gemeinschaft« (OB 26.4.2009, S. 5) ist. Unter den Professoren ist auch noch Lamija Tanović, die als Parteivorsitzende der LDS (Liberaldemokratische Partei – in der politischen Landschaft sehr unbedeutend und heute verschwunden) und Hoch-

13 | »[Ü]bler Prozess«.

14 | »Aggression auf die früheren Werte«.

15 | »Quiz«.

16 | »[R]eduziertes Studium«.

17 | »[P]andemisches Bolognavirus«.

18 | »[E]ine Art akademischen und wissenschaftlichen Euro, der mit seiner Wirtschaftslogik die akademische Gemeinde disziplinieren wird, die bisher trotz ganz unterschiedlicher Personen ganze Völker nach vorne zog.«

19 | »[D]ie Bolognadeklaration ist eine Chance für die Länder in der Region [Westbalkan; V.S.] nicht nur in Bezug auf die Hochschulreform, sondern auch auf die Reform der ganzen Gesellschaft.«

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schullehrerin an der Universität Sarajevo in einem Interview die Reform, wie sie durchgeführt wurde, sowie diejenigen, die die Reform durchführen, kritisiert.

5. Fazit

Die Analyse der Akteure im deutschen und im bosnisch-herzegowinischen Diskurs bezieht sich auf zwei Zeitabschnitte, 1999 bis 2005 und das Jahr 2009. Für diesen Beitrag war zunächst wichtig zu erfahren, welche Akteure sich in den beiden beobachteten Zeiträumen gemeldet haben. Relevant war außerdem festzuhalten, inwiefern sich die am Diskurs beteiligten Akteure in Deutschland und in Bosnien-Herzegowina unterscheiden. Im folgenden Schritt wurden diese Unterschiede interpretiert: innerhalb eines Diskurses, um dessen Entwicklung, und zwischen den beiden Diskursen, um von den festgestellten Unterschieden auf Unterschiede in den beiden Kulturen schließen zu können. Dabei werden Akteure stets als unabdingbare Teile des Diskurses, aber auch der Kultur als Zeichensystem verstanden. Dadurch können wir dann objektivierte Aussagen über den Umgang mit dem Hochschulwesen in diesen beiden Kulturen treffen.

Die Bolognareform ist eine universitäre Reform und sie setzt eine politische Entscheidung voraus. Deshalb sind die Akademiker und die zuständigen Politiker in den beiden Diskursen durchgehend vertreten. Der Diskurs darüber ist aber auch öffentlich, wird mithin in den Zeitungen ausgetragen und daher nehmen auch Journalisten eine wichtige Rolle darin ein: auf deutscher Seite zunächst als Berichterstatter und später auch als Kommentatoren, im bosnisch-herzegowinischen Diskurs in der Regel nur als Berichterstatter. Studierende kommen erst im Jahr 2009 als Akteure vor, was damit zu erklären ist, dass es einiger Zeit bedarf, bis eine neue Generation von Studierenden zunächst einmal ihre Erfahrungen gemacht hat, um berichten und argumentieren zu können. Deutsche Studierende thematisieren das neue Studium selbst als zu intensiv und schließen, dass es kein richtiges, selbstständiges Studium mehr sei. Damit wird Kritik an den Inhalten der Umstellung überhaupt geäußert. Währenddessen bemängeln die bosnisch-herzegowinischen Studierenden die stockende und nicht vollständige Umstellung des Studiums und erhoffen sich dabei in erster Linie die Lösung ihrer alten Probleme wie die Prüfungsordnung, die an sich nicht zum Bolognaprozess gehören, ohne auf die einzelnen in der Bolognaerklärung genannten Punkte einzugehen.

Im deutschen Diskurs sind Akademiker schon von Anfang an sowohl als Befürworter als auch als Kritiker beteiligt. Die Kritiker zeigen sich dabei zunächst als Anhänger des Humboldt'schen Universitätsideals, die Befürworter sind oft Hochschulrektoren und im ersten Zeitabschnitt Akademiker mit Hochschulerfahrung aus dem angelsächsischen Raum. Im bosnisch-herzegowinischen Diskurs werden Akademiker als Akteure erst 2009 in relevantem Ausmaß aktiv. Die Befürworter argumentieren hier, der Prozess sei ein Schritt zur EU-Integration, und kritisieren die zu langsame und nicht ganz durchdachte Umstellung. Die Kritiker bezeichnen die Reform als neoliberalen Prozess.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aber die wichtigsten Unterschiede zwischen den beiden Diskursen sind folgende: Im deutschen Diskurs kommen Vertreter der Wirtschaft vor, als Hochschullehrer melden sich häufig Pädagogen. Im bosnisch-herzegowinischen Diskurs sind im Jahr 2005, als das neue Gesetz verabschiedet worden ist, noch viele Vertreter internationaler Institutionen und westlicher Länder am Diskurs beteiligt, und von den Akademikern im Jahr 2009 nur Sozial- und Geisteswissenschaftler.

Diese aus der Diskursanalyse gewonnenen Ergebnisse sind als Daten zu betrachten, die wiederum als indexalische Zeichen nach einer Interpretation suchen. Das soll nun im Anschluss der nächste Schritt sein und er wird bestenfalls zu kulturbezogenen Erkenntnissen führen. Dabei werden Akteure als Zeichenbenutzer verstanden, die zusammen mit den Codes, Botschaften, Texten und den darin enthaltenen Aussagen sowie den im und durch den Diskurs zu bewältigenden Problemen eine Kultur ausmachen. Die Präsenz von ausländischen Akteuren im bosnisch-herzegowinischen Bolognadiskurs zeugt von der gesellschaftlichen Unselbstständigkeit des bosnisch-herzegowinischen Staates. Es ist ja auch nicht so, dass sie sich aufgedrängt und uneingeladen in eine eher innen- bzw. landespolitische Angelegenheit eingemischt hätten, sondern es ist vielmehr so, dass ihre Meinungsäußerung zu dieser Frage in Bosnien-Herzegowina erwartet wurde. Sie bezogen sich allerdings auf die Gesetzgebung und unterließen jeden Kommentar zum Inhalt des Umzusetzenden. Der Rückzug der Vertreter der internationalen Organisationen aus dem Diskurs im Jahr 2009 steht als ein indexalisches Zeichen dafür, dass für sie in erster Linie die Gesetzgebung wichtig war. Ihnen ging es also nicht um Inhalte, sondern lediglich um die bloße Verabschiedung des Hochschulgesetztes.

Am deutschen Diskurs nehmen keine internationalen Vertreter teil, höchstens Akademiker mit großer Erfahrung an angelsächsischen Universitäten. Einerseits bedeutet das zwar, dass diese Hochschulreform eine innere Angelegenheit Deutschlands bzw. seiner Bundesländer ist, andererseits jedoch auch, dass die Befürworter der Internationalisierung, eines der Schlagwörter der Bolognareform, diese neue Hochschulordnung als eine Bewegung des deutschen Hochschulwesens in Richtung USA und England betrachten. Dagegen sind sich die bosnisch-herzegowinischen Befürworter durchgehend darüber einig, dass diese Reform ein Schritt in die europäische Hochschulgemeinschaft bzw. in die EU und daher notwendig ist.

Signifikant ist auch die Tatsache, dass die im Diskurs aktiven Professoren in Bosnien-Herzegowina aus den Gesellschaftswissenschaften stammen und auf deutscher Seite aus Pädagogik und Wirtschaft – zusammen mit den wirtschaftlichen Vertretern. Das weist darauf hin, dass die Reform unterschiedlich wahrgenommen wird: im bosnisch-herzegowinischen Diskurs primär als eine Gesellschaftsreform, die zusammen mit den anderen Restrukturierungen den EU-Beitritt des Landes sichern sollte, und in Deutschland als eine wirtschaftliche Angelegenheit, die in den Augen vieler Akteure den traditionellen pädagogischen Wert der Hochschulausbildung gefährdete. Ein Grund für den fehlenden wirtschaftlichen Bezug auf bosnisch-herzegowinischer Seite ist sicherlich

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das zu gering ausgeprägte marktwirtschaftliche Denken in der einst sozialistischen Gesellschaft.

Die für die Zwecke dieses Beitrags vorgenommene Diskursanalyse der Bolognadiskurse in Deutschland und Bosnien-Herzegowina in den Jahren 1999 bis 2005 bzw. dem Jahr 2009 konnte einerseits zeigen, dass sich tatsächlich in den einzelnen Zeitabschnitten zum Teil unterschiedliche Akteure zu Wort gemeldet haben. Außerdem konnte zwischen den beiden Ländern ein genereller Unterschied in der Zusammensetzung der Akteure festgestellt werden. Die beiden Befunde unterstreichen noch einmal, welche Rolle die Akteuranalyse in einer Diskursanalyse spielt. Spricht man diesen Befunden eine Bedeutung zu, können wir darüber hinaus auch schließen, welche Rolle dem Hochschulwesen sowie dem Bolognaprozess als Hochschulreform in den beiden hier untersuchten Kulturen zukommt.

Literatur

Adamzik, Kirsten (2002): Interaktionsrollen. Die Textwelt und ihre Akteure. In: Dies. (Hg.): Texte – Diskurse – Interaktionsrollen. Tübingen, S. 211-256.

Angermuller, Johannes (2008): Wer spricht? Die Aussagenanalyse am Beispiel des Rassismus-Diskurses. In: Ingo H. Warnke / Jürgen Spitzmüller (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin / Boston, S. 185-207.

Ders. / Maeße, Jens (2014): Der Hochschulreformdiskurs. Thema, Gegenstand, Korpus. In: Johannes Angermuller u.a. (Hg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 2. Bielefeld, S. 23-36.

Ders. / Scholz, Ronny (2013): Semantische und kommunikative Dimensionen diskursiven Wandels. Ein integrativer Ansatz zur Analyse der Makro- und Mikrostrukturen. In: Dietrich Busse / Wolfgang Teubert (Hg): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden, S. 287-320.

Arendt, Birte / Dreesen, Philipp (2015): Kontrastive Diskurslinguistik. Werkstattbericht zur Analyse von deutschen und polnischen Wikipedia-Artikeln. In: Heidrun Kämper / Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin / Boston, S. 427-446.

Bachmann-Medick, Doris (2008): Kulturanthropologie. In: Ansgar Nünning / Vera Nünning (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaft. Stuttgart, S. 86-107.

Brändle, Tobias (2010): 10 Jahre Bologna-Prozess. Wiesbaden.

Bußmann, Hadumod (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.

Czachur, Waldemar (2013): Kontrastive Diskurslinguistik – sprach- und kulturkritisch durch Vergleich. In: Ulrike Hanz Meinhof / Martin Reisigl / Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, S. 325-350.

Foucault, Michel (1973 / 1990): Archäologie des Wissens. Aus dem Franz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a.M.

Ders. (1993): Die Ordnung des Diskurses. Aus dem Franz. v. Walter Seitter. Frankfurt a.M.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gür-Şeker, Derya (2015): Kontrastive Diskursanalyse softwaregestützt. In: Heidrun Kämper/Ingo H. Warnke: Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston, S. 419-426.

Günthner, Susanne (2013): Sprache und Kultur. In: Peter Auer (Hg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart, S. 347-376.

Dies. (2015): Zur Verwobenheit von Sprache und Kultur – Ansätze einer Anthropologischen Linguistik. In: Michael Dobstadt/Christian Fandrych/Renate Riedner (Hg.): Linguistik als Kulturwissenschaft. Frankfurt a.M., S. 37-64.

Heringer, Hans Jürgen (2004): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen.

Kalwa, Nina (2013): Das Konzept »Islam«. Eine diskurslinguistische Untersuchung. Berlin/Boston.

Kämper, Heidrun (2007): Linguistik als Kulturwissenschaft. Am Beispiel einer Geschichte des sprachlichen Umbruchs im 20. Jahrhundert. In: Dies./Ludwig M. Eichinger (Hg.): Sprache – Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für deutsche Sprache. Tübingen, S. 419-439.

Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (2015): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston.

Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Tübingen.

Kuße, Holger (2012): Kulturwissenschaftliche Linguistik. Eine Einführung. Göttingen.

Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In: Elisabeth Wåghäll Nivre/Brigitte Kaute/Bo Andersson/Barbro Landén/Dessislava Stoeva-Holm (Hg.): Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009. Stockholm, S. 23-44.

Müller-Jacquier, Bernd (2008): Interkulturelle Kompetenz als Entschlüsselung von Zeichenbedeutung. In: Deutschunterricht 60, H. 5., S. 21-35.

Peirce, Charles Sanders (1993): Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt a.M.

Posner, Robert (2008): Kultursemiotik. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaft. Stuttgart, S. 39-72.

Spieß, Constanze (2013): Sprachliche Dynamiken im Bioethikdiskurs. Zum Zusammenspiel von Theorie, Methode und Empirie bei der Analyse öffentlich-politischer Diskurse. In: Dietrich Busse/Wolfgang Teubert (Hg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden, S. 321-344.

Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston.

Stein, Christina (2012): Die Sprache der Sarrazin-Debatte. Eine diskurslinguistische Analyse. Marburg.

Warnke, Ingo (2002): Texte in Texten – Poststrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik. In: Kirsten Adamzik (Hg.): Text. Diskurse. Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum. Tübingen. S. 1-17.

Wengeler, Martin (2006): Linguistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in diesen Band. In: Ders. (Hg.): Linguistik als Kulturwissenschaft. Hildesheim, S. 1-23.

Wichter, Sigurd (1999): Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, H. 3., S. 261-284.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kollaps, Schock und Virus

Zur Krankheitsmetaphorik in der Pressеberichterstattung der griechischen Wirtschaftskrise 2015. Deutschland und Italien im Vergleich

Barbara Häussinger

Abstract
In the current study, I analyze the media coverage of the Greek financial crisis during the summer of 2015, comparing German and Italian press reports. The study is based on two manually annotated corpora from the online-versions of the broadsheet newspapers Süddeutsche Zeitung *and* La Repubblica, *covering the periods from 1.6.2015 to 15.7.2015, during which the failure of political negotiations exacerbated the crisis and the Grexit seemed unavoidable. The analysis focuses on metaphors in which DISEASE is a source domain and is preceded by a brief outline of the discourse-historical background of the disease metaphor in the economic sphere. Based on the theoretical frameworks of Critical Cognitive Linguistics and Critical Metaphor Analysis, this study aims to compare the different views of the Greek crisis that were established by the use of the disease metaphor in the German and the Italian corpus. The persuasive and ideological potential of recurrent disease metaphors will be explored in order to provide an interpretation of the positions of Germany and Mediterranean countries such as Greece and Italy in European media discourse.*

Title: Collapse, Shock, and Virus. On the Metaphors of Disease in the Press Coverage of the Greek Economic Crisis 2015. A Comparison of the German and Italian Press

Keywords: metaphors in press discourse; persuasion; critical theory of cognitive metaphors; disease as a source domain; Greek financial crisis

1. Einleitung

Im Juni 2015 beginnt sich die griechische Finanzkrise zum dritten Mal seit 2010 zu verschärfen, was in den Medien – wie bereits in den beiden vorausgegangenen Krisen – ein breites Echo findet: Täglich wird über die stockenden Verhandlungen zwischen der griechischen Regierung unter Ministerpräsident Tsipras und den Gläubigern berichtet; über den umstrittenen Finanzminister Varoufakis, der einen Schuldenschnitt und das Ende der rigiden Sparpolitik als Voraussetzung für einen wirtschaftlichen Aufschwung Griechenlands für unerlässlich hält; über Auflagen, die ›die Institutionen‹ (die ehemalige ›Troika‹ – d.h. die Europäische Kommission, der Internationale Währungsfonds und die EZB)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

an die Gewährung eines dritten Hilfspaketes binden und nicht zuletzt über die Schlangen, die sich nach Einführung der Kapitalverkehrskontrollen und Schließung der Banken an den Geldautomaten in den griechischen Städten bilden. Bis in den August hinein dominieren Schlagzeilen zur faktischen Zahlungsunfähigkeit Griechenlands, zu seinem möglichen Austritt aus der Eurozone, dem von Tsipras einberufenen Referendum, dem von den Gläubigern geschnürten Reformpaket, zu dessen Verabschiedung durch das griechische Parlament und zu Neuwahlen in Griechenland die Berichterstattung in den Massenmedien.

Diese Art von Medienhype um die griechische Wirtschaftskrise ist ein Beispiel dafür, wie eng Krisen mit der Darstellung in den Medien verflochten sind: Solange sie dort thematisiert werden, stehen sie im Zentrum der Aufmerksamkeit; sie werden gewissermaßen zu Fakten, die täglich an Konturen gewinnen. Sobald sie jedoch durch aktuellere Themen und Ereignisse verdrängt werden, werden sie kaum noch öffentlich wahrgenommen. Unser Wissen über Wirtschaftskrisen – wie das über weite Bereiche der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – ist dadurch geprägt, wie es uns durch Massenmedien, also durch Fernsehen, Rundfunk, Presse und in zunehmendem Maß auch durch das Internet vermittelt wird. Die sprachliche Gestaltung der Krisenberichterstattung stellt jedoch immer eine subjektive Auswahl unterschiedlicher Verbalisierungsmöglichkeiten dar, die dem Textproduzenten zur Referenzialisierung, d.h. zur verbalen Repräsentation seiner spezifischen Sichtweise, seiner geistigen Vorstellung des jeweiligen Sachverhaltes zur Verfügung stehen. Diese Auswahl bestimmter Ausdrucksvarianten wird hier terminologisch mit Schwarz-Friesel (2013a: 53) als »Perspektivierung« gefasst; eine perspektivierte Verbalisierung der Krise, ihrer Akteure, Ursachen und Folgen kann explizit erfolgen oder implizit, indem bestimmte Aspekte ausgeblendet, andere dagegen ins Blickfeld gerückt werden oder auch über Implikaturen (vgl. Schwarz-Friesel/Consten 2014: 134f.); solche Perspektivierungen beinhalten häufig Bewertungen, die auf Einstellungen, d.h. auf »konzeptuellen Bewertungsrepräsentationen« (ebd.: 137) hinsichtlich der Krise, beruhen.

In diesem Sinne geben Pressetexte, auch wenn sie den Anschein erwecken, Wirklichkeit nicht in objektiver oder authentischer Form wieder; die Textproduzenten setzen sie vielmehr in Szene und greifen dazu häufig auf Metaphern zurück. Mit deren Hilfe können komplexe Wirklichkeits- und Wissensbereiche wie Wirtschaftskrisen nicht nur plastisch dargestellt und in verständlicher Form in den Alltagsdiskurs übertragen werden (vgl. Lakoff/Johnson 1980; Baldauf 1997; Jäckel 2003). Metaphern eignen sich darüber hinaus in besonderem Maße, Perspektivierungen und Evaluierungen zu vermitteln, die wiederum bei den Lesern zu bestimmten Begriffsbildungen, also Konzeptualisierungen der dargestellten Krisensachverhalte führen (vgl. Skirl/Schwarz-Friesel 2013: 63). Diese mentalen Modelle und Interpretationen von Krisen können Einstellungen und Entscheidungen der Textrezipienten prägen und bestimmte Handlungsoptionen nahelegen (vgl. Peter u.a. 2012: 53).

Zu diesem Ergebnis kommen verschiedene Arbeiten zur Metaphorik politischer wie finanzökonomischer Krisenberichterstattung in der Presse (vgl. z.B.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

White 2004; Musloff 2005; Bickes u.a. 2012; Bickes/Otten/Weymann 2014; Schwarz-Friesel 2013a; b; 2015; Arrese 2015); die erste griechische Wirtschaftskrise (2010) betreffend ist hier besonders auf Bickes u.a. (vgl. 2012) zu verweisen, die in ihrer kritisch-diskurslinguistischen Studie u.a. die Metaphorik im deutschen und griechischen Pressediskurs untersuchen und Folgendes festhalten:

> Die Analyse von Metaphern in Zeitungsartikeln zur Finanzkrise in Griechenland zeigt, wie die soziale Wirklichkeit in diesem Bereich durch Metaphern konstruiert wird. [...] Das hier konstruierte ungleiche Verhältnis von Griechenland und Deutschland (stark *versus* schwach; richtige Staatsführung *versus* falsche Staatsführung) schafft Differenzkategorien, die das deutsch-griechische Verhältnis verschlechtern konnten. (Ebd.: 185f.)

Während Bickes u.a. (vgl. ebd.) in den von ihnen untersuchten griechischen und deutschen Printmedien sowohl übereinstimmende als auch kulturspezifische metaphorische Muster verorten, die 2010 eine über weite Strecken feindselige Berichterstattung v.a. seitens der deutschen – und in Reaktion darauf auch seitens der griechischen – Presse prägten, hat der vorliegende Beitrag die vergleichende Untersuchung der Berichterstattung zur griechischen Wirtschaftskrise im Sommer 2015 in deutschen und italienischen Zeitungen zum Gegenstand. Er nimmt eine detaillierte Analyse der Krankheitsmetaphorik in den Blick, die in medialen Krisendiskursen nicht nur eines der am häufigsten rekurrierenden Muster darstellt (vgl. Charteris-Black 2004; Kuck/Römer 2012; Wengeler/Ziem 2014; Arrese 2015), sondern dem auch ein nicht unerhebliches Ideologisierungspotential zugeschrieben wird (vgl. Musloff 2005).

Für die Untersuchung, die sich als Pilotstudie versteht, wurden über 120 Artikel der Onlineausgaben jeweils einer deutschen und einer italienischen überregionalen Tageszeitung im Zeitraum zwischen Juni und August 2015 durchgesehen. Sowohl die *Süddeutsche Zeitung* als auch *La Repubblica* zählen zu den jeweiligen nationalen Leitmedien und sind politisch als linksliberal einzustufen, weshalb die aus ihnen manuell erstellten Korpora eine solide Vergleichsbasis bilden, um eventuelle Unterschiede im Gebrauch der Metaphorik herauszuarbeiten. Das deutsche wie das italienische Korpus umfassen jeweils ca. 50 ausgewählte Artikel zum Thema ›griechische Wirtschaftskrise‹, die im Zeitraum von 1.6.2015 bis zum 15.7.2015 erschienen sind.[1] Die zeitliche Begrenzung des Unter-

1 | Für die Auswahl der Artikel kam folgendes Verfahren zur Anwendung: Die Onlineausgaben der beiden Zeitungen wurden im angegebenen Zeitraum zunächst mit Hilfe der Suchfunktion durchforstet, wobei folgende Schlagworte eingegeben wurden: ›Griechische Wirtschaftskrise 2015‹, ›Griechenland‹, ›Rettung Griechenland 2015‹, ›Eurokrise 2015‹ (*SZ.de*) bzw. ›crisi greca 2015‹, ›Grecia‹, ›salvataggio Grecia 2015‹, ›crisi dell'euro 2015‹ (*la Repubblica.it*). In den so erhaltenen ca. 120 Artikeln wurden in der Folge die metaphorischen Sprachbilder für den Zielbereich GRIECHISCHE WIRTSCHAFTSKRISE ermittelt und unter die verschiedenen Herkunftsbereiche KRANKHEIT, NATURKATASTROPHE, KRIEG, BEWEGUNG und SKALA subsumiert. Für die Detailana-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

suchungszeitraums, in dem die Krise täglich europaweit medial verhandelt wurde, ist durch die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Ereignisse bedingt, die sich hier dramatisch zuspitzten: Die Staatspleite sowie der sogenannte Grexit, also der Austritt Griechenlands aus der Europäischen Währungsunion, scheinen Ende Juni unmittelbar bevorzustehen, als Tsipras die Verhandlungen zwischen Athen und den Institutionen abbricht (27.6.2015) und ein Referendum über das von den Gläubigern geforderte Sparprogramm ankündigt, in dem die Mehrheit der Griechen am 5.7.2015 mit ›oji‹ stimmt, es also ablehnt.

In beiden Korpora finden sich zur Beschreibung der griechischen Wirtschaftskrise zahlreiche Naturkatastrophen-, Kriegs-, Bewegungs- und Skalenmetaphern; weitaus am häufigsten wird sie jedoch als Krankheit konzeptualisiert. Ausgehend von den unterschiedlichen Positionen Deutschlands sowie der Mittelmeerländer Griechenland und Italien im Europadiskurs, die sich v.a. über deren wirtschaftliche Kapazität in der Eurozone und die Solidität ihrer Staatsfinanzen definiert, soll untersucht werden, welche Aspekte der Krise und ihrer Akteure anhand welcher spezifischen Krankheitsbilder im deutschen und italienischen Pressediskurs referenzialisiert werden, welche Aspekte dagegen verborgen bleiben, in welchen Argumentationszusammenhängen die Krankheitsmetaphorik jeweils zum Einsatz kommt und wie deren Wirkungspotential auf die Rezipienten ist.

2. Metaphern und Persuasion

Theoretische Grundlage für die vorliegende Arbeit bilden die Kritische Kognitionslinguistik (vgl. Schwarz 2008; Schwarz-Friesel 2013a; c; 2015; Skirl/Schwarz-Friesel 2013) und die kritische Metaphernanalyse (vgl. Charteris-Black 2004; 2006), die Metaphern an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik verorten. Sie gehen davon aus, dass Textproduzenten Metaphern in persuasiver Absicht verwenden und dazu die ihnen zur Verfügung stehenden kognitiven und linguistischen Ressourcen nutzen. Um verdeckte Sprecherintentionen aufdecken zu können, bezieht eine kritische Analyse von Metaphern notwendigerweise den spezifischen Kontext, in dem sie gebraucht werden, mit ein und wird damit der Tatsache gerecht, dass metaphorische Bedeutung nur über den konkreten Kommunikationszusammenhang erschlossen werden kann, also nur über den jeweiligen Kontext deutlich wird, wie Metaphern zu verstehen sind. Mit Schwarz-Friesel (vgl. 2013a; 2015) und Skirl/Schwarz-Friesel (vgl. 2013) gehe ich davon aus, dass Metaphern »eine besondere Form des nicht-wörtlichen Sprachgebrauchs« (ebd.: 4) sind, deren primäre Funktion v.a. darin besteht, komplexe Sachverhalte oder Prozesse sowie abstrakte Inhalte verbal zu kodieren und anschaulich zu erklären. Mit Hilfe der übertragenen Bedeutung leicht verständ-

lyse wurden dann jeweils ca. 50 Artikel aus beiden Zeitungen ausgewählt, in denen Krankheitsmetaphern auftraten. Die beiden Pilotkorpora sind als Grundlage für eine umfassendere Untersuchung mit Hilfe von Computerkorpora zu verstehen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

licher und allgemein zugänglicher Spracheinheiten wird auf einen komplex strukturierten Gegenstandsbereich Bezug genommen. In der sprachlichen Erscheinungsform von Metaphern kommt eine Relation zwischen zwei unterschiedlichen konzeptuellen Bereichen zum Ausdruck; dabei werden allerdings in einem als *mapping* bezeichneten Prozess (vgl. Lakoff/Johnson 1980) immer nur bestimmte semantische oder konzeptuelle Merkmale des Herkunftsbereiches auf den Zielbereich übertragen, mit denen der Sprecher/Textproduzent spezifische Aspekte eines Sachverhaltes oder eines Konzeptes fokussieren, andere dagegen ausblenden kann.

Betrachtet man im Rahmen einer kritischen Metaphernanalyse metaphorische Äußerungen unter pragmatischen Gesichtspunkten, so treten ihre persuasiven Eigenschaften hervor (vgl. Charteris-Black 2004: 10), wobei Persuasion einen interaktiven Kommunikationsprozess meint, in dem der Sender einer Nachricht versucht, die Einstellungen, Überzeugungen und das Verhalten des Rezipienten zu beeinflussen (vgl. Charteris-Black 2006: 9). Die persuasive Funktion von Metaphern spielt gerade im Pressediskurs eine entscheidende Rolle, wo die Leser jedoch in der Regel nur eine diffuse Vorstellung davon haben, dass die Lektüre von Zeitungstexten ihr Denken mitbestimmt, sie dabei beeinflusst, wie sie bestimmte Sachverhalte konzeptualisieren, d.h. begrifflich fassen, wenn sich die Texte unter dem Etikett einer objektiven Berichterstattung präsentieren. Aus der Psycholinguistik und der Kognitiven Linguistik ist bekannt, dass im mentalen Lexikon bei der Verarbeitung von Metaphern automatisch und unbewusst neben der übertragenen Bedeutung stets auch die wörtliche mit aktiviert wird (vgl. Schwarz-Friesel 2013a: 56). In diversen empirischen Studien zur Metaphernverwendung konnte deshalb nachgewiesen werden, dass die Probanden in Abhängigkeit des jeweils zur Referenzialisierung eines bestimmten Sachverhaltes verwendeten Sprachbildes unterschiedliche Entscheidungen trafen, ohne sich jedoch der persuasiven Wirkung der Metaphern bewusst zu sein (vgl. Boers 1997; 1999; Thibodeau/Boroditsky 2011; 2013).[2] Das Persuasionspotenzi-

2 | Boers (vgl. 1997) konnte in einer empirischen Studie zeigen, dass die Entscheidung der Probanden für unterschiedliche wirtschaftliche Optionen in Abhängigkeit von der jeweils zur Referenzialisierung ökonomischer Sachverhalte verwendeten Konzeptkombination getroffen wurde. Thibodeau and Boroditsky (vgl. 2011; 2013) wiesen in psycholinguistischen Studien nach, wie metaphorische Sprache bestimmte konzeptuelle Muster aktiviert und so die Probanden in ihrem Entscheidungsprozess konditioniert. Bei dem Versuch wurde den in zwei Gruppen geteilten Versuchsteilnehmern ein Bericht über die Verbrechensrate der fiktiven Stadt Addison präsentiert. Die erste Gruppe erhielt einen Text, in dem Verbrechen metaphorisch als Bestie dargestellt wurden, die Addison bedrohen; im zweiten Text wurden Verbrechen als Virusinfektion sprachbildlich beschrieben. Nach der Lektüre der Texte sollten die Probanden Maßnahmen zur Verbrechensbekämpfung vorschlagen. Die Leser des ersten Textes, in dem die Bestienmetapher verwendet wurde, schlugen härtere Maßnahmen zur Verbrechensbekämpfung vor, die auf die Jagd nach Verbrechern und ihre Verwahrung im Gefängnis abzielte; die Leser des zweiten Textes mit der Virusmetapher schlugen da-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

al von Metaphern – das Strauß/Haß/Harras (1998: 663) sinnfällig als Versuch seitens der Textproduzenten beschreiben, »ihre Adressaten zu Komplizen ihrer Sichtweisen zu machen« – wird damit erklärt, dass sie die Aufmerksamkeit der Rezipienten zunächst durch ungewöhnliche Sprachbilder wecken und sie dazu einladen, an einem subjektiven Akt der Interpretation teilzunehmen (vgl. Charteris-Black 2004: 12). Die Rezipienten etablieren dabei eine spezifische Relation zwischen dem Herkunftsbereich und dem Zielbereich und akzeptieren die damit einhergehende, vom Textproduzenten intendierte Perspektivierung eines Sachverhaltes. Ein zentraler Aspekt ist hier die unbewusste Übernahme von Werturteilen durch den Leser:

> Metaphor influences our beliefs, attitudes and values because it uses language to activate unconscious emotional associations and it influences the value that we place on ideas and beliefs on a scale of goodness and badness. It does this by transferring positive or negative associations of various source words to a metaphor target. These associations may not be ones that we are fully conscious of because they have an emotional basis. Metaphorical meaning is determined by the sorts of connotations aroused by words in their normal non-metaphorical or literal use. (Charteris-Black 2006: 13f.)

Die persuasive Wirkung von Metaphern ist also an Emotionen gekoppelt, ausgelöst durch positive oder negative Bewertungen, die der Rezipient gemeinhin mit dem Herkunftsbereich assoziiert. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weshalb Krankheitsmetaphern ein erhebliches Maß an Gefährlichkeit und Brisanz innewohnt, werden sie zur Darstellung und Bewertung gesellschaftlicher, sozialer und politischer Probleme eingesetzt (vgl. Musloff 2005: 310). Als Beispiel aus der jüngeren Geschichte sei hier auf die nationalsozialistische Propaganda verwiesen, die versucht, die Vernichtungsmaschinerie in den Konzentrationslagern zu legitimieren, indem sie die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland pathologisiert: Dem deutschen Volk diagnostiziert sie eine Krankheit, ausgelöst durch jüdische Menschen und andere Bevölkerungsgruppen, die als »schädliche Parasiten« und »Mikroben« bezeichnet werden (Bauer 2006: 1313).

Für die Analyse der Krankheitsbilder in der deutschen und italienischen Presseberichterstattung zur griechischen Wirtschaftskrise 2015 und die Frage,

---

gegen Maßnahmen vor, die nach der Ursache der gestiegenen Verbrechensrate fragten und soziale Programme zum Schutz der Bürger entwarfen. Bei der Frage, was ihre Entscheidung für eine bestimmte Maßnahme zur Verbrechensbekämpfung beeinflusst hätte, gab keiner der Versuchsteilnehmer die in den Texten verwendeten Metaphern an. Schwarz-Friesel (2013a: 56f.) berichtet, dass dieses Experiment im Rahmen einer Studie zu den Terrorismusmetaphern im öffentlichen Diskurs wiederholt wurde. Ergebnis dieser Studie ist u.a., dass die Probanden, die den Text zum Terrorismus mit Bestienmetaphern gelesen hatten, tendenziell für eine Bekämpfung des Terrorismus mit allen militärischen Mitteln stimmten, während die Leser des Textes mit der Virusmetapher eher in Maßnahmen zur Aufklärung über Terrorismus einen möglichen Lösungsweg sahen.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wie sich Evaluationen und Emotionen in ihnen verschränken, ist es aufschlussreich, zunächst kurz auf einige diskursgeschichtliche Aspekte der Verwendung von Krankheitsmetaphorik im ökonomischen Bereich einzugehen.

3. Krankheit und Krise

Schreibt sich die Verwendung von Krankheitsmetaphern im öffentlichen Diskurs in eine bis in die Antike zurückreichende Tradition des *body politic* ein, in der das Gemeinwesen sprachbildlich als Organismus gefasst, also als ›Körperschaft‹ verstanden wird (vgl. Musloff 2005; Bisomi 2011), lässt sich die konzeptuelle Verbindung von wirtschaftlicher Krise und Krankheit bis zu den Anfängen des ökonomischen Diskurses im 17. Jahrhundert zurückverfolgen (vgl. Koselleck 1982; Bisomi 2011) und wird vor dem Hintergrund eines sich allmählich wandelnden Krankheitsverständnisses und der Ausweitung der globalen Handelsbeziehungen in der Renaissance erklärt.

Krankheitsmetaphern finden dann Eingang in die Sprache des Handels, wenn sich zum einen die in der Humoralpathologie oder »Viersäftelehre« vertretene Auffassung, Krankheit sei auf eine im Körperinneren vermutete »*Causa interna*« – d.h. auf eine fehlerhafte Mischung der Körpersäfte – zurückzuführen, allmählich verändert in Richtung eines Krankheitsbegriffes, der eine »*Causa externa*« als Grund für eine Infektion verantwortlich macht (Bauer 2006: 1309-1311). Zum anderen bergen immer weitreichendere Handelskontakte das konkrete Risiko einer Ansteckung mit ›fremden‹ Erregern in sich.[3] Werden im Laufe des 17. Jahrhunderts Dominoeffekte in ökonomischen Systemen sprachbildlich bereits vereinzelt mit der Verbreitung epidemischer Krankheiten beschrieben (vgl. Peckham 2013a: 14), so finden sich im 18. Jahrhundert häufig Analogien zwischen dem Blutkreislauf und dem Geldkreislauf. Ab der Wende zum 19. Jahrhundert rekurrieren in den ersten Krisentheorien wie auch in den Darstellungen der sich zunehmend verschärfenden und sich immer weiter über die nationalen Grenzen hinweg ausbreitenden und wiederkehrenden Wirtschaftskrisen vermehrt Ansteckungsmetaphern für Spekulationsaktivitäten (›Spekulationsfieber‹) oder die verkettete Häufung von Bankpleiten (vgl. Bisomi 2011: 68f.).[4] Ab Mitte des 19. Jahrhunderts verändert sich mit dem Aufkommen der bakteriologischen Theorie in der Medizin das Verständnis von Krankheit grundlegend und der Ausbruch einer Erkrankung wird jetzt auf konkrete Krankheitserreger wie Viren oder Bakterien zurückgeführt (vgl. Bauer 2006: 1311). Solch ein moderner Krankheitsbegriff bildet die Basis für die nachfolgende Entwicklung

3 | Interessant ist in diesem Zusammenhang die Etymologie von ›kontagiös‹ bzw. italienisch *contagioso*: Beide lassen sich auf das lateinische Wort *contagio* – ›Berührung, Kontakt‹ – zurückführen.

4 | Wie Bisomi (vgl. 2011: 68) hervorhebt, betrifft die Verschärfung wirtschaftlicher Krisen und ihre zyklische Wiederkehr zu Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst England, in der Folge auch Frankreich und die USA und erst später Deutschland.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

epidemiologischer Modelle, mit deren Hilfe die Dynamik der Ausbreitung von Infektionskrankheiten erklärt werden können. Diese konzeptuellen Modelle finden in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wiederum Eingang in den ökonomischen Diskurs – und von dort aus in die massenmediale Berichterstattung, wo auf der Basis eines ätiologischen Ansatzes versucht wird, die kausalen Ansteckungsfaktoren und ihre Übertragungswege in Wirtschaftskrisen zu erklären (vgl. Peckham 2013a: 14).

Die Tatsache, dass sich die Konzeptualisierung von Wirtschaftskrisen mit Hilfe von Krankheitsbildern in fachsprachlichen und massenmedialen Texten derart konsolidieren konnte, dass sie bis heute eine kontinuierliche Präsenz aufweist, lässt sich nicht zuletzt auch damit erklären, dass der ökonomische Krisenbegriff seinerseits Ergebnis einer metaphorischen Ausweitung des dem *Corpus Hippocraticum* entstammenden ›medizinischen‹ Krisenbegriffs ist. Dort bezeichnet ›Krise‹ den Zeitpunkt einer fortschreitenden Krankheit, an dem eine wichtige Entwicklung oder Veränderung stattfindet, mit der sich entscheidet, ob der Kranke überlebt oder stirbt. Krise meint also ursprünglich den Wendepunkt einer Krankheit und setzt »eine wie auch immer geartete Gesundheit voraus, die wieder zu erlangen ist oder die in einer bestimmten Frist durch den Tod überholt wird.« (Koselleck 1982: 619)[5]

4. DIE GRIECHISCHE WIRTSCHAFTSKRISE ALS KRANKHEIT[6]

Die erste Auswertung der beiden Textkorpora führte – wie oben bereits erwähnt – zu dem Ergebnis, dass zur Beschreibung der griechischen Wirtschaftskrise in *SZ.de* und *la Repubblica.it* jeweils zahlreiche Naturkatastrophen-, Kriegs-, Bewegungs- und Skalenmetaphern verwendet werden; es finden sich jedoch keine kulturspezifischen Sprachbilder, was u.a. darauf zurückgeführt werden kann, dass in vielen europäischen Sprachen für die Konzeptualisierung von Wirtschaftskrisen die gleichen oder ähnliche Metaphern verwendet werden,[7] dem auch dadurch Vorschub geleistet wird, dass Journalisten diese aus den Meldungen der Nachrichtenagenturen unkritisch übernehmen und übersetzen (vgl. Brandstetter 2009).

Diese Datenlage, die eine kontrastive Metaphernanalyse auf der Basis unterschiedlicher Herkunftsbereiche als wenig ergiebig ausweist, rechtfertigt neben

5 | Der Begriff ›Krise‹ geht auf das griechische Wort *Κρίσις* zurück, abgeleitet von dem Verb *κρίνω*, das u.a. mit ›scheiden‹, ›auswählen‹, ›entscheiden‹ bzw. ›streiten‹ oder ›kämpfen‹ übertragen wird. Neben der medizinischen Bedeutung hatte ›Krise‹ in der Antike klar umrissene Bedeutungen auch im juristischen und theologischen Bereich (vgl. Koselleck 1982: 617).

6 | Konzepte und Konzeptkombinationen werden, wie in der Kognitiven Linguistik üblich, in Großbuchstaben hervorgehoben.

7 | S. dazu den Überblick in Arrese (2015: 23f.).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den in Abschnitt 3 illustrierten diskursgeschichtlichen Aspekten, dass die vorliegende Arbeit auf eine differenzierte Untersuchung der zur Konzeptualisierung der griechischen Wirtschaftskrise verwendeten sprachlichen Krankheitsbilder fokussiert.

Aus kognitiver Sicht stellen Krankheiten einen leicht zugänglichen Herkunftsbereich für Metaphern dar, da die Erfahrung, krank zu sein, zu den grundlegendsten menschlichen Erfahrungen zählt. Krankheiten lösen im Menschen eine fundamentale Angst vor Verfall, Desintegration und Kontrollverlust aus, weshalb mit dem Gegensatzpaar ›krank/gesund‹ gemeinhin Wertekategorien wie ›positiv/negativ‹ bzw. ›gut/böse‹ oder ›schön/hässlich‹ etc. assoziiert werden. Darin erkennt Charteris-Black (vgl. 2004: 150) – mit dem Hinweis auf Susan Sontags Essays *Illness as a Metaphor* und *AIDS and its Metaphors* (vgl. Sontag 1991) – den Grund dafür, dass zur negativen Bewertung von Sachverhalten sehr häufig Krankheitsmetaphern herangezogen werden. Ihnen wohnt ein hohes Persuasionspotential inne, da sie an den vertrauten Zusammenhang zwischen Leben und Tod anknüpfen und so dem Rezipienten einen hohes Maß an Identifikationsmöglichkeiten bieten (vgl. Charteris-Black 2006: 11).

Im Folgenden wird zunächst herausgearbeitet, welche Aspekte des Herkunftsbereiches KRANKHEIT in den beiden Korpora mit welchen sprachlichen Mitteln referenzialisiert werden, um sie anschließend einer vergleichenden Analyse zu unterziehen.[8]

4.1 Ärzte und Patienten

In beiden Korpora finden sich zahlreiche Beispiele für die Metapher der GRIECHISCHEN WIRTSCHAFTSKRISE ALS KRANKHEIT,[9] die eine spezifische Perspektivierung etablieren: Griechenland bzw. der griechischen Wirtschaft oder den griechischen Banken wird die Rolle des Patienten zugewiesen, während die Geldgeberländer, die Institutionen bzw. die EZB – oder metonymisch für sie ihr Präsident Draghi – in der Rolle des Arztes referenzialisiert werden:

1. »Die [griechischen; B.H.] Kreditinstitute sind nur deshalb noch zahlungsfähig, weil die Europäische Zentralbank (EZB) sie mit *Notkrediten am Leben hält*.«[10] (Hoffmann 2015)
2. »Mit zwei *Rettungspaketen* wollten die EU-Regierungen, der Internationale Währungsfonds und die EZB ein *Übergreifen der griechischen Malaise* auf die gesamte Eurozone verhindern.« (Zydra 2015b)

8 | Die Herausarbeitung der einzelnen Aspekte orientiert sich an der von Kuck/Römer (2012: 86-88) erstellten Strukturfolie KRISE ALS KRANKHEIT im Anwendungsbereich WIRTSCHAFT ALS KRANKER KÖRPER.

9 | Im Anhang gibt eine Überblickstabelle Auskunft über die Häufigkeit, mit der die metaphorischen Krankheitsausdrücke in den beiden Korpora auftreten, geordnet nach den jeweiligen Herkunftsbereichen.

10 | Alle Hervorhebungen in den zitierten Beispielen sind von der Verfasserin B.H.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. »Es ist somit kein Wunder, dass Draghi nicht derjenige sein kann und will, *der den Stecker zieht*. Die Frage, ob Griechenland Mitglied der Währungsunion bleibt oder austritt, ist keine technische, sondern so politisch, wie eine Frage politisch nur sein kann.« (Hulverscheidt 2015)
4. »La Bce *tiene in vita le banche* per non far *collassare* del tutto l'economia.«[11] (Livini 2015c)
5. »Draghi *da nuovo ossigeno* alle banche greche, portando il programma di *liquidità d'emergenza* intorno agli 89 miliardi.«[12] (O.V. 2015a)
6. »Risultato: il Paese *soffoca in un'asfissia finanziaria* che rischia di *mandare gambe all'aria* in poche settimane l'intera economia nazionale.«[13] (Livini 2015e)

Sprachlich werden diese meist konventionellen Metaphern in beiden Korpora häufig mittels (erweiterter) Nominalgruppen (»ein Übergreifen der griechischen Malaise «; »nuovo ossigeno«[14]; »liquidità d'emergenza«[15]) realisiert sowie mittels Verballexeme (»kollabieren«; »collassare«), Kollokationen (»am Leben erhalten«; »tenere in vita«) oder idiomatischer Phraseologismen, die in der Regel mit ihrer wörtlichen Bedeutung (»den Stecker ziehen«; »mandare a gambe all'aria«[16]) Bezug auf den Herkunftsbereich KRANKHEIT nehmen; sprachspezifisch für das Deutsche kommt noch das zahlreiche Auftreten metaphorischer N+N-Komposita (»Rettungspaket«; »Radikalkur«) bzw. N+N-Kompositummetaphern (»Finanzierungsspritze«; »Bankenkollaps«) dazu.[17]

---

11 | »Die EZB *hält die Banken am Leben*, um nicht die Wirtschaft gänzlich *kollabieren* zu lassen.« (Übers. B.H.)

12 | »Draghi *führt* den griechischen Banken *frischen Sauerstoff zu*, indem er das *Liquiditätsnothilfeprogramm* auf ca. 89 Milliarden aufstockt.« (Übers. B.H.)

13 | »Ergebnis: Das Land *erstickt an einer finanziellen Atemnot*, die Gefahr läuft, die gesamte nationale Ökonomie in den Ruin zu treiben.« (Übers. B.H.) Das sprachliche Bild, das die wörtliche Bedeutung des italienischen Phraseologismus ›mandare a gambe all'aria‹ (›in den Ruin treiben‹) evoziert, ist das einer Person, die aufgrund eines plötzlichen Unwohlseins auf den Rücken fällt oder umgestoßen wird und daher die Beine in die Luft streckt.

14 | »[F]rischer Sauerstoff« (Übers. B.H.).

15 | »Liquiditätsnothilfe« (Übers. B.H.).

16 | S. Fußnote 13.

17 | Skirl (2010: 25) unterscheidet Komposita, die in einem bestimmten Kontext in ihrer Gesamtheit metaphorisch zu verstehen sind (z.B. ›Radikalkur‹ im Kontext der Verbreitung wirtschaftlicher Krisen) von sogenannten ›Kompositummetaphern‹, die er als »Determinativkomposita der Form AB« definiert, »bei denen A oder B als metaphorisch gebraucht verstanden wird«. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um die Komponente B, also das Grundwort (z.B. Schulden›schnitt‹). In semantischer Hinsicht liegt die Besonderheit von Kompositummetaphern darin, dass Ursprungs- und Zielbereich über die beiden Konstituenten des Kompositums gleichzeitig präsent sind: Die wörtlich zu verstehende Komponente stellt den Zielbereich dar, die metaphorisch zu verstehende den Herkunftsbereich. Aufgrund ihrer hohen semantischen Dichte gelten

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das durch die Metaphern (in den Beispielen 1 bis 6) evozierte mentale Modell einer Arzt-Patienten-Beziehung impliziert ein asymmetrisches Verhältnis, wobei die Textrezipienten aufgrund ihres Weltwissens mit der Figur des Arztes gemeinhin die Rolle des Experten und der Autorität assoziieren, der aufgrund seiner medizinischen Kompetenzen und seines medizinischen Wissens die Diagnose stellt und über die anzuwendenden therapeutischen Maßnahmen entscheidet. Mit der Figur des Patienten wird dagegen die Figur des Laien und des hilfesuchenden Kranken verbunden und dessen Kranksein als ein von der Norm abweichender Zustand bewertet. Darüber hinaus erwartet man von dem Patienten als einem zu Heilenden generell den Willen zur Gesundung als Wiederherstellung eines Normzustandes, weshalb er die vom Arzt verordnete Therapie akzeptiert und zu ihrer Umsetzung beiträgt. Hier tritt das bewusstseinssteuernde und meinungsbeinflussende Potential von Krankheitsmetaphern deutlich hervor: Sie aktivieren bei deutschen wie italienischen Lesern unbewusst Vorstellungsbilder, die Griechenland auf die Rolle des zu manipulierenden Patienten festschreiben. Durch das Ziehen von Inferenzen kann ihm dann die Berechtigung abgesprochen werden, die von den Gläubigerländern in der Rolle der Ärzte als Therapie verordneten Sparmaßnahmen bezüglich ihrer Wirksamkeit in Frage zu stellen. Erhellend ist vor diesem Hintergrund die Entscheidung Tspiras', die Verhandlungen mit der Eurogruppe am 27.6.2015 abzubrechen und die dadurch ausgelösten empörten Reaktionen in Politik und Presse zu interpretieren: Die Einberufung eines Referendums über die von den Gläubigern gestellten Bedingungen für die Auszahlungen an Griechenland aus einem zweiten Hilfspaket können als Versuch des griechischen Regierungschefs gelesen werden, sich der Zuschreibung der Patientenrolle – und demgemäß der passiven Akzeptanz einer rigiden Sparpolitik mit allen sozialen Konsequenzen – zu widersetzen, die Griechenland in dem metaphorischen Deutungsmuster KRANKHEIT zuteilwird.

4.2 Physische und psychische Krankheitsformen, Therapie und Diagnose

In beiden Korpora fokussieren Krankheitsmetaphern semantisch über den Herkunftsbereich GENERISCHER PHYSISCHER KRANKHEITSZUSTAND[18] auf ein potentielles Risiko, das von der griechischen Wirtschaftskrise für die Eurozone und ihre Bewohner ausgeht, weshalb Therapiemaßnahmen getroffen und Medikamente verordnet werden müssen. Bei den Textrezipienten können so Vorstellungen von Krankheitserfahrungen und die damit verbundenen negativen Emotionen – wie in Abschnitt 4 ausgeführt – evoziert werden:

Kompositummetaphern als die prägnanteste Form metaphorischen Sprachgebrauchs. Was das Italienische betrifft, ist die Komposition ein weniger produktives Wortbildungsverfahren als im Deutschen. Als eines der seltenen Beispiele für ein metaphorisch gebrauchtes N+N-Kompositum im Korpus kann »terapia lacrime e sangue« angeführt werden. Zur Komposition im Italienischen vgl. Schwarze (1995: 605-614).

18 | S. Anhang.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

7. »Nur wenn die Gläubiger auf einen Teil ihrer Forderungen verzichten, nur wenn sie einen Teil ihrer Kredite erlassen – nur dann *wird Griechenland wieder auf die Beine kommen*.« (Schäfer 2015)
8. »Der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, sagte am Montag im Europaparlament auf Nachfrage, dass man g*riechische Banken erstmal am Geldtropf lassen* werde.« (Gammelin/Mühlauer 2015)
9. »Ihre *Geldspritzen* [der EZB; B.H.] [...] *stabilisierten* Banken und Staaten.« (Hakelüken 2015b)
10. »Com'è possibile che l'Europa continui a far finta di non capirlo? Ogni compromesso ci costringerà a *intervenire con un nuovo piano di salvataggio* ogni sei mesi: rimandando di volta in volta il problema.«[19] (Mazzucato 2015a)
11. »E si sarebbe visto che nella condizione attuale imporre alla Grecia *una terapia lacrime e sangue* avrebbe portato al punto in cui siamo ora.«[20] (Occorsio 2015c)
12. »[C]he la *medicina post crisi prescritta* dalla Germania e dal Fmi era pressoché destinata a *peggiorare le condizioni di un paziente così malato*.«[21] (Garton Ash 2015)

Metaphern, die eine spezifische physische Krankheit benennen, beschwören dagegen das Bild einer akut lebensbedrohlichen Situation herauf, was eine Dramatisierung des Sachverhaltes bewirkt. In den beiden Korpora finden sich bzgl. der lexikalischen Ausprägung der physischen Krankheitsmetaphorik nur minimale Unterschiede:

So dienen Kollapsmetaphern – »Finanzkollaps« (o.V. 2015e), »il sistema bancario collasserebbe«[22] (Mazzucato 2015a) – oder auch Konzeptualisierungen der Krise als AKUTE ATEMNOT – »Ein Land unter dem Sauerstoffzelt« (Hakelüken u.a. 2015), »Paese in asfissia finanziaria«[23] (Livini 2015e), »il respiratore del BCE«[24] (Penati 2015) – den Textproduzenten zur sprachbildlichen Darstellung der Schwierigkeiten des griechischen Wirtschafts- oder Bankensystems. Im deutschen Korpus finden sich daneben auch noch Lähmungsmetaphern – die griechische Bürokratie »lähmt die griechische Wirtschaft« (Odendahl 2015).

---

19 | »Wie ist es möglich, dass Europa weiterhin so tut, als ob es nichts begreifen würde? Jeder Kompromiss wird uns dazu zwingen, alle sechs Monate *mit einem neuen Rettungsplan einzugreifen*, wobei das Problem ein ums andere Mal verschoben wird.« (Übers. B.H.)

20 | »Und man hätte erkannt, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen, Griechenland *eine Therapie aus Blut und Tränen* aufzuzwingen, uns zum dem Punkt gebracht hätte, an dem wir uns heute befinden.« (Übers. B.H.)

21 | »[D]ass das von Deutschland und dem IWF *verschriebene Post-Krisen-Medikament*, eben dazu bestimmt war, *die Konditionen eines so kranken Patienten zu verschlechtern*.« (Übers. B.H.)

22 | »[D]as Bankensystem würde zusammenbrechen« (Übers. B.H.).

23 | »Land in finanzieller Atemnot« (Übers. B.H.).

24 | »[D]as Beatmungsgerät der EZB« (Übers. B.H.).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Geht es dagegen um drohende Blankpleiten, so werden starke Blutverluste metaphorisch aufgerufen mit Ausdrücken wie »Die Banken verbluten« (Hoffmann 2015) oder »un'emorragia di depositi e capitali«[25] (Livini 2015g);[26] für besorgniserregende Bewegungen an den Finanzmärkten wird wiederum nur im italienischen Korpus auf Krankheitsmetaphern rekurriert, die Herzrhythmusstörungen benennen, wie z.B. »tenere in fibrillazioni i mercati«[27] (o.V. 2015d). Zum Ausdruck der wachsenden Unsicherheit bezogen auf die Entwicklung der griechischen Wirtschaftskrise und die möglichen Folgen eines Grexits für die Eurozone sind in beiden Korpora ab Mitte Juni – als die Verhandlungen zwischen Tsipras und den Gläubigern ins Stocken geraten sind – immer häufiger Lexeme anzutreffen, die auf die negative Emotionskategorie ANGST referieren.

Mit Konstruktionen wie »Nervosität an der griechischen Börse« (Zydra 2015c), »die Wirtschaft in Angststarre« (Schlötzer/Szymanski 2015) oder »spaventa le borse«[28] (Balestreri 2015) und »il timore della Grexit«[29] (Penati 2015) wird in beiden Korpora ein möglicher Grexit sprachbildlich als Auslöser eines Angstzustandes entworfen, der u.a. mit Beruhigungsmitteln unter Kontrolle gehalten werden muss:

13. »*Rassicurare* i risparmiatori italiani *preoccupati* per il possibile crack della Grecia. E' questo l'input impartito da Renzi ai suoi ministri, in particolare al più titolato a parlare: Pier Carlo Padoan. Che non a caso, ieri al Tg1, *ha distribuito a piene mani il farmaco ansiolitico*«.[30] (Bei 2015)

Eine Steigerung des Emotionspotentials und damit einhergehend eine stärkere Dramatisierung des Sachverhaltes resultieren aus der Fokussierung auf pathologische psychische Zustände:

14. »Die Folgen eines Grexits wären *traumatisch* – vor allem für die Griechen, aber auch für die Währungsunion.« (Hoffmann 2015)

25 | »[E]in Kapitalabfluss und Ausbluten der Depots« (Übers. B.H.).

26 | Diesen Sprachbildern liegt die Konzeptkombination GELD ALS BLUT zugrunde, in der zwei aus dem Bereich der Wirtschaft geläufige Metaphern – GELD ALS FLÜSSIGKEIT und WIRTSCHAFT ALS KÖRPER – verknüpft werden; auf Letztere lässt sich die in diesem Beitrag untersuchte Metapher DIE GRIECHISCHE WIRTSCHAFTSKRISE ALS KRANKHEIT zurückführen.

27 | »[D]ie Märkte im Zustand des Herzflimmerns halten« (Übers. B.H.).

28 | »[E]rschreckt die Börsen« (Übers. B.H.).

29 | »[D]ie Angst vor dem Grexit« (Übers. B.H.).

30 | »Die wegen des möglichen Griechenland-Cracks *besorgten* italienischen Sparer *beruhigen*. Das ist der Auftrag, den Renzi seinen Ministern erteilt hat. Besonders dem Wirtschafts- und Finanzminister Pier Carlo Padoan, der gestern nicht nur zufällig in der Nachrichtensendung Tg1 *mit vollen Händen Beruhigungsmittel ausgeteilt hat*.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

15. »Ein möglicher Austritt aus der Euro-Zone *bereitet* auch dem Chef des griechischen Verbandes der Tourismusunternehmen [...] *Sorgen*. ›*Der absolute Irrsinn*!‹« (O.V. 2015f)
16. »I mercati riaprono con lo spettro della Grexit e il *pericolo di uno shock*.«[31](Occorsio 2015a)
17. »*Una mostruosa follia* aver spinto Tsipras fino a questo punto.«[32] (Krugmann 2015)

In den Beispielen 14 bis 17 wird der griechische Staatsbankrott mit dem darauffolgenden Austritt Griechenlands aus der Eurozone metaphorisch mit dem Konzept PSYCHISCHER KRANKHEITSZUSTAND verbunden,[33] mit dem eine stark negative Bewertung einhergeht: Die semantischen Merkmale NICHT RATIONAL, GEISTIG BEEINTRÄCHTIGT, UNKONTROLLIERT, ANGSTEINFLÖSSEND, UNERWARTET[34] aktiveren eine Lesart, die den Grexit als den Verlust rationalen Handelns, als Kontroll- bzw. Realitätsverlust charakterisieren. Der Leser muss die Inferenz ziehen, dass es gilt, diesen Kontrollverlust zu verhindern: Mit dem Aufruf eines solchen Angstszenarios werden also außerordentliche Maßnahmen, die für einen Verbleib Griechenlands in der Eurozone notwendig sind, als unabdingbar vorgestellt und Befürworter eines Grexits als unverantwortlich gekennzeichnet.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass es die Konzeptualisierung der griechischen Wirtschaftskrise als KRANKHEIT ermöglicht, die Berichterstattung so zu perspektivieren, dass mögliche Ursachen und Verantwortliche eines Grexits im Verborgenen bleiben. Im italienischen Korpus finden sich jedoch Beispiele, in denen das Angstszenario eines psychischen Krankheitszustandes mit einem konkreten Akteur – der deutschen Politik – explizit in Verbindung gebracht wird:

18. »Quello che manca, è la domanda, tutt'ora compressa dall'impronta della Germania *ossessionata* dall'austerity. Anni di *sofferenza* sembrano non aver insegnato nulla.«[35] (Occorsio 2015b)
19. »Germania *incosciente*. Se Atene cade nel dirupo ci finirà l'Europa. [...] La Germania [...] e con essa il forte schieramento dei Paesi nordici più ricchi,

31 | »Bei der Öffnung stehen die Märkte im Zeichen des Schreckgespenstes ›Grexit‹ und *der Gefahr eines Schocks*.« (Übers. B.H.)

32 | »*Ein monströser Wahnsinn*, Tspiras bis zum diesem Punkt getrieben zu haben.« (Übers. B.H.)

33 | S. Anhang.

34 | Mit der Großschreibung wird hier gekennzeichnet, dass es sich um semantische Merkmale handelt und nicht die sprachlichen Ausdrücke an sich gemeint sind (vgl. Skirl / Schwarz-Friesel 2013: 57).

35 | »Was fehlt, ist die Nachfrage, die bis heute unterdrückt wird von einer Politik der Deutschland, *besessen* von der Austerität, sein Siegel aufgedrückt hat. All die Jahre des *Leidens* scheinen nichts gelehrt zu haben.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> continua *al di là di ogni ragionevole evidenza* a proclamare l'austerity come una politica possibile [...]. Il livello di *incoscienza* diffuso specialmente in Germania è *spaventoso*. [...] Mi pare *una follia*, pari se non superiore alla cecità con cui fu affrontata la crisi della Lehman Brothers nel settembre 2008.«[36] (Occorsio 2015b)

Deutschland erfährt in diesen Belegen aus *La Repubblica* – vermittelt über eine Reihe metaphorischer Krankheitsausdrücke – eine stark negative Evaluation, wobei die pejorativen Lexeme *follia* (›Wahnsinn‹) und *ossessionata* (›besessen‹) die Texte emotional stark aufladen: Die Furcht vor einer wirtschaftlichen Situation, die außer Kontrolle gerät, wird kausal mit dem als ›irrational‹ und ›obsessiv‹ etikettierten Verhalten der deutschen Sparpolitik in Verbindung gebracht. In Beispiel 19 wird darüber hinaus das Gefühl einer Bedrohungslage auf stilistischer Ebene durch die Verknüpfung mehrerer, z.T. hyperbolischer metaphorischer Ausdrücke aus dem Herkunftsbereich MENTALE KRANKHEIT zu einer »Metaphernkette« (Müller 2012: 166) noch intensiviert.[37]

Um Kritik an der bisherigen Haltung der Gläubigerländer in der Griechenlandkrise zu formulieren – im Besonderen an der Deutschlands –, wird auf einen weiteren Aspekt des Konzepts KRANKHEIT fokussiert: die Diagnose. Belege dafür finden sich ausschließlich im italienischen Korpus:

20. »Urge *una nuova diagnosi della malattia*: solo così potremo *trovare la medicina giusta*.«[38] (Mazzucato 2015a)
21. »Il motivo per cui non si è riusciti a raggiungere un accordo con la Grecia è che *la diagnosi era sbagliata* fin dal principio:questo ha finito *per far ammalare il paziente ancora di più, e oggi il paziente vuole interrompere la cura*. [...] *Alla Grecia bisognava sì somministrare la medicina tedesca, ma quella vera, non quella ideologica*. [...] È un altro esempio di come *la Germania abbia beneficiato di una medicina, ma ne prescriva una diversa per tutti gli altri*. Tra l'altro è anche vero che *questa medicina la Grecia l'ha ingoiata in questi ultimi, dolorosi mesi*,

36 | »*Verantwortungsloses* Deutschland. Wenn Athen in den Abgrund stürzt, dann wird auch Europa dort landen. [...] Deutschland – und mit ihm das starke Lager der reicheren Länder in Europas Norden – proklamiert weiterhin, dass Sparpolitik möglich sei, und zwar *jenseits aller Vernunft und Offenkundigkeit* [...]. Das Ausmaß, das die *Verantwortungslosigkeit* v.a. in Deutschland erreicht hat, ist erschreckend. [...] Mir scheint das *verrückt* zu sein; noch *verrückter* als die Blindheit damals, mit der man im September 2008 die *Lehman-Brothers*-Krise angegangen ist.« (Übers. B.H.)

37 | Daneben kommt noch eine weitere Persuasionsstrategie zum Einsatz: Bei den Belegen handelt es sich um Auszüge aus einem Interview mit dem Nobelpreisträger für Wirtschaft 2001, Joseph Stiglitz. Um seiner Kritik Gewicht zu verleihen, beruft sich der Autor auf eine fachliche Autorität. (Zu den wichtigsten persuasiven Strategien der massenmedialen Berichterstattung vgl. Schwarz-Friesel 2013c: 225f.).

38 | »*Eine neue Diagnose der Krankheit* wird dringend gebraucht: Nur so können wir *die richtige Medizin* finden.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> ma pochissimi glielo hanno riconosciuto: ha ridotto il disavanzo, tagliato il numero di dipendenti pubblici e alzato l'età pensionabile [...]. Perciò, se ci sarà la Grexit – e *l'Europa non si deciderà a portare nella stanza un vero dottore* – preparatevi per l'exItalia il prossimo anno.«[39] (Mazzucato 2015b)

Im Beispiel 21 liegt eine ›fortgesetzte Metapher‹ vor; anhand zahlreicher lexikalischer Einheiten aus dem Wortfeld ›Krankheit‹ wird die Metapher GRIECHENLAND ALS PATIENT im Textverlauf »stilistisch weiter elaboriert« (Müller 2012: 168), was zu einer erheblichen Intensivierung des Emotions- und Persuasionspotentials beiträgt: Ohne explizit die Sachverhalte zu benennen, wird den Gläubigerländern – und im Besonderen Deutschland – die Verantwortung für die Fehldiagnose mit drastischen Folgen für den ›Patienten‹ Griechenland (und in Zukunft möglicherweise auch für Italien) zugewiesen. Die Textrezipienten werden so über Implikaturen dazu veranlasst, die Kompetenzen der ›Ärzte‹, sprich der Gläubigerländer, auf medizinischem – und somit auch auf wirtschaftspolitischem – Gebiet in Frage zu stellen.

4.3 Ausbreitung der Krankheit: die Virusmetapher

Eine weitere Metapher, anhand derer die griechische Wirtschaftskrise oder der Grexit als bedrohlich dargestellt wird, ist die Virusmetapher; mit ihr rückt die rasche und unkontrollierte Verbreitung einer Gefahr, konzeptualisiert als Ansteckung, perspektivisch in der Vordergrund.

Wie bereits in Abschnitt 3 kurz skizziert, ist ab den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts zu beobachten, dass die Virusmetapher für die Beschreibung und Erklärung internationaler Finanzkrisen in fachsprachlichen Texten wie auch in der massenmedialen Berichterstattung zunehmend verwendet wird. So definiert z.B. die Weltbank ›Ansteckung‹ in einer allgemeinen Formel als »cross-country transmission of shock or the general cross-country spillover effects« (zit. n. Peckham 2013b: 231), und der Geschäftsführer der *Bank of England*, Andrew G. Haldane, zieht in seiner Analyse der internationalen Finanzkrise 2008, die auf

39 | »Der Grund, weshalb mit Griechenland keine Einigung erzielt werden konnte, liegt darin, dass von Beginn an die *falsche Diagnose gestellt wurde*. Das hat dazu geführt, dass *der Patient noch kränker wurde und heute will der Patient die Behandlung abbrechen.* [...] *Die deutsche Medizin* sollte Griechenland *verabreicht bekommen*, aber die wahre, nicht die ideologische. [...] Das ist ein weiteres Beispiel dafür, wie Deutschland allen anderen Ländern *eine bestimmte Art von Medizin verschreibt*, die sich aber von der unterscheidet, *in deren Genuss es selbst gekommen ist.* Im Übrigen stimmt es auch, dass Griechenland gerade *diese Medizin* in den vergangenen, schmerzlichen Monaten *geschluckt hat*, aber nur wenige haben es ihm angerechnet. Griechenland hat den Haushaltsdefizit sowie die Zahl der öffentlichen Angestellten reduziert und das Rentenalter hochgesetzt. [...] Und deshalb, sollte es zum Grexit kommen – und Europa sich nicht dazu entschließen *einen echten Doktor zum Patienten ins Zimmer zu bringen* – dann bereitet euch auf einen Italexit im nächsten Jahr vor.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Insolvenz der Investmentbank *Lehman Brothers* zurückzuführen ist, einen Vergleich mit historischen Pandemien sowie mit solchen, die in jüngerer Vergangenheit durch HIV und das Corona-Virus (SARS) ausgelöst wurden (vgl. Haldane 2009). Wie Peckham (vgl. 2013b: 231) aufzeigt, stellt er dabei explizit einen Zusammenhang her zwischen früheren Reaktionen auf die Pest (Quarantäne und Flucht), die die Ansteckungsrate bestimmten, und aktuellen Reaktionen auf Finanzkrisen (das Horten von Liquidität und die Flucht aus ›infizierten‹ Vermögenswerten):

In the present financial crisis the flight is of capital, not of human. Yet the scale and contagious consequences may be not less damaging. This financial epidemic may endure in the memories long after SARS has been forgotten. But in halting the spread of future financial epidemics, it is important that the lessons from SARS and from other non-financial networks are not forgotten. (Haldane 2009: 31)

In beiden untersuchten Korpora zur Berichterstattung über die griechische Wirtschaftskrise 2015 sind die von Haldane ins Spiel gebrachten metaphorischen Ausdrücke *flight of capital* und *contagion* übersetzt jeweils in unterschiedlichen Kombinationen zahlreich anzutreffen. So finden sich im deutschen Korpus Konstruktionen wie »massive Kapitalflucht« (Fromm/Hakelüken/Kuntz 2015), »eine Kapitalflucht ins Ausland stoppen« (o.V. 2015e) und weitere Kompositummetaphern wie »Ansteckungseffekte« (Hakelüken 2015a), »potentielle Ansteckungsländer« (ebd.)[40] bzw. metaphorische Komposita wie »Ansteckungsgefahr« (o.V. 2015e) und »Ansteckungspanik« (Hakelüken 2015b); im italienischen Korpus treten »la fuga dei capitali«[41] (o.V. 2015d; Livini 2015d; Livini 2015f) sowie »contagio immediato e devastante«[42] (Occorsio 2015d), »effetti diretti di contagio«[43] (o.V. 2015b), »potenziale effetto di contagio«[44] (Livini 2015b) und »rischio contagio«[45] (Miele 2015) auf. Wie die folgenden Beispiele (22 bis 25) zeigen, wird darüber hinaus noch mit weiteren Lexemen auf die Virusmetapher Bezug genommen, so dass sie insgesamt als die im deutschen Korpus am häufigsten auftretende Konzeptkombination, im italienischen als zweithäufigste gelten kann:[46]

22. »*Ansteckung* in der Euro-Zone. *Griechenland in Quarantäne*. Die Europäische Zentralbank hält den Grexit [...] für *beherrschbar*. [...] Eine *Ansteckung* ist tatsächlich unwahrscheinlich.« (Hakelüken 2015b)

40 | S. Fußnote 17. Bei den angeführten Belegen handelt es sich um Kompositummetaphern mit einem metaphorischen Bestimmungswort.

41 | »[D]ie Kapitalflucht« (Übers. B.H.).

42 | »[U]nmittelbare und verheerende Ansteckung« (Übers. B.H.).

43 | »[D]irekte Ansteckungseffekte« (Übers. B.H.).

44 | »[P]otentieller Ansteckungseffekt« (Übers. B.H.).

45 | »Ansteckungsrisiko« (Übers. B.H.).

46 | S. Anhang.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

23. »Zum anderen stehen EZB oder der Eurorettungsfonds ESM bereit, um Finanzierungskrisen *im Keim zu ersticken*.« (Zydra 2015b)
24. »L'Europa, dicono in molti, *è vaccinata* con il default di Atene.«[47] (Livini 2015b)
25. »*La Grecia verrebbe sigillata* con il blocco dei capitali, [...] e la Bce dovrebbe trovare il modo di versare ancora liquidità d'emergenza. Sperando che lo scudo regga.«[48] (D'Argenio 2015b)

Zieht man eine Definition für ansteckende Krankheiten heran – »Communicable diseases can be clearly classified and have specific aetiologies; they are caused by pathogenic agents (such as viruses or bacteria) and, depending on the agent, are spread in a number of ways, including through vector organisms, body fluids or airborne inhalation.« (Peckham 2013b: 240) –, so lässt sich die persuasive Wirkung der Virusmetapher offenlegen: In dem mentalen Modell, das durch die Virusmetapher beim Textrezipienten evoziert wird, wird eine mögliche Staatspleite Griechenlands bzw. ein möglicher Grexit als Krankheitserreger (*pathogenic agent*) konzeptualisiert, der in ganz Europa eine Epidemie auslösen könnte. Das wiederum suggeriert, dass die griechische Wirtschaftskrise als biologischer Prozess und damit als eine Art natürliches Schicksal zu verstehen ist und nicht als das Ergebnis menschlicher Entscheidungen und Handlungen. Darüber hinaus wohnt der Virusmetapher ein erhebliches Emotionspotential inne.

Ihre Verwendung bewirkt beim Textrezipienten, dass er die Angst vor einer ansteckenden Krankheit auf die Angst vor den Folgen eines Grexits überträgt. Er aktiviert dabei sein Weltwissen über Infektionskrankheiten wie z.B. Ebola, SARS, BSE, die Vogel- oder die Schweinegrippe, die in einer globalisierten, international vernetzten und mobilen Welt in jüngerer Vergangenheit bereits die Dimensionen von Epidemien oder Pandemien erreicht haben und ihm seine Ausgesetztheit und Verletzbarkeit dramatisch vor Augen führen. Der Rezipient kann dann schlussfolgern, dass er durch die Folgen eines Grexits bedroht ist, was ihn wiederum dazu veranlassen kann, unbewusst drastische Schutzmaßnahmen zu rechtfertigen.

Interessant ist, dass die Virusmetapher im deutschen Korpus in zwei diametral entgegengesetzten Argumentationsketten verwendet wird, die sich z.T. von denen unterscheiden, die im italienischen Korpus vorherrschend sind. In dem Bewusstsein, dass Italien unmittelbar von einer Wirtschaftskrise betroffen sein könnte, appellieren die Textproduzenten in *La Repubblica* in einer ersten Phase zunächst an das Verantwortungsbewusstsein der Verhandlungsteilnehmer, einen Grexit unter allen Umständen zu vermeiden, indem sie mit der Virusmetapher v.a. das Bedrohungspotential einer Ansteckung aufrufen:

---

47 | »Europa, so behaupten viele, *sei* gegen den Default Griechenlands *geimpft*.« (Übers. B.H.)

48 | »Griechenland *würde* mit den Kapitalverkehrskontrollen *abgedichtet*, [...] und die EZB müsste einen Weg finden, noch mehr Notfallliquidität zu überweisen. In der Hoffnung, dass der Schutzschild hält.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

26. »Non bisogna ascoltare quanti, sempre di più, sostengono che L'Europa se la caverà benissimo anche con la Grexit, che sarà solo un fastidioso incidente di percorso e poi verrà assorbito. Non è così: l'intera economia internazionale sarebbe *sconvolta* da uno sviluppo del genere, e il *contagio immediato e devastante* «[49] (Occorsio 2015d).
27. »Il vero problema è il potenziale *effetto contagio della Grexit* sui spread e tassi [...] dei titoli di Stato dei paesi più a rischio come il nostro.«[50] (Livini 2015c)
28. »La *fuga di capitali* rischia di essere la goccia che far traboccare il vaso.«[51] (Livini 2015f)

Mit dem Scheitern der Verhandlungen zwischen der Eurogruppe und Tsipras am 27.6.2015, als der Grexit unmittelbar bevorzustehen scheint, weicht die Panikmache der emotional stark aufgeladenen Texte einer Art ›Beschwörungsformeljournalismus‹, der anhand der Virusmetapher auf die Beherrschbarkeit der Krise fokussiert und die Effizienz der Schutzmaßnahmen unterstreicht:

29. »Padoan: *nessun rischio di contagio per l'Italia*.«[52] (O.V. 2015c)
30. »Azioni e spread sui Btp a rischio fibrillazione ma *l'ombrello della Bce può evitare il contagio*.«[53] (Livini 2015a)
31. »Anche i ministri delle Finanze hanno parlato del *contagio*. Il presidente dell'Eurogruppo, Jeroen Dijsselbloem, *ha escluso un rischio sistemico*.«[54] (D'Argenio 2015a)
32. »Sulle banche italiane *non ci sarà un contagio diretto*, nel senso che ormai più nessuna fa più affari con la Grecia.«[55] (Occorsio 2015a)

---

49 | »Es mehren sich die Stimmen, die sagen, dass Europa auch mit einem Grexit bestens zurecht komme, dass es sich nur um einen kleinen, ärgerlichen Rückschlag handeln werde, der bald überwunden sei. Auf diese Stimmen sollte man jedoch nicht hören. Denn so verhält es nicht. Die gesamte Wirtschaft würde von einer solchen Entwicklung *erschüttert* und die *verheerende Ansteckung* würde sofort erfolgen.« (Übers. B.H.)

50 | »Das eigentliche Problem ist der *potentielle Ansteckungseffekt* des Grexits auf den *spread* und die Zinsen der Staatsanleihen in Ländern wie unserem, die als Risikoländer gelten.« (Übers. B.H.)

51 | »Es besteht die Gefahr, dass die *Kapitalflucht* der Tropfen ist, der das Fass zum Überlaufen bringt.« (Übers. B.H.)

52 | »Padoan: kein *Ansteckungsrisiko* für Italien.« (Übers. B.H.)

53 | »Herzflimmergefahr für Aktien und den Spread zu den *Btp*s [die italienischen Staatsanleihen; B.H.], aber der Schirm der EZB kann *die Ansteckung* verhindern.« (Übers. B.H.)

54 | »Auch die Finanzminister haben über *Ansteckung* gesprochen. Der Präsident der Eurogruppe, Jeroen Dijsselbloem, *hat ein systemisches Risiko ausgeschlossen*.« (Übers. B.H.)

55 | »Die Banken werden *nicht direkt angesteckt werden*, da ja heute niemand mehr mit Griechenland Geschäfte macht.« (Übers. B.H.)

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wie oben bereits bemerkt, setzen die Textproduzenten auf *SZ.de* die Virusmetapher in völlig gegensätzlichen Argumentationsketten ein, womit in der Regel jeweils andere Bewertungen des Sachverhaltes und Maßnahmenforderungen einhergehen. Gegner des Grexits rufen mit Hilfe der Virusmetapher – ähnlich wie die Textproduzenten im italienischen Korpus – Angstemotionen vor den Folgen einer Ansteckung auf:

33. »Jeder Schock könnte für den Euro-Bund tödlich sein. *Bricht eine Wirtschaftskrise aus*, werden Anleger, Unternehmer, Politiker und Bürger spekulieren, welcher Staat als nächstes die Gemeinschaftswährung aufgibt.« (Hoffmann 2015)
34. »Horn fürchtet *Ansteckungseffekte*, die zu einer Rezession im gesamten Euroraum führen könnten.« (Hakelüken 2015a)

Allerdings nutzen die Textproduzenten hier das Emotionspotential der Texte u.a. dazu, an die Solidarität innerhalb der Europäischen Union zu appellieren und außergewöhnliche Anstrengungen zu rechtfertigen – wie z.B. Kosten, die dem deutschen Steuerzahler durch den Verbleib Griechenlands im Euroraum entstehen könnten.

Wie Bauer (2006: 1313) festhält, handelt es sich »[b]eim Export oder Reexport von Metaphern in die soziale Sphäre [...] um ein nicht ungefährliches Manöver, vor allem dann, wenn die Metaphern dazu dienen sollen, gesellschaftliche, soziale oder politische Probleme mit scheinbar probaten Mitteln aus Hygiene, Pharmakologie oder Chirurgie anzugehen.« Diese Gefahr wohnt im Besonderen auch der Verwendung der Virusmetapher inne, wie sich anhand einiger – wenn auch weniger – Beispiele aus dem deutschen Korpus zeigen lässt. Anders als die Gegner des Grexits betonen dessen Befürworter den Aspekt der Isolierung des ›mit dem Pleite-Virus infizierten Griechenlands‹. Sie vollziehen so einen diskursiven Akt der Stigmatisierung, da ein mentales Modell evoziert wird, das zwischen einem gesunden ›Wir‹ und einem infizierten ›Anderen‹ unterscheidet (vgl. Sontag 1991: 113), mit dem noch weitere negative Wertekategorien wie z.B. ›Chaos‹ verknüpft werden:

35. »*Ansteckung in der Euro-Zone. Griechenland in Quarantäne.*« (Hakelüken 2015b)
36. »Aber warum erscheint eine *Ansteckung* so unwahrscheinlich? *Griechenland ist heute isolierter* als vor ein paar Jahren – und die anderen Akteure haben sich von *Griechenlands Chaos isoliert*.« (ebd.)

Noch eindringlicher vermittelt das folgende Beispiel die Stigmatisierung Griechenlands, bewirkt durch eine spezifische Konzeptionalisierung, mit der die geistige Vorstellung eines Infektionsherdes hervorrufen wird. Es handelt sich um eine Kombination aus Metaphernkette und Metaphorncluster (vgl. Semino 2008: 24f.), die stark emotionsintensivierend und persuasiv wirkt, da die negativen Emotionskategorien Angst und Ekel aufgerufen werden:

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

37. »*Banken mit Bankrott-Virus*. [...] Zum anderen *sickert* so das *virulente Risiko der Pleite Griechenlands* in die Bilanzen der Banken ein. Die Kreditinstitute sind *angesteckt vom Bankrott-Virus*.« (Zydra 2015a)

Die konventionellen Metaphern DIE WIRTSCHAFTSKRISE ALS VIRUS und GELD ALS FLÜSSIGKEIT bilden hier einen Cluster mit der Sumpfmetapher. Den Knotenpunkt dieser Verknüpfung, mit der eine hohe semantische Dichte erzeugt wird, bildet das semantische Merkmal FLÜSSIG, das in jedem der drei Herkunftsbereiche verankert ist. Mit dem Verb ›einsickern‹ wird zunächst auf das Konzept SUMPF referiert, über dessen Eigenschaften ›schlammiges, moorartiges Gelände‹, ›mit Wasser durchdrängt‹, ›schwarzer, morastiger Brei ohne Grund‹ in diesem Kontext das Vorstellungsbild des langsamen, aber unaufhaltsamen Versinkens entsteht, womit die Dimension des Tückischen und Unheimlichen einer Ansteckung mit dem »Bankrott-Virus« (Zydra 2015a) betont wird.[56] Das Lexem ›einsickern‹ ist semantisch jedoch gleichzeitig auch an die Virusmetapher gekoppelt und hebt dort über das Merkmal FLÜSSIG den Aspekt der Übertragung des Krankheitserregers durch Körperflüssigkeiten hervor. Damit assoziiert der Textrezipient Viruskrankheiten wie AIDS und Syphilis, die – wie Sontag ausführt (vgl. 1991: 103) – mit dem Begriff der Verunreinigung in Verbindung gebracht werden, so dass konzeptuelle Komponenten wie ABSTOSSEND, EKELERREGND aktiviert werden.

Hier handelt es sich zweifellos um einen Fall ideologisierter Polemik, mit der Griechenland als ein ›kranker und ekelerregender Organismus‹ gebrandmarkt wird, von dem eine unheimliche Bedrohung ausgeht: Dem Textrezipienten legt man in eindringlicher, aber impliziter Form die Notwendigkeit nahe, dass Griechenland aus der Eurozone auszuschließen ist. Der dafür notwendige operative Eingriff wird in Beispiel 38 metaphorisch durchgeführt:

38. »Der Euro müsste aus dem griechischen Wirtschaftssystem *herausgeschält* werden.« (Zydra 2015b)

Es liegt eine schauerliche Variante der Krebsmetapher vor: Während der Arzt bei einer Operation normalerweise das befallene Gewebe entfernt, um den Organismus als Ganzes zu retten, wird hier dagegen das gesunde Gewebe (der Euro) »herausgeschält«: Zurück – und gewissermaßen sich selbst überlassen – bleibt eine für die ›gesunden‹, also wirtschaftlich starken Länder Europas wertlose Hülle des ›infizierten Wirtschaftskörpers‹ Griechenland.

56 | Zur Sumpfmetapher s. auch die Ausführungen von Schwarz-Friesel (vgl. 2015: 155).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5. Schlussbemerkung

Eine kritisch-vergleichende Analyse der Krankheitsmetaphorik konnte zeigen, dass in beiden Korpora sowohl Parallelen als auch Unterschiede bei der Fokussierung bestimmter Aspekte des Konzeptes KRANKHEIT auftreten. Die metaphorische Darstellung Griechenlands in der Rolle des passiven Patienten ist in der deutschen wie in der italienischen Presseberichterstattung ein übliches Muster, das jedoch Lesarten aktiviert, die zwischen den Euroländern und Griechenland ein Verhältnis der Differenz etablieren. Die Irritationen, die Tsipras' Entscheidung, per Volksentscheid über die von den Gläubigern auferlegten Konditionen abstimmen zu lassen, europaweit auslösten, belegen, wie das mentale Modell der Arzt-Patienten-Beziehung die öffentliche Meinung beeinflusst: Dem Arzt ist die Entscheidungshoheit über Therapiemaßnahmen vorbehalten, diese widerspruchslos umzusetzen entspricht hingegen den Erwartungen, die mit der Patientenrolle verknüpft sind.

Auch im Gebrauch von Metaphern, die einen allgemeinen oder besonderen Krankheitszustand physischer oder psychischer Art benennen, sind keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Korpora zu verzeichnen. So wird die griechische Wirtschaftskrise anhand von Sprachbildern des Kollabierens, des Verblutens, der Lähmung oder der akuten Atemnot als spezifischer körperlicher Krankheitszustand referenzialisiert. Die negativen Emotionen, die mit Krankheitserfahrungen assoziiert werden, führen beim Leser zu einer stark negativen Bewertung der Krise. Über Inferenzen wird so eine Erwartungshaltung aufgebaut, die eine Überwindung des Krisenzustandes durch entsprechende Maßnahmen verlangt. Eine Intensivierung des Emotionspotentials und eine Dramatisierung des Sachverhalts geht mit der Konzeptualisierung der Wirtschaftskrise als pathologischer psychischer Zustand einher. Über den Herkunftsbereich PSYCHISCHE KRANKHEIT wird semantisch auf die Dimension des Angsteinflößenden, des Nichtkontrollierbaren und des Nichtrationalen Bezug genommen und der Grexit als Kontrollverlust dargestellt. Der Aufruf dieses Angstszenarios impliziert wiederum die Forderung nach drastischen Maßnahmen, um einen Grexit zu verhindern, und charakterisiert seine möglichen Befürworter als unverantwortlich.

Wesentliche Divergenzen zwischen den perspektivierenden Darstellungen in den beiden Korpora ergeben sich durch die Hervorhebung jeweils spezifischer Aspekte des Konzeptes KRANKHEIT, womit deutlich unterschiedliche Bewertungen des Krisensachverhaltes vorgenommen werden; in einigen Belegen des deutschen Korpus tragen diese z.T. stark ideologisierende Züge.

Ausschließlich im italienischen Korpus rückt metaphorisch der Aspekt der Krankheitsdiagnose in den Vordergrund, um die bisherige Haltung der Gläubigerländer zu kritisieren. Die Texte werden mit Hilfe stilistischer Verfahren wie der Bildung von Metaphernketten, fortgesetzten Metaphern und Hyperbolisierung emotional stark aufgeladen, weshalb ihr Persuasionspotential sehr hoch ist. Die Verantwortung für die Fehldiagnose, die drastische Folgen für den ›Patienten‹ Griechenland und möglicherweise auch für Italien nach sich zu ziehen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

droht, wird im Besonderen Deutschland wegen seiner rigiden Sparpolitik zugewiesen. Es entsteht die Lesart, dass die ökonomisch starken Euroländer ihrer Ärzterolle nicht gerecht werden, weshalb der Leser die Inferenz zieht, dass sie im Falle Griechenlands eine verfehlte Wirtschaftspolitik betreiben und die ökonomische Stabilität Europas gefährden.

Deutschland erfährt in der italienischen Berichterstattung auch unter Rückgriff auf den Herkunftsbereich PSYCHISCHE KRANKHEIT eine stark negative Evaluation. Wird mit dem Sprachmuster der Krankheit in den beiden Korpora generell die griechische Wirtschaftskrise als eine Art Schicksalsschlag charakterisiert – weshalb im Verborgenen bleibt, auf welche konkreten Entscheidungen ihrer menschlichen Akteure sie zurückzuführen ist –, handelt es sich hier um die einzigen Belege, die die gefühlte Bedrohung durch einen psychischen Krankheitszustand mit einem konkreten Akteur – der deutschen Politik – in Verbindung setzen.

Mit der Virusmetapher wird das Übergreifen der griechischen Wirtschaftskrise auf die Eurozone als Ansteckung konzeptionalisiert. Während im italienischen Korpus zunächst das Bedrohungspotential einer Ansteckung mit dem ›Krisenvirus‹ hervorgehoben wird, löst nach dem Abbruch der Verhandlungen zwischen der Eurogruppe und Griechenland eine Art ›Beschwörungsformeljournalismus‹ den Alarmismus der stark emotional aufgeladenen Texte ab. Es häufen sich Referenzialisierungen von GRIECHISCHE WIRTSCHAFTSKRISE ALS VIRUS, die die Kontrolle über eine eventuelle Ausbreitung der Krankheit in den Blick rücken. Die persuasive Intention dieser Texte zielt v.a. darauf ab, Italien als sicheren Kapitalmarkt zu charakterisieren.

In der *Süddeutschen Zeitung* kommt die Wirkmächtigkeit der Virusmetapher in zwei einander entgegengesetzten Argumentationssträngen zum Tragen. Gegner des Grexits heben eine mögliche Bedrohung hervor, die von einer Ansteckung mit dem Virus ausgeht; seine Befürworter hingegen die Isolierung des mit dem ›Krisenvirus befallenen Griechenland‹. Anhand einiger Belege konnte gezeigt werden, dass die Textproduzenten einen Ausschluss Griechenlands aus der Eurozone diskursiv vorbereiten, indem sie das Ideologisierungspotential der Virusmetapher ausschöpfen und Griechenland als infizierten und abstoßenden Organismus stigmatisieren.

Auf der Basis umfangreicherer, computergestützter Korpora müsste daher überprüft werden, ob es sich lediglich um Einzelfälle ideologisierter Polemik handelt, die mit einem bestimmten Autor verbunden sind und nur im deutschen Textkorpus vorkommen, oder um signifikante Phänomene, die dann mit den von Bickes u.a. (vgl. 2012) ermittelten Ergebnissen zur deutschen und griechischen Krisenberichterstattung konfrontiert werden müssten.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Arrese, Angel (2015): Las metáforas de la crisis del euro en la prensa española. In: Communication & Society 28, H. 2, S. 19-38.

Baldauf, Christa (1997): Metapher und Kognition: Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher. Frankfurt a.M.

Bauer, Axel W. (2006): Metaphern. Bildersprache und Selbstverständnis der Medizin. In: Anaesthesist 55, S. 1307-1314; online unter: https://www.umm.uni-heidelberg.de/index.php?eID=tx_nawsecuredl&u=0&g=0&t=1493217619&hash=38b2bbb9189688a30c153b4e85c5f18d70bc300b&file=fileadmin/medma/Lehrstuehle/Bauer/bauer_metaphern.bildersprache_und_selbstverstaendnis_der_medizin.pdf [Stand: 1.5.2017].

Bickes, Hans u.a. (2012): Die Dynamik der Konstruktion von Differenz und Feindseligkeit am Beispiel der Finanzkrise Griechenlands: Hört beim Geld die Freundschaft auf? Kritisch-diskursanalytische Untersuchungen der Berichterstattung ausgewählter deutscher und griechischer Medien. München.

Ders./Otten, Tina/Weymann, Laura Chelsea (2014): The *financial crisis* in the German and English press: Metaphorical structures in the media coverage on Greece, Spain and Italy. In: Discourse & Society 25, H. 4, S. 424-445.

Bisomi, Daniele (2011): Crisis as a Disease of the Body Politick. A Metaphor in the History of Nineteenth-Century Economics. In: Journal of the History of the Economic Thought 33, H. 1, S. 67-118.

Boers, Frank (1997): ›No pain, no gain‹ in a Free Market Rhetoric: A Test for Cognitive Semantics? In: Metaphor & Symbol 12, H. 4, S. 231-241.

Ders. (1999): When a Bodily Source Domain Becomes Prominent: The Joy of Counting Metaphors in the Socio-Economic Domain. In: Raymond W. Gibbs/Gerard J. Steen (Hg.): Metaphors in Cognitive Linguistics: Selected Papers from the 5th International Cognitive Linguistics Conference, Amsterdam, 1997. Amsterdam, S. 47-56.

Brandstetter Barbara (2009): Behälter, Clubs, Kreise und verschiedene Geschwindigkeiten. Metaphern für die Konstruktion Europas. In: metaphorik.de 17, S. 7-25; online unter: http://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/17_2009_brandstetter.pdf [Stand: 1.5.2017].

Charteris-Black, Jonathan (2004): Corpus Approaches to Critical Metaphor Analysis. New York.

Ders. (2006): Politicians and Rhetoric. The Persuasive Power of Metaphor. New York.

Haldane, Andrew G. (2009): Rethinking the Financial Network. Speech delivered at the Financial Student Association. Amsterdam, 28.4.2009; online unter: http://www.bankofengland.co.uk/archive/Documents/historicpubs/speeches_/2009/speech386.pdf. [Stand: 1.5.2017].

Jäkel, Olaf (2003): Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft und Religion. Hamburg.

Koselleck, Reinhart (1982): Krise. In: Otto Brunner/Werner Conze/Ders. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3. Stuttgart, S. 617-650.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kuck, Kristin / Römer, David (2012): Metaphern und Argumentationsmuster im Mediendiskurs zur ›Finanzkrise‹. In: Anja Peltzer / Kathrin Lämmle / Andreas Wagenknecht (Hg.): Krise, Crash und Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. Konstanz, S. 71-94.

Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors We Live By. Chicago / London.

Müller, Ralph (2012): Die Metapher. Kognition, Korpusstilistik und Kreativität. Paderborn.

Musloff, Andreas (2005): Brisante Metaphern. Zur argumentativen Funktion der Krankheitsmetaphorik im öffentlichen Diskurs. In: Dietrich Busse / Thomas Nier / Martin Wengeler (Hg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen, S. 309-322.

Peckham, Robert (2013a): Contagion: Epidemiological Models and Financial Crisis. In: Journal of Public Health 36, H. 1, S. 13-17; online unter: https://www.researchgate.net/publication/256075882_Contagion_Epidemiological_Models_and_Financial_Crises [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2013b): Economies of Contagion: Financial Crisis and Pandemic. In: Economy and Society 42, H. 2, S. 226-248; online unter: http://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/03085147.2012.718626?scroll=top&needAccess=true [Stand: 1.5.2017].

Peter, Nina / Knoop, Christine / Wedemeyer, Catarina von / Lubrich, Oliver (2012): Sprachbilder der Krise. Metaphern im medialen und politischen Diskurs. In: Anja Peltzer / Kathrin Lämmle / Andreas Wagenknecht (Hg.): Krise, Crash und Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. Konstanz, S. 49-70.

Schwarz, Monika (^{3}2008): Einführung in die kognitive Linguistik. Tübingen / Basel.

Schwarze, Christian (^{2}1995): Grammatik der italienischen Sprache. Tübingen.

Schwarz-Friesel, Monika (2013a): Hydra, Krake, Krebsgeschwür, Killer-GmbH, Franchise-Unternehmen und Nebelwolke. Perspektivierung und Evaluierung von islamischem Terrorismus durch Metaphern im deutschen Pressediskurs nach 9 / 11. In: Dies. / Jan Henning Kromminga (Hg.): Metaphern der Gewalt. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien vor und nach 9 / 11. München, S. 51-74.

Dies. (2013b): Metaphern der Gewalt. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien vor und nach 9 / 11. In: Dies. / Jan Henning Kromminga (Hg.): Metaphern der Gewalt. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien vor und nach 9 / 11. München, S. 7-24.

Dies. (^{2}2013c): Sprache und Emotion. Tübingen.

Dies. (2015): Metaphern und ihr persuasives Inferenzpotenzial. Konzeptualisierungen des islamischen Terrorismus nach 9 / 11 im massenmedialen Diskurs. In: Constanze Spieß / Klaus-Michael Köpke (Hg.): Metapher und Metonymie. Theoretische, methodische und empirische Zugänge. Berlin / München / Boston, S. 143-160.

Dies. / Consten, Manfred (2014): Einführung in die Textlinguistik. Darmstadt.

Semino, Elena (2008): Metaphor in Discourse. Cambridge.

Skirl, Helge (2010): Kompositummetaphern – semantische Innovation und textpragmatische Funktion. In: metaphorik.de 19, S. 23-45; online unter: http://www.metaphorik.de/de/journal/19/kompositummetaphern-semantische-innovation-und-textpragmatische-funktion.html [Stand: 1.5.2017].

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ders./Schwarz-Friesel Monika (2013): Metapher. Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik. Heidelberg.

Sontag, Susan (1991): Illness and Metaphor. AIDS and Its Metaphors. London.

Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela (1998): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin/New York.

Thibodeau, Paul/Boroditsky, Lera (2011): Metaphors We Think With: The Role of Metaphor in Reasoning. In: PLOS ONE 6, H. 2; online unter: http://lera.ucsd.edu/papers/crime-metaphors.pdf [Stand: 1.5.2017].

Dies. (2013): Natural Language Metaphors Covertly Influence Reasoning. In: PLOS ONE 8, H. 1; online unter: http://lera.ucsd.edu/papers/crime-metaphors.pdf [Stand: 1.5.2017].

Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (2014): Wie über Krisen geredet wird. Einige Forschungsergebnisse eines diskursgeschichtlichen Forschungsprojektes. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 173, H. 1, S. 52-74.

White, Michael (2004): ›Turbulence‹ and ›Turmoil‹ in the Market or the Language of a Financial Crisis. In: Ibérica 7, S. 71-86; online unter: http://www.aelfe.org/documents/text7-White.pdf [Stand: 1.5.2017].

Korpusquellen

Balestreri, Giuliano: I falchi tedeschi: »La Merkel si prepara alla Grexit.« E le borse vanno giù. In: la Repubblica.it, 12. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/12/news/grecia_compromesso_negoziati-116676312/ [Stand: 1.5.2017].

Bei, Francesco (2015): Renzi: spero nella saggezza dei greci. In: la Repubblica.it, 29. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/29/renzi-spero-nella-saggezza-dei-greci08.html [Stand: 1.5.2017].

D'Argenio, Alberto (2015a): Ancora 20 giorni prima della Grexit. In: la Repubblica.it, 28. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/28/news/ancora_20_giorni_prima_della_grexit-117853093/ [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015b): L'ira delle cancellerie: »Alexis ha tradito tutti, adesso sta cercando una via di fuga«. In: la Repubblica.it, 27. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/27/news/l_ira_delle_cancellerie_alexis_ha_tradito_tutti_adesso_sta_cercando_una_via_di_fuga_-117797808/ [Stand: 1.5.2017].

Fromm, Thomas/Hakelüken, Alexander/Kuntz, Michael (2015): Warum die deutsche Wirtschaft die Krise gelassen sieht. In: SZ.de, 20. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/wirtschaft-zu-klein-fuer-grosse-schaeden-1.2529321 [Stand: 1.5.2017].

Gammelin, Cerstin/Mühlauer, Alexander (2015): Euro-Länder verständigen sich auf Notfallplan. In: SZ.de, 15. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/griechenland-euro-laender-beschliessen-griechenland-notfallplan-1.2522183 [Stand: 1.5.2017].

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Garton Ash, Timothy (2015): L›europa non può far fallire la Grecia. In: la Repubblica.it, 16. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/16/leuropa-non-puo-far-fallire-la-grecia36.html?ref=search [Stand: 1.5.2017].

Hakelüken, Alexander (2015a): Drei Szenarien für den Ausgang der Krise. In: SZ.de, 29. Juni 2015; online unter http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/krise-in-griechenland-tage-des-donners-1.2542896 [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015b): Griechenland in Quarantäne. In: SZ.de, 1. Juli 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/grexit-griechenland-in-quarantaene-1.2544335 [Stand: 1.5.2017].

Ders./Schäfer, Ulrich/Schlötzer, Christiane/Szymanski, Mike (2015): Griechischer Schein. In: SZ.de, 3. Juli 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/eurokrise-griechischer-schein-1.2550299?reduced=true [Stand: 1.5.2017].

Hoffmann, Catherine (2015): Contra Grexit. Der Anfang vom Ende. In: SZ.de, 9. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/griechenland-contra-grexit-der-anfang-vom-ende-1.2511293 [Stand: 1.5.2017].

Hulverscheidt, Claus (2015): Referendum über eine Illusion. In: SZ.de, 28. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/griechenland-krise-referendum-ueber-eine-illusion-1.2541044 [Stand: 1.5.2017].

Krugmann, Paul (2015): Paul Krugman: »Una mostruosa follia aver spinto Tsipras fino a questo punto«. In: la Repubblica.it, 29. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/29/news/paul_krugman_una_mostruosa_follia_aver_spinto_tsipras_fino_a_questo_punto_-117943000/ [Stand: 1.5.2017].

Livini, Ettore (2015a): Azioni e spread sui Btp a rischio fibrillazione ma l'ombrello della Bce può evitare il contagio. In: la Repubblica.it, 28. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/28/azioni-e-spread-sui-btp-a-rischio-fibrillazione-ma-contagio06.html?ref=search [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015b): Euro in contanti trasportati dai cargo Ue l'ultimo aiuto ad Atene se farà default. In: la Repubblica.it, 18. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/18/euro-in-contanti-trasportati-dai-cargo-ue-lultimo-aiuto-ad-default09.html [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015c): Grecia, domande e risposte sulle trattative con la UE: i rischi e gli sce- nari per Atene e i creditori. In: la Repubblica.it, 16. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/16/news/grecia_le_domande_e_risposte_sulla_situazione-116961342/ [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015d): Grecia, l'allarme fuga di capitali e l'ombra del crac di Cipro. In: la Repubblica.it, 19. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/19/news/grecia_l_allarme_fuga_di_capitali_e_l_ombra_del_crac_di_cipro-117193764/ [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015e): Pochi pagano tasse e mutui lo Stato non onora i debiti Paese in asfissia finanziaria. In: la Repubblica.it, 26. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/26/pochi-pagano-tasse-e-mutui-lo-stato-non-onora-i-debiti-finanziaria10.html [Stand: 1.5.2017].

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ders. (2015f): Stavros Tehodorakis: »Dobbiamo stare nell'euro, se Alexis dice no all'intesa si va diritti alle elezioni«. In: la Repubblica.it, 20. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/esteri/2015/06/20/news/stavros_tehodorakis_dobbiamo_stare_nell_euro_se_alexis_dice_no_all_intesa_si_va_diritti_alle_elezioni_-117298104/ [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015g): Ue: intesa oggi o Grexit devastante. Quattro carte nel futuro europeo. In: la Repubblica.it, 14. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/14/ue-intesa-oggi-o-grexit-devastante-quattro-carte-nel-futuro-europeo17.html/ [Stand: 1.5.2017].

Mazzucato, Mariana (2015a): Grecia, l'inutile compromesso. In: la Repubblica.it, 5. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/05/news/grecia_l_inutile_compromesso-116085305/ [Stand: 1.5.2017].

Dies. (2015b): Grecia, quando l'errore è nella diagnosi. In: la Repubblica.it, 1. Juli 2015; online unter http://www.repubblica.it/esteri/2015/07/01/news/grecia_quando_l_errore_e_nella_diagnosi-118048518/ [Stand: 1.5.2017].

Miele, Enrico (2015): Il Marconi si presenta agli investitori in borsa in un lunedì nerissimo. In: la Repubblica.it, 30. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/30/il-marconi-si-presenta-agli-investitori-in-borsa-nerissimoBologna04.html [Stand: 1.5.2017].

Occorsio, Eugenio (2015a): Dallo spread alla crescita, cosa rischia il nostro Paese. In: la Repubblica.it, 29. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/29/news/l_italia-117903239/ [Stand: 1.5.2017]

Ders. (2015b): »Germania incosciente se Atene cade nel dirupo dentro ci finirà l'Europa«. In: la Repubblica.it, 9. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/09/germania-incosciente-se-atene-cade-nel-dirupo-dentro-ci-finira-leuropa15.html [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015c): Jean Paul Fitoussi: »Rischiamo il disastro, la Merkel poteva evitarlo se voleva salvare la UE«. In: la Repubblica.it, 30. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/30/news/jean-paul_fitoussi_rischiamo_il_disastro_la_merkel_poteva_evitarlo_se_voleva_salvare_la_ue_-117988223/ [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015d): »Le chiavi dell'accordo nelle mani della Bce Atene ha bisogno di almeno 30 miliardi«. In: la Repubblica.it, 8. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/08/news/nouriel_roubini_le_chiavi_dell_accordo_nelle_mani_della_bce_atene_ha_bisogno_di_almeno_30_miliardi_-116361486/ [Stand: 1.5.2017].

Odendahl, Christian (2015): Drei Reformen, die Griechenland wirklich braucht. In: SZ.de, 16. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/wirtschaftskrise-drei-reformen-die-griechenland-wirklich-braucht-1.2523691 [Stand: 1.5.2017].

O.V. (2015a): Grecia. La Bce alza ancora la liquidità. Fronte interno diviso sull'accordo. In: la Repubblica.it, 23. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/23/news/grecia_la_bce_alza_ancora_la_liquidita_-117500221/[Stand: 1.5.2017].

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

O.V. (2015b): Grecia, Tsipras: »Solo accordi sostenibili«. Juncker: »Uscita Grecia sarebbe devastante«. In: la Repubblica.it, 13. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/13/news/grecia_trattative_ue-116767638/ [Stand: 1.5.2017].

O.V. (2015c): Grecia. Ue inizia a valutare default ›controllato‹. No dal Eurogruppo ad aiuti fino al referendum. In: la Repubblica.it, 27. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/27/news/grecia_ue_dalla_sorpresa_all_ira_sul_referendum_atene_non_avra_nessuna_proroga_di_aiuti_-117827757// [Stand: 1.5.2017].

O.V. (2015d): Grecia, vertice di emergenza a Berlino. Tsipras: »Presentato piano credibile«. In: la Repubblica.it, 2. Juni 2015; online unter: http://www.repubblica.it/economia/2015/06/02/news/grecia_vertice_di_emergenza_a_berlino-115844285/ [Stand: 1.5.2017].

O.V. (2015e): Griechisches Parlament beschließt Referendum. In: SZ.de, 28. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/eurokrise-griechisches-parlament-beschliesst-referendum-1.2540832 [Stand: 1.5.2017].

O.V. (2015f): Tsipras wirft Troika »fünf Jahre Plünderei« vor. In: SZ.de, 15. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/schuldenkrise-eu-meldet-ein lenken-griechenlands-1.2521287 [Stand: 1.5.2017].

Penati, Alessandro (2015): La pistola scarica di Varoufakis. In: la Repubblica.it, 30. Juni 2015; online unter: http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/06/30/la-pistola-scarica-di-varoufakis29.html [Stand: 1.5.2017].

Schäfer, Ulrich (2015): Varoufakis wirft Gläubigern Sadismus vor. In: SZ.de, 16. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/diskussion-um-schulden schnitt-varoufakis-hat-recht-1.2521596 [Stand: 1.5.2017].

Schlötzer, Christiane / Szymanski, Mike (2015): Wie das Referendum die Gesellschaft spaltet. In: SZ.de, 3. Juli 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/griechenland-wie-das-referendum-die-gesellschaft-spaltet-1.2549615 [Stand: 1.5.2017].

Zydra, Markus (2015a): Banken mit Bankrott-Virus. In: SZ.de, 2. Juli 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/schuldenkrise-banken-mit-dem-bankrott-virus-1.2548535 [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015b): Pro Grexit. Kein Grund zur Panik. In: SZ.de, 9. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/griechenland-pro-grexit-kein-grund-zur-panik-1.2511295 [Stand: 1.5.2017].

Ders. (2015c): Spekulanten mischen die Athener Börse auf. In: SZ.de, 24. Juni 2015; online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/aktiengeschaefte-lustgewinn-fuer-spekulanten-1.2533875 [Stand: 1.5.2017].

Anhang

Tabelle 1 gibt einen Überblick über das Auftreten der metaphorischen Krankheitsausdrücke im deutschen und italienischen Korpus, geordnet nach den un-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tersuchten, spezifischen Herkunftsbereichen; die angegebenen Zahlen beinhalten Mehrfachnennungen.

Tabelle 1: Überblick über das Auftreten metaphorischer Krankheitsausdrücke im deutschen und italienischen Korpus

DIE GRIECHISCHE WIRTSCHAFTSKRISE ALS KRANKHEIT		
	SZ.de	la Repubblica.it
GRIECHENLAND ALS PATIENT/ GLÄUBIGERLÄNDER-EBZ ALS ARZT	37	32
DIE GRIECHISCHE KRISE ALS GENERISCHER PHYSISCHER KRANKHEITSZUSTAND	21	25
DIE GRIECHISCHE KRISE ALS SPEZIFISCHER PHYSISCHER KRANKHEITSZUSTAND	18	15
DIE GRIECHISCHE KRISE ALS PSYCHISCHER KRANKHEITSZUSTAND	30	30
DIE GRIECHISCHE KRISE ALS VIRUS	34	24

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Beiträge zur Kulturtheorie und Theorie der Interkulturalität

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wiederabdruck nach Simo: Interkulturalität als Schreibweise und als Thema Franz Kafkas. In: Leo Kreutzer (Hg.): Andere Blicke. Habilitationsvorträge afrikanischer Germanisten an der Universität Hannover. Hannover 1996, S. 126-141.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Interkulturalität als Schreibweise und als Thema Franz Kafkas

Simo

Hartmut Binder hat durch die Analyse von zwei Briefen, die Kafka 1921 an Robert Klopstock und Max Brod geschrieben hat, die Position Kafkas gegenüber der Problematik der Assimilation der Westjuden und vor allem der Schriftsteller unter ihnen zu verdeutlichen versucht (vgl. Binder 1987: 17ff.). Seiner Meinung nach übernimmt Kafka die nationaljüdische Grundposition, wonach »die Fremdschicht«, die dem jüdischen Volkskörper in der Diaspora anhaftet, »Außenwerk«, »Beistrich« bleibt und keine Verbindung mit dem jüdischen Geist eingehen kann. Kafka schreibt in der Tat an Max Brod:

> Weg vom Judentum, meist mit unklarer Zustimmung der Väter (diese Unklarheit war das Empörende), wollten die meisten, die deutsch zu schreiben anfingen, sie wollten es, aber mit den Hinterbeinchen klebten sie noch am Judentum des Vaters und mit den Vorderbeinchen fanden sie keinen neuen Boden. Die Verzweiflung darüber war ihre Inspiration [...]. Sie lebten zwischen drei Unmöglichkeiten [...]: der Unmöglichkeit, nicht zu schreiben, der Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben, der Unmöglichkeit, anders zu schreiben, fast könnte man eine vierte Unmöglichkeit hinzufügen, die Unmöglichkeit zu schreiben. (Br. 337f.)[1]

Hier wird die Tragik einer Generation von Juden mit einer bestechenden Präzision gezeichnet, aber worin besteht eigentlich diese Tragik? Ist sie eine prinzipielle Tragik, die jedem Versuch einer Aneignung und Besitznahme fremdkulturellen Gutes anhaftet? Ist sie die Tragik der Unmöglichkeit der Vermischung zweier kultureller Traditionen, wie Binder andeutet? Es ist sicherlich kein Zufall, wenn Kafka schreibt, diese Schriftsteller klebten noch am Judentum des Vaters, nicht am Judentum schlechthin, sondern am Judentum des Vaters. Worin das Judentum des Vaters besteht, steht in dem *Brief an den Vater*, den er zwei Jahre zuvor, also 1919, geschrieben hatte. Dort spricht er vom »Nichts von Judentum« des Vaters, das darin besteht, einige Riten zu befolgen, ohne daß sie irgendwelche Bedeutung für das Leben gewinnen. Es ist offensichtlich dieses oberflächliche Judentum, von dem die Generation Kafkas ausgeht und das selbst keinen sicheren Boden bietet.

1 | Um Zitate zu belegen, werden folgende Abkürzungen benutzt: T.: Kafka 1973; Br.: Kafka 1966; H.: Kafka 1980; E.: Kafka 1970; J.: Janouch 1968.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In dem Brief an Robert Klopstock spricht Kafka von verschiedenen Typen von Abraham, offensichtlich als Erläuterung zu seiner Lage, die er mit einer Blume vergleicht, deren Kopf zur Sonne gestreckt ist, während ihr die Wurzeln Sorge bereiten. Zunächst der Abraham von Kierkegaard,[2] von dem Kafka sagt: »[...] er hat schon vorher alles gehabt, wurde von der Kindheit dazu geführt, ich kann den Sprung nicht sehen. Wenn er schon alles hatte und doch noch höher geführt werden sollte, mußte ihm nun, wenigstens scheinbar, etwas fortgenommen werden, das ist folgerichtig und kein Sprung.« (Br. 333)

Hartmut Binder geht davon aus, daß diese Äußerungen mit dem Brief an Max Brod zusammenhängen, in dem die Tragik der versuchten Assimilation der jungen Juden gezeigt wird. Das Opfer, das Kafka hier als Sprung bezeichnet, kann in diesem Zusammenhang als Symbol des Schrittes ins Fremde, in eine fremde Kultur verstanden werden. Bei dem Abraham Kierkegaards ist dieser Schritt kein Sprung, also kein Bruch, weil Abraham in einer Kultur fest verankert ist. Der Schritt in die fremde Kultur ist unter dieser Bedingung kein Wagnis, kein Abenteuer; sie bedeutet keine Gefahr, sondern eine Bereicherung. Es gibt aber einen anderen Typus von Abraham:

> Ich konnte mir einen anderen Abraham denken, der [...] die Forderung des Opfers sofort bereitwillig wie ein Kellner zu erfüllen bereit wäre, der das Opfer aber doch nicht zustandebrächte, weil er von Zuhause nicht fort kann, er ist unentbehrlich, die Wirtschaft benötigt ihn, immerfort ist noch etwas anzuordnen, das Haus ist nicht fertig, aber ohne daß sein Haus fertig ist, ohne diesen Rückhalt kann er nicht fort. (Br. 333)

Der andere Abraham, den sich Kafka hier denkt, ist offensichtlich diese junge Generation, die er in dem Brief an Max Brod beschreibt. Auch wenn sie bereit ist, den Schritt in die fremde Kultur zu tun, stellt sie fest, daß sie in ihrer Ursprungskultur noch gebraucht wird, weil diese Kultur überhaupt erst lebendig, erlebbar gemacht werden sollte. Der Abraham, den er sich hier denkt, reagiert anders als die assimilierten jüdischen Autoren, er reagiert wie sein Freund Jizschak Löwy oder die anderen Mitglieder der jiddischen Schauspielergruppe, die er 1911 kennengelernt hatte. Er ist also der Typus des verantwortungsbewußten Juden, der den Anforderungen, die das Stammesbewußtsein an ihn stellt, nachkommt. Die Verweigerung des Schrittes in das Andere ist hier keine prinzipielle, sondern eine kontextbedingte. Der Schritt in die fremde Kultur bleibt unmöglich, solange kein Rückhalt in der eigenen besteht.

Bei beiden Typen von Abraham geht es also nicht um Assimilation, sondern um einen interkulturellen Schritt, um eine Öffnung zum Fremden, die nicht die Aufgabe des Eigenen impliziert, sondern im Gegenteil die Verankerung im Eigenen voraussetzt. Je stärker diese Verankerung ist, umso bereichernder wird die

2 | Das Motiv (Abraham) übernimmt Kafka in diesem Brief aus Kierkegaards Buch *Furcht und Zittern.* Darin spricht Kierkegaard von Abraham, der vermöge des Glaubens das Land seiner Väter verließ und zum Fremdling im Land der Verheißung wurde.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Öffnung. Kulturen sind also keine Monaden, die prinzipiell keine Fenster zur Außenwelt besitzen und nur in ihrer Autarkie bestehen können.

Kafka fügt den beiden Typen von Abraham einen dritten, viel komplexeren hinzu:

> [...] aber ein anderer Abraham. Einer, der durchaus richtig opfern will und überhaupt die richtige Witterung für die ganze Sache hat, aber nicht glauben kann, daß er gemeint ist, er, der widerliche alte Mann und sein Kind, der schmutzige Junge. Ihm fehlt nicht der wahre Glaube, diesen Glauben hat er, er würde in der richtigen Verfassung opfern, wenn er nur glauben könnte, daß er gemeint ist. Er fürchtet, er werde zwar als Abraham mit dem Sohne ausreiten, aber auf dem Weg sich in Don Quixote verwandeln. (Br. 333)

Dieser Abraham zweifelt also an seiner Legitimation, an seiner Berechtigung überhaupt, als Repräsentant einer Kultur aufzutreten. Diese Angst vor dem Schritt in das Andere gründet nicht in einer mangelnden Verankerung in der eigenen Kultur, sondern in der Unsicherheit der eigenen Plazierung in dieser Kultur. Es ist die Angst vor der Anmaßung einer Identität und somit der Ausdruck einer Unsicherheit über die eigene Identität, die sich bei der Begegnung mit dem Fremden als Inkonsistenz erweisen und von Außenstehenden, die über genaue Maßstäbe verfügen, als lächerlich betrachtet werden könnten.

Aufgrund dieser Analyse lassen sich bei Kafka also vier Kategorien von Haltungen im multikulturellen Kontext identifizieren:

1. Die Öffnung zum Anderen von einer ungesicherten, ungefestigten Position aus. Sie führt zur Unsicherheit.
2. Die Öffnung zum Anderen von einer sicheren kulturellen Identität aus. Sie führt zur Bereicherung.
3. Der Rückzug auf die eigene Kultur, solange die Verankerung nicht gesichert ist und solange diese Kultur selbst bedroht ist.
4. Die Unsicherheit über den eigenen Status in der Ursprungskultur und die Angst, bei der interkulturellen Öffnung von falschen Prämissen in Bezug auf sich selbst auszugehen. Diese Haltung ähnelt der ersten dadurch, daß sie zur Unsicherheit führt, sie unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß es sich hier nicht um eine objektive Unsicherheit, sondern um eine subjektive handelt. In der ersten Haltung ist die Verankerung oberflächlich. In der vierten ist eine gewisse Verankerung vorhanden, aber der Betroffene hat Zweifel über sich selbst.

Zu welcher Kategorie ist Kafka zu zählen? 1914 stellt er in seinem Tagebuch fest: »Was habe ich mit Juden gemeinsam? Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam und sollte mich ganz still, zufrieden damit, daß ich atmen kann, in einen Winkel stellen.« (T. 219)

In diesen Sätzen wird nicht eine Gemeinsamkeit mit den Juden negiert. Es werden Zweifel geäußert, die aber nicht bis zur Negation gesteigert werden. Die

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Möglichkeit der Konstitution einer kulturellen Identität, d.h. der Selbstidentifikation mit einer Kultur, wird in Frage gestellt, und zwar aufgrund der konstatierten Unsicherheit der persönlichen Identität. Der Rückhalt in einer individuell gefestigten Persönlichkeitsstruktur ist für Kafka offensichtlich die Voraussetzung für die Identifikation mit einer Kultur. Kafka läßt sich also der vierten Kategorie zuordnen.

Trotz der Bereitschaft, sich in die Wärme einer Tradition zu fügen, trotz des Verständnisses für die Notwendigkeit, als Einzelner Verantwortung zu tragen für die Kultur eines kleinen, unterdrückten Volkes, trotz der Übernahme einer jüdischen Perspektive bei der Beurteilung von Büchern jüdischer Autoren ist sich Kafka der eigenen jüdischen Identität nicht sicher. Im Gegensatz zu den jüdischen Schriftstellern seiner Generation, die von einem oberflächlichen Judentum ausgehen, kennt er nicht nur das »Judentum des Vaters«, sondern er hat sich intensiv mit dem Judentum befaßt. Er teilt aber mit diesen Schriftstellern eines: die Unsicherheit.

Wie der dritte Typus von Abraham verzichtet er aber trotz dieser Unsicherheit nicht auf die Öffnung zu anderen Kulturen.

In einer Eintragung im Tagebuch über die Literatur kleiner Völker schreibt Kafka 1911: »Alles geschieht in der ehrlichsten Weise, nur daß innerhalb einer Befangenheit gearbeitet wird. [...] Schließlich heißt aber Befangenheit nicht nur Verhinderung des Ausblicks, sondern auch jene des Einblicks.« (T. 131)

Das Verständnis für die »Anforderungen, die das Nationalbewußtsein innerhalb eines kleinen Volkes an den Einzelnen stellt« (ebd.), hindert Kafka nicht daran, diese Anforderungen als problematisch oder gar verhängnisvoll zu betrachten. Die Vorzüge der Literatur kleiner Völker – dazu zählt Kafka das jüdische, aber auch das tschechische Volk – sind zugleich auch ihre Schwäche. Die »Einschränkung der Aufmerksamkeit der Nation auf ihren eigenen Kreis« (T. 130), die Kafka in kleinen Literaturen beobachtet, die aber auch in größeren Literaturen beobachtet werden kann, hat eher negative Folgen. Und eine dieser Folgen ist der Verlust an Tiefe. »Wenn auch die einzelne Angelegenheit oft mit Ruhe durchdacht wird, so kommt man doch nicht bis an ihre Grenze, an der sie mit gleichartiger Angelegenheit zusammenhängt.« (T. 131)

Die Grenze, von der hier die Rede ist, ist die Grenze zwischen verschiedenen kulturellen Bereichen wie Literatur, Politik, Wissenschaft usw. – aber offensichtlich auch die Grenze zwischen gleichen Bereichen in verschiedenen Kulturen und in verschiedenen Zeitaltern.

Wenn Kafka die kleinen Literaturen mit den großen vergleicht und dabei auf die Beschränktheit der kleinen Literaturen hinweist, heißt das aber nicht, daß er bei den großen Literaturen nur Vorzüge findet. Auch wenn die großen Literaturen nicht denselben Einschränkungen durch die Anforderungen der politischen Aktualität unterliegen, kennen sie eine andere Einschränkung, die in den kleinen Literaturen fehlt, nämlich die Schwerkraft der Tradition.

Unter demselben Datum wie die Eintragung zur Charakteristik der kleinen Literaturen findet sich in seinen Tagebüchern eine Überlegung über die negativen Auswirkungen der Macht Goethes über die deutsche Literatur, die zwar

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unabhängig von der ersten Eintragung zu sein scheint, aber in derselben Logik geschrieben wurde. Aus der Perspektive der großen Literaturen kritisiert er die thematischen, politischen und kulturellen Einschränkungen in den kleinen Literaturen, und aus der Perspektive der kleinen Literaturen moniert er den Autoritätsdruck »unwiderstehlicher nationaler Vorbilder« (T. 130) in den großen Literaturen. An diesem Beispiel zeigt sich, wie er dank seiner doppelten kulturellen Perspektive dem einschränkenden Druck jeder Kultur Widerstand leistet. Wenn Kafka Zweifel an seiner Identität in der Ursprungskultur äußert, so liegt das sicherlich an seinem Willen, zumindest im literarischen Bereich seine Freiheit zu bewahren, und wenn er sich gern einer anderen Kultur öffnet, so auch, um diese Freiheit zu festigen. Multikulturalitat ist bei ihm ein Faktor der Unsicherheit, sie ist aber auch Ausdruck und Grundlage schriftstellerischer Freiheit.

Die Freiheit Kafkas im Umgang mit literarischen Traditionen zeigt sich in seiner Verwendung verschiedener Gattungen wie Märchen, Legenden, Parabeln, Gleichnissen, Chroniken. Das sind alte europäische, aber auch jüdische oder universelle Gattungen. Sie sind nach der Typologie Michael Bachtins ursprünglich monologische Gattungen, d.h. Gattungen, die auf einer festen nationalen Tradition gründen, gesicherte Werte und Perspektiven liefern und somit die Synchronisation der Geschichte von dem Standpunkt eines unangefochtenen kulturellen Bewußtseins aus ermöglichen. Sie sind also traditionell Ausdruck eines unhinterfragbaren Ethos (vgl. u.a. Bachtin 1978: 441ff.) und eignen sich eigentlich nicht für den dezentrierten und unsicheren historischen Kontext, in dem Kafka lebt. »Wenngleich Kafka die Alten nachahmt«, schreibt Marthe Robert mit Recht,

> prahlt er doch nicht damit, ihrer Ordnung und seligen Gewißheit teilhaftig zu sein; er begründet sein Recht, es zu tun, im Gegenteil, mit seiner eigenen gesellschaftlichen und geistigen Unordnung, indem er unablässig auf das Nirgendwo verweist, in das seine haltlose Existenz ihn verbannt. Er imitiert aus dem paradoxen Grund, weil er nichts, aber auch gar nichts besitzt, was ihn dazu zu berechtigen scheinen könnte. (Robert 1985: 163)

Das freie Verfügen über alte und neue Gattungen, Motive und Stoffe ist bei ihm Ausdruck seiner Unsicherheit, was die Zugehörigkeit zu einer kulturellen Tradition betrifft, und der dadurch bewirkten Distanz und Freiheit gegenüber jeder Tradition.

Diese Freiheit und Distanz führt zu einem sorglosen Umgang mit dem Imitierten und zu seiner Verwendung zu eigenen Zwecken. Die »Alten« werden also im Grunde nicht imitiert, sondern dekonstruiert, parodiert, vermischt und neu zusammengesetzt. Monologische Gattungen und Stoffe werden in dialogische Gattungen und Stoffe verwandelt. Das Dialogische im Bachtinschen Sinne bezeichnet nicht unbedingt den ausdrücklichen Dialog mit verschiedenen Repliken, sondern zweierlei:

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1. Redevielfalt oder Polyglossie, d.h. das Vorhandensein, in einem Werk, von verschiedenen Sprachen, die unterschiedliche Sichten der Welt, unterschiedliche verbale Sinngebungen und Wertungen, also unterschiedliche sozial oder kulturell bedingte Bewußtseinslagen ausdrücken, welche einander gegenübergestellt werden, sich wechselseitig ergänzen oder widersprechen, oder dialogisch aufeinander bezogen werden können (vgl. Bachtin 1979: 183).
2. Das Dialogische bezeichnet aber auch die Verwendung dessen, was Bachtin das »zweistimmige Wort« nennt, nämlich die Verwendung der fremden Rede durch einen Autor. Eine solche Rede dient gleichzeitig zwei Sprechern und drückt gleichzeitig zwei verschiedene Intentionen aus: die direkte Intention der sprechenden Person und die gebrochene des Autors. Beide Intentionen wissen voneinander wie zwei Repliken eines Dialogs; sie sind also dialogisch aufeinander bezogen (vgl. ebd.: 213).

Wie Kafka Motive und Stoffe aus verschiedenen Kulturen dialogisch aufeinander bezieht, zeigt vielleicht am besten die Erzählung *Der Jäger Gracchus*, wo Motive und Bilder aus der jüdischen, christlichen, taoistischen und altägyptischen Kultur vermischt, aber nicht synchronisiert werden. Das Ergebnis ist eine rätselhafte, von verschiedenen kulturellen Perspektiven aus jeweils nur teilweise interpretierbare Erzählung.

In *Prometheus*, *Der Gesang der Sirene*, *Poseidon* werden Motive aus der griechischen Mythologie durch anachronistische Hinzufügung neuer Motive, Perspektiven und Reflexionen in eine polyphone und polysemische Erzählung verwandelt.[3]

In der Erzählung *Poseidon* zeigt sich vielleicht am deutlichsten das, was Bachtin die Hybridisierung der Sprache nennt, d.h. die Vermischung zweier sozialer Sprachen innerhalb einer einzigen Äußerung, das »Aufeinandertreffen zweier verschiedener, durch die Epoche oder die soziale Differenzierung geschiedener sprachlicher Bewußtseine in der Arena [der] Äußerung« (Bachtin 1979: 244). In dieser Erzählung wird, wie in den meisten Erzählungen Kafkas, konsequent »einsinnig« erzählt, und zwar aus der Perspektive Poseidons. Wir haben es aber mit einem Poseidon zu tun, der in Begriffen der modernen Bürokratie denkt, ohne daß aber die Vorstellungen der mythischen Welt verschwinden. Seine Arbeit besteht darin, an einem Arbeitstisch zu sitzen und zu rechnen. Unter Einsatz von Hilfskräften verwaltet er auf diese Art und Weise die Meere, ohne sie richtig zu kennen. Er reist aber auch zum Olymp und zu Jupiter. Zwei Welten, zwei Epochen, zwei Bewußtseine treffen hier aufeinander.

Die Auswirkungen des multikulturellen Selbstverständnisses Kafkas zeigen sich auch in anderen Aspekten seines Werkes. Beatrice Sellinger hat an einigen Erzählungen und Romanen Kafkas gezeigt, daß die oft konstatierten Paradoxa und Ambiguitäten in seinem Werk auf einem Aufeinandertreffen zweier unvereinbarer Sehweisen gründen, die bestimmte kulturelle Codes oder Bewußtseins-

3 | Vgl. die Analyse, die Marthe Robert von *Prometheus* macht (Robert 1985: 165f.).

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

formen voraussetzen (vgl. Sellinger 1982). In vielen Werken Kafkas kollidieren also zwei Isotopien, etwa die Gerechtigkeit und die Rechtsprechung oder Autorität und Herrschaft, die auf zwei verschiedene kulturelle Matrizen hinweisen, die jüdische Kultur einerseits und die österreichisch-ungarische monarchische Bürokratie andererseits. Das Vorhandensein zweier kultureller Codes führt dazu, daß Untertanen, die von dem Prinzip der Gerechtigkeit und der begründeten Autorität ausgehen und danach handeln, einem Apparat ausgeliefert sind, den sie nicht verstehen und dessen formale Rechtsprechung eher auf Herrschaft und nicht auf Gerechtigkeit gründet. Im Werk Kafkas manifestiert sich also eine polyglotte Welt, die eine multikulturelle Persönlichkeit produziert.

Nach Gustav Janouch soll Kafka über Heine gesagt haben: »Ein unglücklicher Mensch. Die Deutschen warfen und werfen ihm das Judentum vor, und dabei ist er doch ein Deutscher, sogar ein kleiner Deutscher, der mit dem Judentum im Konflikt steht. Das ist gerade das Jüdische an ihm.« (J. 135)

Martin Walser vermutet, daß sowohl Kafka als auch Heine ihren Rang in einer Weltliteratur ihrer leichten Übersetzbarkeit verdanken, die von diesem typisch Jüdischen an ihnen herrührt, d.h. von ihrer Multikulturalität. Nach Martin Walser gründet die Sprache beider Autoren auf ihrer Multikulturalität. »Kafka hat sich keinen Satz lang auf eine assimilatorische Schreibweise eingelassen. Er hat eine eigene Sprache entwickelt, eine eigene Bedeutungspraxis, eine eigene Existenzgrammatik, mit so wenig Autochthonem als möglich. [...] Nichts Heimatloseres als Kafka. Daher seine Universalitat.« (Walser 1989)

Nach dieser Analyse der Auswirkung der Multikulturalität Kafkas auf seine Schreibweise möchte ich mich jetzt der Frage zuwenden, inwiefern und in welcher Form Kafka die Problematik der interkulturellen Begegnung in seinem erzählerischen Werk thematisiert hat.

Wie man aus seinen Ausführungen über die kleinen Literaturen ableiten kann, strebt Kafka eine Literatur an, die »Ausblicke und Einblicke« ermöglicht, also eine Literatur, die Begebenheiten und Probleme immer in Beziehung zu Begebenheiten und Problemen in anderen Bereichen oder Kulturen bringt, so daß das Erzählte sich auf alle diese Begebenheiten und Probleme gleichzeitig bezieht und generalisierend wirkt. Wie seine literarischen Texte belegen, interessiert ihn weniger »der ethnographische Reiz« (Br. 334), von dem er in einem Brief an Max Brod spricht, d.h. die Mannigfaltigkeit der kulturellen Erscheinungen, als vielmehr allgemeine Probleme, die sich hinter diesen Erscheinungen verbergen. Trotz der ethnographischen Eintragungen in den Tagebüchern,[4] trotz seinem Interesse für die Ausdrucksmöglichkeiten verschiedener Kulturen, wie seine Lektüre belegt,[5] finden sich in seinem erzählerischen Werk kaum detaillierte ethnographische Darstellungen. Auch in dem Roman *Der Verschollene*, wo

4 | In den Tagebüchern Kafkas finden sich in den Jahren 1911 bis 1914 viele Eintragungen zu ostjüdischen Riten.

5 | Vgl. die fragmentarische Liste der Bücher aus Kafkas Handbibliothek, in der sowohl arabische und chinesische Lyrik als auch Märchen aus verschiedenen Ländern, Reiseberichte usw. zu finden sind. Vgl. Wagenbach 1958: 251ff.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich eine solche Darstellung gattungsmäßig anbieten würde, verzichtet er weitgehend darauf. Zwar wird die Nationalzugehörigkeit vieler Figuren angegeben, aber die Angaben haben keinen Einfluß auf ihre Charakterisierung, und ihre Verhaltensweisen lassen sich kaum auf eine kulturelle Identität zurückführen. In diesem Roman finden sich zwar einige interkulturelle Vergleiche – Karl Roßmann sieht sich in einem fremden Kontext mit neuen Gewohnheiten konfrontiert –, von einer echten ethnographischen Erfahrung kann aber nicht die Rede sein. Von einer interkulturellen Kommunikation kann in diesem Roman also nur bedingt gesprochen werden.

In zwei Erzählungen Kafkas ist aber m.E. die interkulturelle Kommunikation, d.h. die Begegnung zweier Kulturen, thematisiert, nämlich in *Ein Bericht für eine Akademie* und *In der Strafkolonie*. In *Ein Bericht für eine Akademie* ist diese Thematisierung offensichtlich. In der Erzählung *In der Strafkolonie* ist sie weniger deutlich, aber vielleicht umso stärker.

Schon bei der ersten Besprechung von *Ein Bericht für eine Akademie* deutet Max Brod die Erzählung als Thematisierung einer interkulturellen Problematik, nämlich der jüdischen Assimilation.[6] Dabei werden die Ausführungen des Affen Rotpeter in den Mittelpunkt gestellt. Diese Ausführungen sind aber der Versuch der Begründung einer Erwartungsenttäuschung. Das von der Akademie dem Affen gestellte Thema ist: »Ein Bericht über das äffische Vorleben«. Die Erwartung der Akademie ist also sehr klar. Nicht eine Darstellung des erreichten Zustandes, nicht eine Analyse des Prozesses der Verwandlung werden erwartet, sondern Informationen über das, was nicht mehr ist, über etwas Ursprüngliches und Unverfälschtes. In den Oktavheften, in denen auch *Ein Bericht für eine Akademie* überliefert ist, findet sich die folgende Erzählung:

> Der Neger, der von der Weltausstellung nach Hause gebracht wird, und irrsinnig geworden vom Heimweh, mitten in seinem Dorf unter dem Wehklagen des Stammes mit ernstestem Gesicht als Überlieferung und Pflicht die Späße aufführt, welche das europäische Publikum als Sitten und Gebräuche Afrikas entzückten. (H. 70)

Hier haben wir wieder dieses Motiv des europäischen Publikums und sein Verlangen nach der Erfahrung des Authentischen bei fremden Völkern. Der Weltausstellungsneger kommt der Erwartung entgegen, aber nicht das Authentische wird aufgeführt, sondern offensichtlich das, was vom Publikum gern als Authentisches konsumiert wird. Er stellt nicht sich, er stellt nicht die Sitten und Gebräuche Afrikas dar, sondern das, was das europäische Publikum als Sitten und Gebräuche Afrikas betrachtet. Nicht die Wirklichkeit wird also dargestellt, sondern die Vorstellung von der Wirklichkeit beim Publikum. Er liefert dem Europäer das Bild, das dieser sich von ihm macht. Das vermeintlich Ursprüngliche, Authenti-

6 | Max Brod schrieb seinen Kommentar nach der Lesung dieser Erzählung am ersten literarischen Abend des Klubs jüdischer Frauen und Mädchen am 19. Dezember 1917 durch seine Frau Elsa. Der Kommentar erschien zunächst in *Selbstwehr* vom 4. Januar 1918. Er ist abgedruckt in Born 1979: 127f.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sche, das konsumiert wird, ist die eigene Phantasie. In dem Fremden wird nicht das Fremde erfahren, sondern man projiziert darauf Schichten seiner selbst.

Im Gegensatz zum Weltausstellungsneger enttäuscht der Affe Rotpeter von vornherein die Erwartung: Er zeigt die Unmöglichkeit, der Erwartung entgegenzukommen. Paradoxerweise ist die erworbene Kompetenz, vor einer Akademie sprechen zu können, der Grund für die Unfähigkeit, über das erwartete Thema zu sprechen. Die Akademie ist bei ihrem Wunsch, etwas über das äffische Vorleben ihres Gastredners zu erfahren, auf einen Vermittler angewiesen, der seine Kompetenz als Vermittler um den Preis des Verlustes seiner Authentizität erworben hat. Die erwartete Information wird somit unmöglich. *Ein Bericht für eine Akademie* erzählt vom Prozeß einer Akkulturation, zeigt aber zugleich eine verhinderte interkulturelle Kommunikation. Die Nichteuropäer schaffen den Sprung in die europäische Vorstellungswelt und Lebensweise und gehen dabei zugrunde. Auch der umgekehrte Versuch mißlingt, und zwar aufgrund einer besonderen Geistesdisposition des Europäers: seiner Neigung zur Projektion seiner selbst in den Anderen und seiner Unfähigkeit, den Anderen nur dann erfahren zu können, nachdem dieser sich in die Lage versetzt hat, mit den Europäern in deren Idiomen zu kommunizieren.[7] Nicht die intra-europäische interkulturelle Kommunikation wird hier thematisiert, sondern die Kommunikationssituation zwischen Europäern und Nichteuropäern.

Als einer der ersten Leser der Erzählung *In der Strafkolonie* warnte Kurt Tucholsky davor, diese Geschichte als eine Allegorie zu betrachten.[8] Entgegen dem Rat Tucholskys wird sie von allen Interpreten aber als Allegorie gelesen. Dabei wird die unmittelbar erzählte Geschichte als unbedeutend angesehen, zumindest, was das Sinnpotential betrifft. Aber warum kann man diese Geschichte nicht wortwörtlich lesen, also die Strafkolonie als eine Strafkolonie betrachten, den Forschungsreisenden als einen Ethnographen oder Anthropologen, die Soldaten, den Offizier und die Kommandanten als Beamte und Funktionsträger in einer Kolonie.

Die Konstellation in dieser Erzählung ist doch folgende: Ein Forschungsreisender, offensichtlich ein renommierter Wissenschaftler, befindet sich in einer Strafkolonie, wo er kürzlich eingetroffen ist. Er wird von dem Kommandanten eingeladen, einer Exekution beizuwohnen. Ein Offizier erklärt ihm das Funktionieren des Exekutionsapparates, und der Forschungsreisende mißbilligt sowohl die Rechtsprechung als auch den Exekutionsmodus, die in dieser Kolonie angewendet werden. Daraufhin läßt sich der Offizier selbst durch die Maschine töten, welche dann zusammenbricht.

---

7 | Diese Problematik steht im Mittelpunkt des Versuches von Leo Kreutzer mit dem Titel *Der Präsident der Akademie für interkulturelle Kommunikation dankt dem Berichterstatter.* Es handelt sich dabei um eine fiktive Antwort auf die Rede Rotpeters als Satire auf theoretische Positionen und organisatorische Gepflogenheiten der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik (GIG). Vgl. Kreutzer 1989.

8 | Seine Rezension veröffentlichte Tucholsky unter dem Pseudonym Peter Panter in *Weltbühne*, Berlin, 3. Juni 1920. Sie ist abgedruckt in Born 1979: 93ff.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Strafkolonie ist offensichtlich eine französische Kolonie, da der Forschungsreisende und der Offizier sich auf Französisch verständigen. Der Exekutionsapparat ist zwar keine Guillotine, er ist viel komplizierter, aber er erfüllt letzten Endes dieselbe Funktion. Bis auf den Apparat, der allerdings ein Zentralmotiv in der Erzählung ist, ist eine solche Konstellation nichts Ungewöhnliches in einer kolonialen Situation. Auch der Verlauf der Geschichte läßt sich zwar nicht als eine realistische Darstellung eines realen kolonialen Alltags verstehen, wohl aber als dessen groteske Übersteigerung. Wie in den meisten Erzählungen Kafkas wird kein Vorgang erzählt, der historisch und räumlich genau situiert werden kann, wohl aber ein Vorgang, der auf verschiedene Situationen und Vorkommnisse an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten hinweist. Hier wird also keine bestimmte Praxis einer bestimmten Kolonialmacht in einem bestimmten Land beschrieben, wohl aber die koloniale Situation in ihren allgemeinen, sich überschneidenden Zügen.

Zwei Kommandanten erscheinen in der Erzählung. Von beiden erfahren wir nur durch den Offizier. Ob beide wirklich so sind, wie der Offizier berichtet, kann der Leser nicht wissen. Über den Reisenden und den Offizier und nur über sie weiß man aber mehr. Durch direkte oder durch erlebte Rede erfährt der Leser etwas über ihre Denkweise und ihre Haltung gegenüber bestimmten Problemen und Situationen. Der Forschungsreisende und der Offizier sind also die tatsächlichen Protagonisten in dieser Erzählung. Die Kommandanten sind nur die Protagonisten in der Erzählung des Offiziers, und die Züge, die er ihnen verleiht, sind vielleicht nur Ausdruck seiner eigenen inneren Spannungen, die auf andere projiziert werden.

Der Forschungsreisende und der Offizier vertreten zwei entgegengesetzte Wertvorstellungen: eine humanistisch aufgeklärte der eine und eine repressive, auf die Sicherung der Herrschaft gerichtete der andere. Von der Perspektive der ersteren her gesehen ist die zweite inhuman. Die erste Wertvorstellung wird vom Offizier ausdrücklich als eine europäische Haltung bezeichnet, damit meint er nichts anderes als die Vorstellung von Rechtsprechung in Europa. Die Rechtsprechung, die in der Kolonie praktiziert wird, ist auch eine europäische, und zwar nicht nur, weil der Offizier, der sie vertritt, ein Europäer ist, sondern auch, weil sie zur Vollstreckung des Urteils eine komplizierte Maschine braucht. Hochentwickelte Technik, die gerade im Verhältnis zwischen Europa und der übrigen Welt als das Markenzeichen, die Grundlage und die Legitimation der Vormachtstellung Europas gilt, wird hier in Verbindung mit der Repression und der europäischen Machterhaltung in fremden Ländern gebracht.

Ob das beschriebene gerichtliche Verfahren und die Art der Exekution für alle in der Kolonie gelten oder nur für die Einheimischen, wird in der Erzählung nicht gesagt. Letzteres ist aber anzunehmen. Daß sich der Offizier am Ende selber durch den Apparat umbringen läßt, zeigt, daß die Duldung einer repressiven Praxis gegenüber Fremden früher oder später zur Duldung derselben Praxis sich selbst gegenüber führt. Sadistische Tendenzen führen zu masochistischen. Das erinnert an die These, wonach der Faschismus und der Nationalsozialismus in Europa erst möglich wurden, nachdem die Praktiken, die damit in Europa ein-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geführt wurden, zuvor mit Duldung der europäischen Öffentlichkeit in den Kolonien vorexerziert worden waren (vgl. Schmitt-Egner 1975).

Betrachten wir jetzt die Haltung des Forschungsreisenden. Er ist ein aufgeklärter Mensch. Seine Vorstellung von Rechtsprechung ist das Gegenteil dessen, was ihm der Offizier erklärt. Er entwickelt aber verschiedene Strategien, um sich aus der Verantwortung zu nehmen, um nicht einzugreifen. Als Wissenschaftler muß er sein Verhalten rational begründen. Zunächst versucht er aber eine Begründung, also eine Legitimation für die Inhumanität des Verfahrens zu erarbeiten: »Immerhin mußte er sich sagen, daß es sich hier um eine Strafkolonie handelte, daß hier besondere Maßregeln notwendig waren und daß man bis zum letzten militärisch vorgehen mußte.« (E. 105)

Aber je mehr er erfährt, um so unhaltbarer scheint ihm eine Legitimation des Unmenschlichen, und so flüchtet er in das Argument der Inkompetenz:

> Der Reisende überlegte: Es ist immer bedenklich, in fremde Verhältnisse entscheidend einzugreifen. Er war weder Bürger der Strafkolonie, noch Bürger des Staates, dem sie angehörte. Wenn er diese Exekution verurteilte oder gar hintertreiben wollte, konnte man ihm sagen: Du bist ein Fremder, sei still. (E. 109)

Diesem Argument fügt er später noch ein szientistisches hinzu: Er sei kein Kenner gerichtlicher Verfahren. Die Evidenz der Ungerechtigkeit des Gerichtsverfahrens ist aber so stark, daß relativistische oder szientistische Vorwände seine Haltung nicht zu legitimieren vermögen.

Der Schluß der Erzählung ist komplex und wird von einigen als Ende einer Ära und als Anfang einer neuen interpretiert. Man sollte aber bedenken, daß die Exekution des Offiziers zwar von ihm selbst beschlossen und durchgeführt wird, daß aber der Reisende derjenige ist, der diese Exekution auslöst und auch verantwortet. Seine Verurteilung des Gerichtsverfahrens versteht der Offizier als Urteil, und zwar in der Logik des verurteilten Gerichtsverfahrens. Er erkennt die Autorität des Forschungsreisenden als absolute Macht an, und dieser scheint jetzt selbst in das System des Verfahrens, das er verurteilt, einzusteigen:

> Der Reisende biß sich auf die Lippen und sagte nichts. Er wußte zwar, was geschehen würde, aber er hatte kein Recht, den Offizier an irgendetwas zu hindern. War das Gerichtsverfahren, an dem der Offizier hing, wirklich so nahe daran, behoben zu werden [...], dann handelte jetzt der Offizier vollständig richtig; der Reisende hätte an seiner Stelle nicht anders gehandelt. (E. 119)

Nach welcher Logik handelte der Offizier »richtig«, wenn nicht nach der Logik des Verfahrens, das er verteidigt! Der Richterspruch, den er auf seine Haut gravieren lassen will, lautet: »Sei gerecht«. Und so versteht er das Urteil des Reisenden, handelt aber nach einer Logik, die seine Ungerechtigkeit begründet. Und der Reisende ist einverstanden. Das ist nicht der einzige Widerspruch, in den sich der Reisende verstrickt. Der letzte Satz der Erzählung lautet: »Sie hätten noch ins Boot springen können, aber der Reisende hob ein schweres gekno-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tetes Tau vom Boden, drohte ihnen damit und hielt sie dadurch von dem Sprunge ab.« (E. 123)

Die Rede ist von dem Soldaten und dem geretteten Verurteilten. Beide sind Einheimische und wollen aus der Kolonie fliehen, genau wie der Reisende. Und wovor wollen sie fliehen? Die Erzählung vermittelt den Eindruck, als sei der Tod des Offiziers auch das Ende der Ungerechtigkeit und der Unmenschlichkeit. Aber dieser Eindruck entsteht allein dadurch, daß nach seinem Tod ausschließlich aus der Perspektive des Reisenden erzählt wird, der sich das gern einreden möchte, um seine Abreise nicht als Flucht vor seiner Verantwortung erscheinen zu lassen. Es gibt also keine Garantie irgendwelcher Änderung, zumal der Reisende nicht einmal mit dem neuen Kommandanten redet, sondern ohne Abschied zu nehmen abreist.

Außerdem wird er zuletzt mit einem anderen Problem konfrontiert, das in der ganzen Erzählung kaum erwähnt wird, aber sicherlich nicht umsonst ans Ende plaziert wird, nämlich mit dem Elend der einheimischen Bevölkerung: »Es waren wahrscheinlich Hafenarbeiter, starke Männer mit kurzen, glänzend schwarzen Vollbärten. Alle waren ohne Rock, ihre Hemden waren zerrissen, es war armes, gedemütigtes Volk.« (E. 122)

Man kann also ahnen, wovor die beiden Einheimischen fliehen wollten: aus einem System, das Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit und Elend bedeutet, also aus der Kolonie. Die Flucht des Forschungsreisenden erhält so eine besondere Bedeutung. Er überläßt die Kolonie ihrem Schicksal. Er greift nicht in den Gang der Geschichte ein. In der Erzählung *In der Strafkolonie* verarbeitet Kafka die Begegnung Europas mit dem Anderen in ihrer Kolonialgestalt und zeigt dabei die Ambivalenz der europäischen Haltung: Humanistisch, moralisch denkend, aber auch der Grausamkeit fähig und daher nicht in der Lage, die Welt, die man prometheisch gewaltsam zu erschließen imstande war, human und gerecht zu organisieren. In dieser Welt sind die Einheimischen stumme Menschen, deren Gedanken erahnt werden, die aber nicht über sich sprechen können. Die Kommunikation findet nur in eine Richtung statt. Die Einheimischen erfahren die europäische Kultur im Gewand der Kolonisation buchstäblich auf ihrer Haut. Aber ein Feedback findet nicht statt. Wie beim Affen Rotpeter und wie beim Ausstellungsneger bleiben die Einheimischen, was ihre Identität betrifft, stumm.

Wie in der Geschichte des Ausstellungsnegers zeigt sich hier eine in die Kolonie projizierte Schicht des Europäischen, die dort zur Entfaltung kommt und die einheimische Kultur ignoriert.

Während Multikulturalität für Kafka zur Bedingung seiner schriftstellerischen Freiheit, also zu etwas Produktivem wurde, zeigt er in seinem Werk, daß sie sowohl intra-europäisch als auch in der Begegnung zwischen Europa und der übrigen Welt nicht oder vielleicht noch nicht eine ähnlich positive Wirkung entfaltet hat.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Bachtin, Michael (1978): Récit épique et roman. In: Ders.: Esthétique et théorie du roman. Paris, S. 441-473.

Ders. (1979): Die Ästhetik des Wortes. Hg. v. Rainer Grubel. Frankfurt a.M.

Binder, Hartmut (^{2}1987): Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka. Stuttgart.

Born, Jürgen (Hg.; 1979): Franz Kafka. Kritik und Rezeption zu seinen Lebzeiten (1912-1924). Frankfurt a.M.

Kafka, Franz (1966): Briefe 1902-1924. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a.M.

Ders. (1970): Sämtliche Erzählungen. Hg. v. Paul Raabe. Frankfurt a.M.

Ders. (1973): Tagebücher 1910-1923. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a.M.

Ders. (1980): Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a.M.

Janouch, Gustav (1968): Gespräche mit Kafka. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Frankfurt a.M.

Kreutzer, Leo (1989): Der Präsident der Akademie für interkulturelle Kommunikation dankt dem Berichterstatter. In: Ders.: Literatur und Entwicklung. Studien zu einer Literatur der Ungleichzeitigkeit. Frankfurt a.M., S. 186-189.

Robert, Marthe (1985): Einsam wie Kafka. Frankfurt a.M.

Schmitt-Egner, Peter (1975): Kolonialismus und Faschismus. Eine Studie zur historischen und begrifflichen Genesis faschistischer Bewußtseinsformen am deutschen Beispiel. Gießen/Lollar.

Sellinger, Beatrice (1982): Die Unterdrückten als Anti-Helden. Zum Widerstreit kultureller Traditionen in den Erzählwelten Kafkas. Frankfurt a.M./Bern.

Walser, Martin (1989): Die uns beleben, das sind Klassiker. Von der Brauchbarkeit unserer Dichter. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 29. Dezember 1989.

Wagenbach, Klaus (1958): Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend 1883-1912. Bern.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literarischer Essay

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Editorische Vorbemerkung

Die hier abgedruckten Texte folgen der Ausgabe: Franz Kafka. Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der Kritischen Ausgabe hg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 2008 (*Beim Bau der chinesischen Mauer*, Bd. 1: Beim Bau der chinesischen Mauer und andere Schriften aus dem Nachlaß, S. 65-80/*Ein altes Blatt*, Bd. 1: Ein Landarzt und andere Drucke zu Lebzeiten, S. 208-210).

Die beiden im März 1917 verfassten Texte stehen sowohl entstehungsgeschichtlich als auch erzählerisch und motivisch in einem engen Zusammenhang. Doch während *Beim Bau der chinesischen Mauer* Fragment geblieben ist und erst 1931 von Max Brod im Rahmen des Nachlassbandes unter diesem Titel veröffentlicht wurde, erschien *Ein altes Blatt* noch zu Lebzeiten Kafkas: zuerst 1917 in der Zweimonatsschrift *Marsyas* (Berlin) und danach 1920 im Rahmen des Erzählbandes *Ein Landarzt*.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Beim Bau der chinesischen Mauer

Franz Kafka

Die chinesische Mauer ist an ihrer nördlichsten Stelle beendet worden. Von Südosten und Südwesten wurde der Bau herangeführt und hier vereinigt. Dieses System des Teilbaues wurde auch im Kleinen innerhalb der zwei großen Arbeitsheere, des Ost- und des Westheeres befolgt. Es geschah dies so, daß Gruppen von etwa zwanzig Arbeitern gebildet wurden, welche eine Teilmauer von etwa fünfhundert Metern Länge aufzuführen hatten, eine Nachbargruppe baute ihnen dann eine Mauer in gleicher Länge entgegen. Nachdem dann aber die Vereinigung vollzogen war, wurde nicht etwa der Bau am Ende dieser tausend Meter wieder fortgesetzt, vielmehr wurden die Arbeitergruppen wieder in ganz andere Gegenden zum Mauerbau verschickt. Natürlich entstanden auf diese Weise viele große Lücken, die erst nach und nach langsam ausgefüllt wurden, manche sogar erst nachdem der Mauerbau schon als vollendet verkündigt worden war. Ja es soll Lücken geben, die überhaupt nicht verbaut worden sind, nach manchen sind sie weit größer als die erbauten Teile, eine Behauptung allerdings, die möglicherweise nur zu den vielen Legenden gehört, die um den Bau entstanden sind und die für den einzelnen Menschen wenigstens mit eigenen Augen und eigenem Maßstab infolge der Ausdehnung des Baues unnachprüfbar sind. Nun würde man von vornherein glauben, es wäre in jedem Sinne vorteilhafter gewesen zusammenhängend zu bauen oder wenigstens zusammenhängend innerhalb der zwei Hauptteile. Die Mauer war doch, wie allgemein verbreitet wird und bekannt ist, zum Schutz gegen die Nordvölker gedacht. Wie kann aber eine Mauer schützen die nicht zusammenhängend ist. Ja eine solche Mauer kann nicht nur nicht schützen, der Bau selbst ist in fortwährender Gefahr. Diese in öder Gegend verlassen stehenden Mauerteile können ja immer wieder leicht von den Nomaden zerstört werden, zumal diese damals geängstigt durch den Mauerbau mit unbegreiflicher Schnelligkeit wie Heuschrecken ihre Wohnsitze wechselten und deshalb vielleicht einen bessern Überblick über die Baufortschritte hatten als selbst wir die Erbauer. Trotzdem konnte der Bau wohl nicht anders ausgeführt werden, als es geschehen ist. Um das zu verstehn, muß man folgendes bedenken: Die Mauer sollte ein Schutz für die Jahrhunderte werden, sorgfältigster Bau, Benutzung der Bauweisheit aller bekannten Zeiten und Völker, dauerndes Gefühl der persönlichen Verantwortung der Bauenden waren deshalb unumgängliche Voraussetzungen für die Arbeit. Zu den niedern Arbeiten konnten also zwar unwissende Taglöhner aus dem Volke, Männer Frauen Kinder, wer sich für gutes Geld anbot verwendet werden, aber schon zur Leitung von vier Taglöhnern war ein verständiger im Baufach gebildeter Mann nötig, ein Mann der imstande war, bis in die Tiefe des Herzens mitzufühlen um was es hier gieng. Und je höher

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Leitung desto größer die Anforderungen natürlich. Und solche Männer standen tatsächlich zur Verfügung, wenn auch nicht in jener Menge wie sie dieser Bau hätte verbrauchen können so doch in großer Zahl. Man war nicht leichtsinnig an das Werk herangegangen. Fünfzig Jahre vor Beginn des Baues hatte man im ganzen China, das ummauert werden sollte, die Baukunst, insbesondere das Mauerhandwerk zur wichtigsten Wissenschaft erklärt und alles andere nur anerkannt, soweit es damit in Beziehung stand. Ich erinnere mich noch sehr wohl wie wir als kleine Kinder, kaum unserer Beine sicher, im Gärtchen unseres Lehrers standen, aus Kieselsteinen eine Art Mauer bauen mußten, wie der Lehrer den Rock schürzte, gegen die Mauer rannte, natürlich alles zusammenwarf und uns wegen der Schwäche unseres Baues solche Vorwürfe machte, daß wir heulend uns nach allen Seiten zu unsern Eltern verliefen. Ein winziger Vorfall, aber bezeichnend für den Geist der Zeit. Ich hatte das Glück, daß als ich mit zwanzig Jahren die oberste Prüfung der untersten Schule abgelegt hatte der Bau der Mauer gerade begann. Ich sage Glück, denn viele, die früher die oberste Höhe der ihnen zugänglichen Ausbildung erreicht hatten, wußten jahrelang mit ihrem Wissen nichts anzufangen, trieben sich, im Kopf die großartigsten Baupläne, nutzlos herum und verlotterten in Mengen. Aber diejenigen, die endlich als Bauführer sei es auch untersten Ranges zum Baue kamen, waren dessen tatsächlich würdig, es waren Männer die viel über den Bau nachgedacht hatten und nicht aufhörten darüber nachzudenken, die sich mit dem ersten Stein, den sie in den Boden einsenken ließen, dem Bau gewissermaßen verwachsen fühlten. Solche Männer trieb aber natürlich, neben der Begierde gründlichste Arbeit zu leisten, auch die Ungeduld den Bau in seiner Vollkommenheit endlich erstehn zu sehn. Der Taglöhner kannte diese Ungeduld nicht, den treibt nur der Lohn, auch die oberen Führer, ja selbst die mittlern Führer sahen von dem vielseitigen Wachsen des Baues genug, um sich im Geiste dadurch kräftig zu halten, aber für die untern, geistig weit über ihrer äußerlich kleinen Aufgabe stehenden Männer mußte anders vorgesorgt werden. Man konnte sie nicht z. B. in einer unbewohnten Gebirgsgegend, hunderte Meilen von ihrer Heimat, monate- oder gar jahrelang Mauerstein an Mauerstein fügen lassen; die Hoffnungslosigkeit solcher fleißigen aber selbst in einem langen Menschenleben nicht zum Ziele führenden Arbeit hätte sie verzweifelt und vor allem wertloser für die Arbeit gemacht. Deshalb wählte man das System des Teilbaus, fünfhundert Meter Mauer konnten etwa in fünf Jahren fertiggestellt werden, dann waren zwar die Führer in der Regel zu Tode erschöpft, hatten alles Zutrauen zu sich, zum Bau, zur Welt verloren, wurden aber, während sie noch im Hochgefühl des Vereinigungsfestes der tausend Meter Mauer standen weit, weit verschickt, sahen auf der Reise hie und da fertige Mauerteile ragen, kamen an Quartieren höherer Führer vorüber, die sie mit Ehrenzeichen beschenkten, hörten den Jubel neuer Arbeitsheere, die aus der Tiefe der Länder herbeiströmten, sahen Wälder niederlegen, die zum Mauergerüst bestimmt waren, sahen Berge in Mauersteine zerhämmern, hörten auf den heiligen Stätten Gesänge der Frommen Vollendung des Baues erflehn, alles dieses besänftigte ihre Ungeduld, das ruhige Leben der Heimat in der sie einige Zeit verbrachten kräftigte sie, das Ansehen in dem alle Bauenden

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

standen, die gläubige Demut, mit der ihre Berichte angehört wurden, das Vertrauen, das der einfache stille Bürger in die einstige Vollendung der Mauer setzte, alles dieses spannte die Saiten der Seele, wie ewig hoffende Kinder nahmen sie von der Heimat Abschied, die Lust wieder am Volkswerk zu arbeiten wurde unbezwinglich, sie reisten früher von zuhause fort als es nötig gewesen wäre, das halbe Dorf begleitete sie lange Strecken weit, auf allen Wegen Grüße, Wimpel und Fahnen, niemals hatten sie gesehn wie groß und reich und schön und liebenswert ihr Land war, jeder Landsmann war ein Bruder, für den man eine Schutzmauer baute und der mit allem was er hatte und war sein Leben lang dafür dankte, Einheit! Einheit! Brust an Brust, ein Reigen des Volkes, Blut, nicht mehr eingesperrt im kärglichen Kreislauf des Körpers, sondern süß rollend und doch wiederkehrend durch das unendliche China.

Dadurch also wird das System des Teilbaues verständlich, aber es hatte doch wohl noch andere Gründe. Es ist auch keine Sonderbarkeit, daß ich mich bei dieser Frage solange aufhalte, es ist eine Kernfrage des ganzen Mauerbaues, so unwesentlich sie zunächst scheint. Will ich den Gedankenkreis und die Erlebnisse jener Zeiten vermitteln und begreiflich machen, kann ich gerade dieser Frage nicht genug tief nachbohren.

Zunächst muß man sich doch wohl sagen, daß damals Leistungen vollbracht worden sind, die wenig hinter dem Turmbau von Babel zurückstehn, an Gottgefälligkeit allerdings, wenigstens nach menschlicher Rechnung, geradezu das Gegenteil jenes Baues darstellen. Ich erwähne dies, weil in den Anfangszeiten des Baues ein Gelehrter ein Buch geschrieben hat, in welchem er diese Vergleiche sehr genau zog. Er suchte darin zu beweisen, daß der Turmbau zu Babel keineswegs aus den allgemein behaupteten Ursachen nicht zum Ziele geführt hat oder daß wenigstens unter diesen bekannten Ursachen sich nicht die allerersten befinden. Seine Beweise bestanden nicht nur in Schriften und Berichten, sondern er wollte auch am Orte selbst Untersuchungen angestellt und dabei gefunden haben, daß der Bau an der Schwäche des Fundamentes scheiterte und scheitern mußte. In dieser Hinsicht allerdings war unsere Zeit jener längst vergangenen weit überlegen, fast jeder gebildete Zeitgenosse war Mauerer von Fach und in der Frage der Fundamentierung untrüglich. Dahin aber zielte der Gelehrte gar nicht, sondern er behauptete, erst die große Mauer werde zum erstenmal in der Menschenzeit ein sicheres Fundament für einen neuen Babelturm schaffen. Also zuerst die Mauer und dann den Turm. Das Buch war damals in aller Hände, aber ich gestehe ein, daß ich noch heute nicht genau begreife, wie er sich diesen Turmbau dachte. Die Mauer, die doch nicht einmal einen Kreis, sondern nur eine Art Viertel- oder Halbkreis bildete, sollte das Fundament eines Turmes abgeben? Das konnte doch nur in geistiger Hinsicht gemeint sein. Aber wozu dann die Mauer, die doch etwas Tatsächliches war, Ergebnis der Mühe und des Lebens von Hunderttausenden? Und wozu waren in dem Werk Pläne, allerdings nebelhafte Pläne des Turmes gezeichnet und Vorschläge bis ins Einzelne gemacht, wie man die Volkskraft zu dem künftigen neuen Werk straff zusammenfassen solle? Es gab – dieses Buch ist nur ein Beispiel – viel Verwirrung der Köpfe damals, vielleicht gerade deshalb weil sich so viele möglichst auf einen Zweck hin

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu sammeln suchten. Das menschliche Wesen, leichtfertig in seinem Grunde, von der Natur des auffliegenden Staubes, verträgt keine Fesselung, fesselt es sich selbst, wird es bald wahnsinnig an den Fesseln zu rütteln anfangen und Mauer Kette und sich selbst in alle Himmelsrichtungen zerreißen.

Es ist möglich, daß auch diese dem Mauerbau sogar gegensätzlichen Erwägungen von der Führung bei der Festsetzung des Teilbaues nicht unberücksichtigt geblieben sind. Wir – ich rede hier wohl im Namen vieler – haben eigentlich erst im Nachbuchstabieren der Anordnungen der obersten Führerschaft uns selbst kennengelernt und gefunden, daß ohne die Führerschaft weder unsere Schulweisheit noch unser Menschenverstand auch nur für das kleine Amt, das wir innerhalb des großen Ganzen hatten, ausgereicht hätte. In der Stube der Führerschaft – wo sie war und wer dort saß, weiß und wußte niemand den ich fragte – in dieser Stube kreisten wohl alle menschlichen Gedanken und Wünsche und in Gegenkreisen alle menschlichen Ziele und Erfüllungen, durch das Fenster aber fiel der Abglanz der göttlichen Welten auf die Pläne zeichnenden Hände der Führerschaft.

Und deshalb will es dem unbestechlichen Betrachter nicht eingehn, daß die Führerschaft, wenn sie es ernstlich gewollt hätte, nicht auch jene Schwierigkeiten hätte überwinden können, die einem zusammenhängenden Mauerbau entgegenstanden. Bleibt also nur die Folgerung, daß die Führerschaft den Teilbau beabsichtigte. Aber der Teilbau war nur ein Notbehelf und unzweckmäßig. Bleibt die Folgerung, daß die Führerschaft etwas Unzweckmäßiges wollte. Sonderbare Folgerung, gewiß. Und doch hat sie auch von anderer Seite manche Berechtigung für sich. Heute kann davon vielleicht ohne Gefahr gesprochen werden. Damals war es geheimer Grundsatz vieler und sogar der Besten: Suche mit allen Deinen Kräften die Anordnungen der Führerschaft zu verstehn, aber nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann höre mit dem Nachdenken auf. Ein sehr vernünftiger Grundsatz, der übrigens noch eine weitere Auslegung in einem später oft wiederholten Vergleiche fand: Nicht weil es Dir schaden könnte, höre mit dem weitern Nachdenken auf, es ist auch gar nicht sicher, daß es Dir schaden wird. Man kann hier überhaupt weder von Schaden noch Nichtschaden sprechen. Es wird Dir geschehn wie dem Fluß im Frühjahr. Er steigt, wird mächtiger, nährt kräftiger das Land an seinen langen Ufern, behält sein eigenes Wesen weiter ins Meer hinein, wird dem Meere ebenbürtiger und willkommener. Soweit denke den Anordnungen der Führerschaft nach. Dann aber übersteigt der Fluß seine Ufer, verliert Umrisse und Gestalt, verlangsamt seinen Abwärtslauf, versucht gegen seine Bestimmung kleine Meere im Binnenland zu bilden, schädigt die Fluren, und kann sich doch für die Dauer in dieser Ausbreitung nicht halten, sondern rinnt wieder in seine Ufer zusammen, ja trocknet sogar in der folgenden heißen Jahreszeit kläglich ein. Soweit denke den Anordnungen der Führerschaft nicht nach.

Nun mag dieser Vergleich während des Mauerbaues außerordentlich treffend gewesen sein, für meinen jetzigen Bericht hat er doch zumindest nur beschränkte Geltung. Meine Untersuchung ist doch nur eine historische, aus den längst verflogenen Gewitterwolken zuckt kein Blitz mehr und ich darf deshalb

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nach einer Erklärung des Teilbaues suchen, die weiter geht als das womit man sich damals begnügte. Die Grenzen, die meine Denkfähigkeit mir setzt, sind ja eng genug, das Gebiet aber, das hier zu durchlaufen wäre, ist das Endlose.

Gegen wen sollte die große Mauer schützen? Gegen die Nordvölker. Ich stamme aus dem südöstlichen China. Kein Nordvolk kann uns dort bedrohn. Wir lesen von ihnen in den Büchern der Alten, die Grausamkeiten, die sie ihrer Natur gemäß begehn, machen uns aufseufzen in unserer friedlichen Laube, auf den wahrheitsgetreuen Bildern der Künstler sehen wir diese Gesichter der Verdammnis, die aufgerissenen Mäuler, die mit hoch zugespitzten Zähnen besteckten Kiefer, die verkniffenen Augen, die schon nach dem Raub zu schielen scheinen, den das Maul zermalmen und zerreißen wird. Sind die Kinder böse, halten wir ihnen diese Bilder hin und schon fliegen sie weinend an unsern Hals. Aber mehr wissen wir von diesen Nordländern nicht, gesehen haben wir sie nicht, und bleiben wir in unserm Dorfe, werden wir sie niemals sehn, selbst wenn sie auf ihren wilden Pferden geradeaus zu uns hetzen und jagen; zu groß ist das Land und läßt sie nicht zu uns, in die leere Luft werden sie sich verrennen.

Warum also, da es sich so verhält, verlassen wir die Heimat, den Fluß und die Brücken, die Mutter und den Vater, das weinende Weib, die lehrbedürftigen Kinder und ziehen weg zur Schule nach der fernen Stadt und unsere Gedanken sind noch weiter bei der Mauer im Norden. Warum? Frage die Führerschaft. Sie kennt uns. Sie, die ungeheuere Sorgen wälzt weiß von uns, kennt unser kleines Gewerbe, sieht uns alle zusammensitzen in der niedrigen Hütte, und das Gebet das der Hausvater am Abend im Kreise der Seinigen sagt ist ihr wohlgefällig oder mißfällt ihr. Und wenn ich mir einen solchen Gedanken über die Führerschaft erlauben darf, so muß ich sagen, meiner Meinung nach bestand die Führerschaft schon früher, kam nicht zusammen wie etwa hohe Mandarinen, durch einen schönen Morgentraum angeregt, eiligst eine Sitzung einberufen, eiligst beschließen und schon am Abend die Bevölkerung aus den Betten trommeln lassen, um die Beschlüsse auszuführen, sei es auch nur um eine Illumination zu Ehren eines Gottes zu veranstalten, der sich gestern den Herren günstig gezeigt hat, um sie morgen, kaum sind die Lampions verlöscht, in einem dunkeln Winkel zu verprügeln. Vielmehr bestand die Führerschaft wohl seit jeher und der Beschluß des Mauerbaues gleichfalls.

Ich habe mich, schon teilweise während des Mauerbaues und nachher bis heute fast ausschließlich mit vergleichender Völkergeschichte beschäftigt – es gibt bestimmte Fragen denen man nur mit diesem Mittel gewissermaßen an den Nerv herankommt – und ich habe dabei gefunden, daß wir Chinesen gewisse volkliche und staatliche Einrichtungen in einzigartiger Klarheit, andere wieder in einzigartiger Unklarheit besitzen. Den Gründen insbesondere der letztern Erscheinung nachzuspüren, hat mich immer gereizt, reizt mich noch immer und auch der Mauerbau ist von diesen Fragen wesentlich betroffen.

Nun gehört zu unsern allerundeutlichsten Einrichtungen jedenfalls das Kaisertum. In Peking natürlich, gar in der Hofgesellschaft besteht darüber einige Klarheit, wiewohl auch diese eher scheinbar als wirklich ist; auch die Lehrer des Staatsrechtes und der Geschichte an den hohen Schulen geben vor über diese

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dinge genau unterrichtet zu sein und diese Kenntnis den Studenten weitervermitteln zu können; und je tiefer man zu den untern Schulen hinabsteigt desto mehr schwinden begreiflicher Weise die Zweifel am eigenen Wissen und Halbbildung wogt bergehoch um wenige seit Jahrhunderten eingerammte Lehrsätze, die zwar nichts an ewiger Wahrheit verloren haben aber in diesem Dunst und Nebel auch ewig unerkannt bleiben.

Gerade über das Kaisertum aber sollte man meiner Meinung nach zuerst das Volk befragen, da doch das Kaisertum seine letzten Stützen dort hat. Hier kann ich allerdings wieder nur von meiner Heimat sprechen. Außer den Feldgottheiten und ihrem das ganze Jahr so abwechslungsreich und schon erfüllenden Dienst galt unser aller Denken nur dem Kaiser. Aber nicht dem gegenwärtigen oder vielmehr es hätte auch dem gegenwärtigen gegolten, wenn wir ihn gekannt oder Bestimmtes von ihm gewußt hätten. Wir waren freilich auch – die einzige Neugierde die uns erfüllte – immer bestrebt, irgendetwas von der Art zu erfahren. Aber – so merkwürdig es klingt – es war kaum möglich etwas zu erfahren, nicht vom Pilger, der doch viel Land durchzieht, nicht in den nahen nicht in den fernen Dörfern, nicht von den Schiffern, die doch nicht nur unser Flüßchen, sondern auch die heiligen Ströme befahren. Man hörte zwar viel, konnte aber dem vielen nichts entnehmen. So groß ist unser Land, kein Märchen reicht an seine Größe, kaum der Himmel umspannt es. Und Peking ist nur ein Punkt, und das kaiserliche Schloß nur ein Pünktchen. Der Kaiser als solcher allerdings, wiederum groß durch alle Stockwerke der Welt. Der lebendige Kaiser aber ein Mensch wie wir, liegt ähnlich wie wir auf seinem Ruhebett, das zwar reichlich bemessen, aber doch vergleichsweise nur schmal und kurz ist. Wie wir streckt er manchmal die Glieder und ist er sehr müde dann gähnt er mit seinem zart gezeichneten Mund. Wie sollten wir davon erfahren tausende Meilen im Süden, grenzen wir doch schon fast ans tibetanische Hochland. Außerdem aber käme jede Nachricht, selbst wenn sie uns erreichte, viel zu spät, wäre längst veraltet. Um den Kaiser drängt sich die glänzende und doch dunkle Menge des Hofstaats, das Gegengewicht des Kaisertums, immer bemüht mit vergifteten Pfeilen den Kaiser von seiner Wagschale abzuschießen. Das Kaisertum ist unsterblich, aber der einzelne Kaiser fällt und stürzt ab, selbst ganze Dynastien sinken endlich nieder und veratmen durch ein einziges Röcheln. Von diesen Kämpfen und Leiden wird das Volk nie erfahren, wie Zuspätgekommene, wie Stadtfremde stehen sie am Ende der dichtgedrängten Seitengassen, ruhig zehrend vom mitgebrachten Vorrat, während weit vorn auf dem Marktplatz in der Mitte die Hinrichtung ihres Herrn vor sich geht.

Es gibt eine Sage, die dieses Verhältnis gut ausdrückt. Der Kaiser, so heißt es, hat gerade Dir, dem einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade Dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er beim Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft zugeflüstert; so sehr war ihm an ihr gelegen, daß er sich sie noch ins Ohr wiedersagen ließ. Durch Kopfnicken hat er die Richtigkeit des Gesagten bestätigt. Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände werden nieder-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gebrochen und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Großen des Reichs – vor allen diesen hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht, ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann, ein Schwimmer sondergleichen, einmal diesen einmal den andern Arm vorstreckend schafft er sich Bahn durch die Menge, findet er Widerstand zeigt er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne ist, er kommt auch leicht vorwärts, wie kein anderer. Aber die Menge ist so groß, ihre Wohnstätten nehmen kein Ende, öffnete sich freies Feld wie würde er fliegen und bald wohl hörtest Du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an Deiner Tür. Aber statt dessen wie nutzlos müht er sich ab, immer noch zwängt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes, niemals wird er sie überwinden und gelänge ihm das, nichts wäre gewonnen, die Treppen hinab müßte er sich kämpfen und gelänge ihm das, nichts wäre gewonnen, die Höfe wären zu durchmessen, und nach den Höfen der zweite umschließende Palast, und wieder Treppen und Höfe und wieder ein Palast und soweiter durch Jahrtausende und stürzte er endlich aus dem äußersten Tor – aber niemals niemals kann es geschehn – liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes. Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten an einen Nichtigen. Du aber sitzt an Deinem Fenster und erträumst sie Dir wenn der Abend kommt.

Genau so, so hoffnungslos und hoffnungsvoll sieht unser Volk den Kaiser. Es weiß nicht welcher Kaiser regiert und selbst über den Namen der Dynastie bestehen Zweifel. In der Schule wird vieles dergleichen der Reihe nach gelernt, aber die allgemeine Unsicherheit in dieser Hinsicht ist so groß daß auch der beste Schüler mit in sie gezogen wird. Längst verstorbene Kaiser werden in unseren Dörfern auf den Tron gesetzt und der nur noch im Liede lebt, hat vor Kurzem eine Bekanntmachung erlassen, die der Priester vor dem Altare verliest. Schlachten unserer ältesten Geschichte werden jetzt erst geschlagen und mit glühendem Gesicht fällt der Nachbar mit der Nachricht Dir ins Haus. Die kaiserlichen Frauen, überfüttert in den seidenen Kissen, von schlauen Höflingen der edlen Sitte entfremdet, anschwellend in Herrschsucht, auffahrend in Gier, ausgebreitet in Wollust, verüben ihre Untaten immer wieder von Neuem; je mehr Zeit schon vergangen ist, desto schrecklicher leuchten alle Farben und mit lautem Wehgeschrei erfährt einmal das Dorf, wie eine Kaiserin vor Jahrtausenden in langen Zügen ihres Mannes Blut trank.

So verfährt also das Volk mit den Vergangenen, die Gegenwärtigen aber mischt es unter die Toten. Kommt einmal, einmal in einem Menschenalter, ein kaiserlicher Beamter, der die Provinz bereist, zufällig in unser Dorf, stellt im Namen des Regierenden irgendwelche Forderungen, prüft die Steuerlisten, wohnt dem Schulunterrichte bei, befragt den Priester über unser Tun und Treiben und faßt dann alles, ehe er in seine Sänfte steigt, zu langen Ermahnungen an die herbeigetriebene Gemeinde zusammen, dann geht ein Lächeln über alle Gesichter, einer blickt verstohlen zum andern, man beugt sich zu den Kindern herab, um sich vom Beamten nicht beobachten zu lassen. Wie, denkt man, er spricht von einem Toten wie von einem Lebendigen, dieser Kaiser ist doch schon längst gestorben, die Dynastie ausgelöscht, der Herr Beamte macht sich über uns lus-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tig, aber wir tun so als ob wirs nicht merkten, um ihn nicht zu kränken. Ernstlich gehorchen aber werden wir nur unserm gegenwärtigen Herrn, alles andere wäre Versündigung. Und hinter der davoneilenden Sänfte des Beamten steigt irgendein willkürlich aus schon zerfallener Urne Gehobener aufstampfend als Herr des Dorfes auf.

Wenn man aus solchen Erscheinungen folgern wollte, daß wir im Grunde gar keinen Kaiser haben, wäre man von der Wahrheit nicht weit entfernt. Immer wieder muß ich sagen: es gibt vielleicht kein kaisertreueres Volk als das unsrige im Süden, aber die Treue kommt dem Kaiser nicht zu gute. Zwar steht auf der kleinen Säule am Dorfausgang der heilige Drache und bläst huldigend seit Menschengedenken den feurigen Atem genau in der Richtung von Peking, aber Peking selbst ist den Leuten im Dorfe viel fremder als das jenseitige Leben. Sollte es wirklich ein Dorf geben, wo Haus an Haus steht, bedeckend Felder, weiter als der Blick von unserem Hügel reicht und zwischen diesen Häusern stünden bei Tag und bei Nacht Menschen Kopf an Kopf? Leichter als solche Stadt sich vorstellen ist es zu glauben, Peking und sein Kaiser wären eines, etwa eine Wolke, ruhig unter der Sonne sich wandelnd im Laufe der Zeiten.

Die Folge solcher Meinungen ist nun ein gewissermaßen freies, unbeherrschtes Leben. Keineswegs sittenlos, ich habe solche Sittenreinheit wie in meiner Heimat kaum jemals angetroffen auf meinen Reisen. Aber doch ein Leben, das unter keinem gegenwärtigen Gesetze steht und nur der Weisung und Warnung gehorcht, die aus alten Zeiten zu uns herüberreicht.

Ich hüte mich vor Verallgemeinerungen und behaupte nicht daß es sich in allen zehntausend Dörfern unserer Provinz so verhält oder gar in allen fünfhundert Provinzen Chinas. Wohl aber darf ich vielleicht auf Grund der vielen Schriften die ich über diesen Gegenstand gelesen habe sowie auf Grund meiner eigenen Beobachtungen – besonders bei dem Mauerbau gab das Menschenmaterial dem Fühlenden Gelegenheit, durch die Seelen fast aller Provinzen zu reisen – auf Grund alles dessen darf ich vielleicht sagen, daß die Auffassung die hinsichtlich des Kaisers herrscht, immer wieder und überall einen gewissen gemeinsamen Grundzug mit der Auffassung in meiner Heimat zeigt. Diese Auffassung will ich nun durchaus nicht als eine Tugend gelten lassen, im Gegenteil. Zwar ist sie in der Hauptsache von der Regierung verschuldet, die im ältesten Reich der Erde bis heute nicht imstande war oder dies über anderem vernachlässigte, die Institution des Kaisertums zu solcher Klarheit auszubilden, daß sie bis an die fernsten Grenzen des Reiches unmittelbar und unablässig wirke. Andererseits aber liegt doch auch darin eine Schwäche der Vorstellungs- oder Glaubenskraft beim Volke, welches nicht dazu gelangt, das Kaisertum aus der Pekinger Versunkenheit in aller Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit an seine Untertanenbrust zu ziehn, die doch nichts besseres will, als einmal diese Berührung zu fühlen und an ihr zu vergehn.

Eine Tugend ist also diese Auffassung wohl nicht. Umso auffälliger ist es, daß gerade diese Schwäche eines der wichtigsten Einigungsmittel unseres Volkes zu sein scheint, ja wenn man sich im Ausdruck soweit vorwagen darf, geradezu der Boden auf dem wir leben. Hier einen Tadel ausführlich begründen,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heißt nicht an unserem Gewissen, sondern was viel ärger ist an unsern Beinen rütteln. Und darum will ich in der Untersuchung dieser Frage vorderhand nicht weiter gehn.

In diese Welt drang nun die Nachricht vom Mauerbau. Auch sie verspätet etwa dreißig Jahre nach ihrer Verkündigung. Es war an einem Sommerabend. Ich, zehn Jahre alt, stand mit meinem Vater am Flußufer. Gemäß der Bedeutung dieser oft besprochenen Stunde, erinnere ich mich der kleinsten Umstände. Er hielt mich an der Hand, dies tat er mit Vorliebe bis in sein hohes Alter, und mit der andern fuhr er seine lange ganz dünne Pfeife entlang als wäre es eine Flöte. Sein großer schütterer starrer Bart ragte in die Luft, denn im Genuß der Pfeife blickte er über den Fluß hinweg in die Höhe. Desto tiefer senkte sich sein Zopf, der Gegenstand der Ehrfurcht der Kinder, leise rauschend auf der golddurchwirkten Seide des Feiertagsgewandes. Da hielt eine Barke vor uns, der Schiffer winkte meinem Vater zu, er möge die Böschung herabkommen, er selbst stieg ihm entgegen. In der Mitte trafen sie einander, der Schiffer flüsterte meinem Vater etwas ins Ohr; um ihm ganz nahezukommen umarmte er ihn. Ich verstand die Reden nicht, sah nur wie der Vater die Nachricht nicht zu glauben schien, der Schiffer die Wahrheit zu bekräftigen suchte, der Vater noch immer nicht glauben konnte, der Schiffer mit der Leidenschaftlichkeit des Schiffervolkes zum Beweise der Wahrheit fast sein Kleid auf der Brust zerriß, der Vater stiller wurde und der Schiffer polternd in die Barke sprang und wegfuhr. Nachdenklich wandte sich mein Vater zu mir, klopfte die Pfeife aus und steckte sie in den Gürtel, streichelte mir die Wange und zog meinen Kopf an sich. Das hatte ich am liebsten, es machte mich ganz fröhlich und so kamen wir nachhause. Dort dampfte schon der Reisbrei auf dem Tisch, einige Gäste waren versammelt, gerade wurde der Wein in die Becher geschüttet. Ohne darauf zu achten, begann mein Vater schon auf der Schwelle zu berichten was er gehört hatte. Von den Worten habe ich natürlich keine genaue Erinnerung, der Sinn aber gieng mir durch das Außerordentliche der Umstände, von dem selbst das Kind bezwungen wurde, so tief ein, daß ich doch eine Art Wortlaut wiederzugeben mich getraue. Ich tue es deshalb, weil er für die Volksauffassung sehr bezeichnend war. Mein Vater sagte also etwa:[1]

1 | An dieser Stelle bricht der Text ab; Anm. Hg.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein altes Blatt

Franz Kafka

Es ist, als wäre viel vernachlässigt worden in der Verteidigung unseres Vaterlandes. Wir haben uns bisher nicht darum gekümmert und sind unserer Arbeit nachgegangen; die Ereignisse der letzten Zeit machen uns aber Sorgen.

Ich habe eine Schusterwerkstatt auf dem Platz vor dem kaiserlichen Palast. Kaum öffne ich in der Morgendämmerung meinen Laden, sehe ich schon die Eingänge aller hier einlaufenden Gassen von Bewaffneten besetzt. Es sind aber nicht unsere Soldaten, sondern offenbar Nomaden aus dem Norden. Auf eine mir unbegreifliche Weise sind sie bis in die Hauptstadt gedrungen, die doch sehr weit von der Grenze entfernt ist. Jedenfalls sind sie also da; es scheint, daß jeden Morgen mehr werden.

Ihrer Natur entsprechend lagern sie unter freiem Himmel, denn Wohnhäuser verabscheuen sie. Sie beschäftigen sich mit dem Schärfen der Schwerter, dem Zuspitzen der Pfeile, mit Übungen zu Pferde. Aus diesem stillen, immer ängstlich rein gehaltenen Platz haben sie einen wahren Stall gemacht. Wir versuchen zwar manchmal aus unseren Geschäften hervorzulaufen und wenigstens den ärgsten Unrat wegzuschaffen, aber es geschieht immer seltener, denn die Anstrengung ist nutzlos und bringt uns überdies in die Gefahr, unter die wilden Pferde zu kommen oder von den Peitschen verletzt zu werden.

Sprechen kann man mit den Nomaden nicht. Unsere Sprache kennen sie nicht, ja sie haben kaum eine eigene. Unter einander verständigen sie sich ähnlich wie Dohlen. Immer wieder hört man diesen Schrei der Dohlen. Unsere Lebensweise, unsere Einrichtungen sind ihnen ebenso unbegreiflich wie gleichgültig. Infolgedessen zeigen sie sich auch gegen jede Zeichensprache ablehnend. Du magst dir die Kiefer verrenken und die Hände aus den Gelenken winden, sie haben dich doch nicht verstanden und werden dich nie verstehen. Oft machen sie Grimassen; dann dreht sich das Weiß ihrer Augen und Schaum schwillt aus ihrem Munde, doch wollen sie damit weder etwas sagen noch auch erschrecken; sie tun es, weil es so ihre Art ist. Was sie brauchen, nehmen sie. Man kann nicht sagen, daß sie Gewalt anwenden. Vor ihrem Zugriff tritt man beiseite und überläßt ihnen alles.

Auch von meinen Vorräten haben sie manches gute Stück genommen. Ich kann aber darüber nicht klagen, wenn ich zum Beispiel zusehe, wie es dem Fleischer gegenüber geht. Kaum bringt er seine Waren ein, ist ihm schon alles entrissen und wird von den Nomaden verschlungen. Auch ihre Pferde fressen Fleisch; oft liegt ein Reiter neben seinem Pferd und beide nähren sich vom gleichen Fleischstück, jeder an einem Ende. Der Fleischhauer ist ängstlich und wagt es nicht, mit den Fleischlieferungen aufzuhören. Wir verstehen das aber,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schießen Geld zusammen und unterstützen ihn. Bekämen die Nomaden kein Fleisch, wer weiß, was ihnen zu tun einfiele; wer weiß allerdings, was ihnen einfallen wird, selbst wenn sie täglich Fleisch bekommen.

Letzthin dachte der Fleischer, er könne sich wenigstens die Mühe des Schlachtens sparen, und brachte am Morgen einen lebendigen Ochsen. Das darf er nicht mehr wiederholen. Ich lag wohl eine Stunde ganz hinten in meiner Werkstatt platt auf dem Boden und alle meine Kleider, Decken und Polster hatte ich über mir aufgehäuft, nur um das Gebrüll des Ochsen nicht zu hören, den von allen Seiten die Nomaden ansprangen, um mit den Zähnen Stücke aus seinem warmen Fleisch zu reißen. Schon lange war es still, ehe ich mich auszugehen getraute; wie Trinker um ein Weinfaß lagen sie müde um die Reste des Ochsen.

Gerade damals glaubte ich den Kaiser selbst in einem Fenster des Palastes gesehen zu haben; niemals sonst kommt er in diese äußeren Gemächer, immer nur lebt er in dem innersten Garten; diesmal aber stand er, so schien es mir wenigstens, an einem der Fenster und blickte mit gesenktem Kopf auf das Treiben vor seinem Schloß.

»Wie wird es werden?« fragen wir uns alle. »Wie lange werden wir diese Last und Qual ertragen? Der kaiserliche Palast hat die Nomaden angelockt, versteht es aber nicht, sie wieder zu vertreiben. Das Tor bleibt verschlossen; die Wache, früher immer festlich ein- und ausmarschierend, hält sich hinter vergitterten Fenstern. Uns Handwerkern und Geschäftsleuten ist die Rettung des Vaterlandes anvertraut; wir sind aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; haben uns doch auch nie gerühmt, dessen fähig zu sein. Ein Mißverständnis ist es, und wir gehen daran zugrunde.«

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rezensionen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Roland Berbig / Walter Erhart / Monika Sproll / Jutta Weber (Hg.): Phantastik und Skepsis. Adelbert von Chamissos Lebens- und Schreibwelten

Göttingen: V & R unipress 2016 – ISBN 978-3-84710-550-3 – 55,00 €

Der vorliegende Band dokumentiert die zweite internationale Konferenz zum Gesamtwerk des gebürtigen Franzosen und naturalisierten Deutschen, des romantischen Dichters und aufgeklärten Naturwissenschaftlers, des biedermeierlichen Preußen und (proto-)vormärzlichen Weltbürgers Adelbert von Chamisso. Zugleich eröffnet er mit der Reihe der »Chamisso-Studien« ein weiteres Forum für die Erforschung dieses Künstlers und Gelehrten, dessen Popularität gerade im interkulturellen Diskurs sich nicht zuletzt in der Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung zeigt(e). Dass die Einstellung der Preisverleihung zum kommenden Jahr quasi zeitgleich mit der Veröffentlichung des Bandes angekündet wurde, demonstriert allerdings nachdrücklich, als wie schnelllebig sich die mediale Präsenz selbst eines Autors erweisen kann, dessen Biographie und Werk in so vielen Aspekten aktuelle Entwicklungen widerspiegelt.

Ob die positive Resonanz auf den Tagungsband der ersten Chamisso-Konferenz (vgl. Federhofer/Weber 2013), auf die Jutta Weber im Geleitwort verweist (vgl. 17), auch dem Nachfolger zuteilwerden wird, ist ungewiss. Unbestreitbar enthält der Band, dessen umfangreiche vierteilige Einleitung in ebenso wohlgesetzten wie wohlbekannten Worten die Zeitlosigkeit wie Aktualität von Chamissos Wirken beschwört, substanzielle Beiträge zur Forschung. Wie bereits die *Korrespondenzen und Transformationen* von 2013 gliedert sich auch *Phantastik und Skepsis* in drei thematisch angeordnete Blöcke und setzt zudem einen Schwerpunkt auf der editorischen Arbeit. Doch bereits die inhaltliche Füllung der drei Kategorien »200 Jahre *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*«, »Das Unbekannte erfahren – Aufbruch in neue Welten« und »Lyrische Stationen« überzeugt weit weniger als noch die 2013 verwendete Einteilung in die Rubriken »Reisen und Forschen«, »Kommunikation und Korrespondenz« und »Musikalische Übertragung und literarische Transformation«, die zudem noch den Vorteil hatte, den Gesamttitel des Tagungsbandes transparent zu machen. Thematische Geschlossenheit wahrt begreiflicherweise am ehesten noch die erste Abteilung, die dem bekanntesten Text Chamissos gewidmet ist. Aber auch in Umfang und Qualität bewegen sich die Beiträge von Walter Erhart, Joseph Twist, Michael Schmidt und Nikolaus Immer auf einem einheitlichen Niveau: Alle vier Aufsätze sind konsequent an die aktuelle Forschungslage rückgebunden, präsentieren eine klare These und plausibilisieren diese mit ebenso nachvollziehbaren wie schlüssigen Argumenten. Erharts Untersuchung der Inszenie-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rung von Zeit in der Novelle lenkt den Blick auf einen zentralen Parameter sowohl der inhaltlichen als auch der erzähltechnischen Komposition des Textes, indem zunächst die »Konfrontation ganz unterschiedlicher Zeitvorstellungen und Zeitwahrnehmungen« (50) nachgewiesen, die Handlung in »drei epochale Temporalitätserfahrungen«, nämlich »Beschleunigung, Stillstand, theatralisch-poetische Existenz« (54), sequenziert und schließlich die Installation einer naturwissenschaftlich fundierten Erdgeschichte behauptet wird, »deren Historie sich als Weltzeit längst von der Lebenszeit und der historischen Zeit gelöst hat« (57). Auch wenn Erharts Ausführungen nicht in allen Punkten vorbehaltlos zuzustimmen ist – so bleibt etwa unklar, warum die »Berliner Universität« als ein »die Menschenzeit überdauerndes Archiv« aufgefasst werden soll (57) –, leistet sein Ansatz einen wichtigen Beitrag zum vertieften Verständnis des narrativen Auf- wie des reflexiven Überbaus von Chamissos Novelle.

Um Letzteren geht es auch Twist in seiner Studie zur Verortung der Erzählung in den zeitgenössischen philosophischen Diskursen, die zahlreiche Stereotype der *Schlemihl*-Forschung in Frage stellen kann, wenn etwa die Erscheinung übernatürlicher Elemente wie des Teufels oder der Siebenmeilenstiefel durch die Rückbindung an den nachkantischen Skeptizismus als integraler Bestandteil der Novelle gedeutet wird (vgl. 66). Darüber hinaus gelingt Twist in der differenzierten Bestimmung der Position Chamissos zu Kant und Fichte eine fundierte Begründung für die Einordnung des Dichters in die geistesgeschichtlichen und literarischen Epochen der Aufklärung und der Romantik, die seit Beginn der Chamisso-Forschung einen festen Platz in deren Diskurs behauptet.

Der poetischen Komposition der Novelle widmet sich Michael Schmidt, indem er der Selbstinszenierung Chamissos als Autor in den Paratexten der Herausgeberfiktion, aber auch im bekannten Traum Schlemihls nachgeht. Wenn Schmidt am Ende seiner Ausführungen feststellt, dass »das Textuniversum der Erzählung vielleicht stärker als viele andere zeitgenössische Texte eng mit den Lebenswelten der Leser im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts verbunden« sei, und diese Behauptung durch die para- und intertextuellen Verweise weniger auf Haller, Humboldt und Linné als auf Goethe sowie insbesondere Fouqué und Hitzig belegt (87), stellen seine aus einer gründlichen Untersuchung der literarhistorischen Hintergründe gewonnenen Erkenntnisse einen wichtigen Ausgangspunkt für die weitere Erforschung der Verweisstrukturen im *Schlemihl* dar.

Der editionsphilologische Schwerpunkt der Tagung macht sich zum ersten Mal deutlich in Immers Untersuchung der Raumstrukturen bemerkbar, die das Manuskript der Novelle noch stärker prägen als die Druckfassung. Insbesondere Schlemihls Reise durch Afrika präsentiert sich in ihrer Endversion nicht nur weitgehend von allen Hinweisen auf bedeutende Afrikaforscher gereinigt; auch die Erwähnungen berühmter Bauwerke wie der Säulen des Memnon oder den Tempel des Jupiter Ammon sind verschwunden. Immer deutet diesen Befund dahingehend, »dass Schlemihl weder

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

als Adept Lichtensteins [...] noch als Konkurrent Mungo Parks [...] vorgeführt werden soll«, während »die Tilgung einzelner Baudenkmäler auch den semantischen Kontexten geschuldet sein« könne, »die sie im frühen 19. Jahrhundert aufrufen« (104), d.h. konkret der symbolischen Aufladung derselben durch die romantische Poesie und Poetik.

Während die vier Beiträge der *Schlemihl*-Sektion durch ihre Untersuchung von Raum und Zeit, Aufbau und Gehalt der Novelle eine Einheit bilden, bietet der folgende Abschnitt ein buntes Sammelsurium aus Aufsätzen zu Chamissos Weltreisebriefen, ästhetischen Äußerungen, zoologischen bzw. botanischen Arbeiten und literarischen Strategien im Medium der Reisebeschreibung. Wie viele Verfasser von Untersuchungen, die Originalbriefe mit bearbeitenden Editionen vergleichen, erliegen auch Anna Busch und Johannes Görbert der Versuchung, mit maximalem Aufwand einen minimalen Erkenntnisgewinn zu produzieren – ein Umstand, der hier noch dadurch verschärft wird, dass man den beiden Autoren offenbar durch eine Zumessung des Aufsatzumfangs auch den nötigen Raum zum Zerreden der Ergebnisse eröffnet hat. Dagegen gelingt es Monika Sproll in ihrer Analyse der Briefzeugnisse zu Chamissos beratender Mitarbeit an Ludwig Choris' *Voyage pittoresque*, das »Idyllische, das Charakteristische und das Erhabene, Schlüsselkonzepte klassizistischer und romantischer Ästhetiken« (156), als wichtige Aspekte einer Wirkungsästhetik Chamissos herauszuarbeiten, die auch für die weitere literaturwissenschaftliche Untersuchung des dichterischen Werkes, insbesondere der Lyrik, fruchtbar gemacht zu werden verdient.

Wolfgang Dohles informative Darstellung ordnet Chamissos bedeutendste zoologische Entdeckung, die des Generationswechsels der Salpen, vor dem Hintergrund der Diskurse in der zeitgenössischen Biologie wissenschaftshistorisch ein. Dagegen vermittelt Paul Hiepkos knapper Abriss kaum mehr als einen Einblick in die Arbeitswelt des sammelnden Botanikers Chamisso. Wenn Dorit Müller Chamissos *Tagebuch* in ihrem Beitrag immer wieder unspezifisch und unhistorisch als »Genremixtur« (218) oder »Gattungsmix« (226) bezeichnet, verrät ihr Ansatz eine terminologische wie konzeptionelle Schwäche, die verhindert, dass aus den vielen zutreffenden Einzelbeobachtungen zu verschiedenen Schreibverfahren in Chamissos Reisebericht – einer recht intensiv und inzwischen auch auf hohem Niveau erforschten Gattung – ein substanzieller Beitrag zum Verständnis von deren Spezifika abgeleitet werden kann.

Den dritten und letzten Teil des Sammelbandes, der sich der Lyrik Chamissos zuwendet, eröffnet ein kurzer Beitrag Volker Hoffmanns, der gleich zu Beginn als Addendum zu einem Aufsatz aus den 1970er Jahren deklariert wird und dessen Thesen weitgehend in gekürzter Form wiederholt (vgl. Hoffmann 1976). Leider verweist diese selbstironisch als »Gräberpflege auf dem Friedhof der Zeitschriften« (233) präsentierte erneute Hervorhebung der Bedeutung Uhlands für den Lyriker Chamisso auch vierzig Jahre später noch auf ein aktuelles Forschungsdesiderat – eines der vielen im Bereich von Chamissos

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lyrik. So hat auch der Umstand, dass es sich bei dem *Schloß Boncourt* wahrscheinlich um Chamissos bekanntestes Gedicht handelt, nicht verhindert, dass man sich mit der Interpretation dieses autobiographischen Textes bis heute schwertut. Das geht leider auch Torsten Voß nicht anders, der bereits im Titel seines eher assoziativ reihenden als argumentativ verknüpfenden Beitrags auf die altbekannten Bahnen einschwenkt, wenn er seine Interpretation unter den Titel »[…] Realer und imaginärer Ort […] Die Sehnsucht nach der Kindheit als Utopie des Glücks […]« stellt. So muss es letztlich kaum verwundern, wenn seine Ergebnisse über die offensichtliche, hier allerdings erfreulicherweise eher aus dem Gesamtwerk als aus der Biographie Chamissos abgeleitete »Verknüpfung von Rastlosigkeit und Kreativität« (254) nicht entscheidend hinausgelangen.

Der Übersetzertätigkeit Chamissos widmen sich Marie-Theres Federhofer, die den Nachdichtungen der Béranger-Chansons einen bedeutenden Platz im Konzept der goethezeitlichen Weltliteratur anweist, sowie Caroline Gerlach-Berthaud, die in einem leider sprachlich wie orthographisch erschreckend nachlässig redigierten Aufsatz als Beispiel für Chamissos Übersetzung eigener Texte ins Französische neben dem *Schlemihl* auch das *Schloß Boncourt* heranzieht. Während Gerlach-Berthaud an der gut gewählten Textstelle aus dem *Schlemihl* demonstrieren kann, wie Chamissos Selbstübersetzung einen reflektierten und differenzierenden Kulturtransfer leistet, bleibt der Vergleich des *Schloß Boncourt* mit den beiden französischen Versionen *en vers* und *en prose* leider recht oberflächlich und daher auch wenig ergiebig.

Roland Berbig leitet mit einem kurzen Werkstattbericht eine Reihe äußerst knapper studentischer Beiträge ein, die aus der lobenswerten Integration von Archivarbeit und studentischer Lehre hervorgegangen sind. Zu begrüßen ist sicherlich auch der Ansatz, Studierende im Rahmen einer wichtigen Tagung und eines renommierten Sammelbandes erste Erfahrungen als eigenständige Forscher sammeln zu lassen; herausgekommen sind allerdings im vorliegenden Fall durchweg sehr kurze Beiträge, die meist bei einem vorsichtigen Anreißen der – durchaus gut gewählten – Problemkomplexe wie dem Schreibgerät, den verschiedenen Textarten oder den Blattverlusten verharren. Relevanz für die Forschung dürfte allenfalls den Fallstudien zu den Vorstufen des *Dampfroß* und des *Mordthals* zukommen, die jeweils von der Transkription einer Seite aus Chamissos Notizbuch begleitet werden. Ausführlicher meldet sich dann zum Abschluss des Sammelbandes Anne Baillot in einem Vergleich zwischen Chamissos Briefwechsel mit dem Freund de la Foye und dem ein Jahrzehnt später entstandenen Briefwechsel mit seiner Frau Antonie zu Wort. Dabei kann sie aufschlussreiche, zuweilen etwas überspitzt formulierte Parallelen aufzeigen und andeuten, wie diese insbesondere für die Analyse der Lyrik Chamissos fruchtbar zu machen wären (vgl. 365f.).

Auch angesichts eines Abgleichs mit dem Tagungsprogramm, das noch Vorträge von Michael Fisch, Bernd Ballmann oder Alexander Košenina ausweist, die im Sammelband fehlen,

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ist abschließend also ein durchaus gemischtes Fazit zu ziehen. Eine gründliche Lektüre nicht nur passionierter Chamisso-Forscher lohnt der Band allemal, einige Enttäuschungen bei der Lektüre werden jedoch voraussichtlich nicht ausbleiben. Gerade der Eindruck, dass sowohl auf der Tagung als auch im dazugehörigen Band letztlich immer wieder dieselben Texte Chamissos gewälzt und gewendet werden, sollte der germanistischen Literaturwissenschaft in jedem Fall als Warnung davor dienen, die Erforschung Chamissos allein der sich um die Chamisso-Gesellschaft herum positionierenden Forschergruppe zu überlassen, die derzeit die Tagungen und Publikationen zum Werk dieses bedeutenden Dichters des frühen 19. Jahrhunderts verantwortet. Gerade in interkultureller Perspektive, die bei der Präsentation Chamissos so eindringlich beschworen wird, bleibt beispielsweise in der Erforschung der nach wie vor weitgehend unbeachteten Lyrik noch vieles zu leisten – und gerade hier tritt der vorliegende Tagungsband bedauerlicherweise lediglich auf der Stelle.

Heiko Ullrich

Literatur

Federhofer, Marie-Theres/Weber, Jutta (Hg.; 2013): Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso. Göttingen.

Hoffmann, Volker (1976): Drücken, Unterdrücken – Drucken. Zum Neubeginn von Chamissos politischer Lyrik anhand eines erstveröffentlichten Briefes an Uhland. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 20, S. 38-86.

Fabien Pillet: Vers une esthétique interculturelle de la réception

Heidelberg: Winter Verlag 2016 – ISBN: 978-3-8253-6607-0 – 45,00 €

Spätestens seit der Konstanzer Schule, die mit den Arbeiten von Hans-Robert Jauß und Wolfgang Iser neue literaturwissenschaftliche Maßstäbe gesetzt hat, zählt der rezeptionsästhetische Ansatz zu den einschlägigen Methoden der Literaturtheorie. Die Untersuchung der Aufnahme literarischer Werke und ihrer Zirkulation über historische, nationale oder kulturell-sprachliche Grenzen hinweg gehört außerdem zu den Grundbeständen der Komparatistik sowie verwandter Fächer wie der Interkulturellen Literaturwissenschaft. Während der letzten Jahrzehnte stand die theoretische Beschäftigung mit Rezeptionsästhetik bzw. Rezeptionsgeschichte allerdings im Schatten der immer weiter ausufernden Debatten um den Begriff ›Weltliteratur‹ bzw. *World Literature*, wie sie von den USA aus die akademische Welt eroberten.

Wie Fabien Pillet in der Einleitung der Buchfassung seiner Genfer Doktorarbeit bemerkt, führte diese Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Rezeptionsforschung nicht zuletzt zu einer Unterbelichtung der *ästhetischen* Dimension von Literatur zugunsten einer literatursoziologischen und literaturökonomischen Makroperspektive. Wie der Verfasser hinzufügt, litt jedoch das rezeptions-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ästhetische Modell der Konstanzer Schule seinerseits an dem Manko einer fast vollständigen Ausblendung (kultur-)räumlicher Differenzen und sozio-politischer Kontexte, was seine Brauchbarkeit für komparatistische bzw. transnationale Studien einschränkte.

In seiner französischsprachigen Studie versucht der Westschweizer Komparatist, die jeweiligen Schwachstellen dieser beiden Ansätze wechselseitig zu kompensieren, indem er das 1969 von Hans-Robert Jauß prominent eingeführte und seit den 1990er Jahren zunehmend ins theoretische Abseits gerückte Paradigma der Rezeptionsästhetik einer *interkulturellen* Aktualisierung unterzieht. Durch eine kritische Revision und Erweiterung der Theorien und Methoden der Konstanzer Schule vor dem Hintergrund der Theoriedebatten der letzten dreißig Jahre wird das Forschungsparadigma einer »esthétique interculturelle de la réception« entworfen. Auf Grundlage eines Begriffs von Weltliteratur als Summe der internationalen Rezeption literarischer Werke soll so ein neues Modell zur Analyse von Literatur als transnationalem Phänomen vorgelegt werden.

Die ersten beiden Teile der fast vierhundertseitigen Buchfassung der Dissertation sind den theoretischen Grundlagen des Neuansatzes gewidmet, wohingegen der dritte, rund die Hälfte der Studie ausmachende Teil ausführliche Modellanalysen enthält, in denen die Funktionsweise der neuen rezeptionsästhetischen Methodik vorgeführt wird.

Dass sich ein Promovend an die Grundlegung eines neuen theoretischen Modells wagt, ist wohl ein eher seltener Fall in der heutigen akademischen Welt. So verdienen der methodische Anspruch der Dissertation von Fabien Pillet sowie seine souveräne Beherrschung vielfältiger und komplexer Theoriemodelle großen Respekt. In der Tat besteht die umfangreiche Arbeit zur Hälfte aus einer profunden literaturtheoretischen Abhandlung, worin nicht nur der Ansatz der Konstanzer Schule, sondern auch die *World-Literature*-Debatten, das Paradigma der Kulturtransfers, der *spatial turn* in den Geisteswissenschaften und viele andere Theorien zusammengefasst, diskutiert und auf ihre Brauchbarkeit für den eigenen Neuansatz hin überprüft werden.

Dieser hohe theoretische Anspruch bringt jedoch auch einige (marginale) Schwächen mit sich. Trotz ihres profunden Kenntnisstandes und ihrer analytischen Stärken gleicht die fast zweihundertseitige erste Hälfte der Studie zuweilen einem leicht aus dem Ruder gelaufenen Forschungsbericht, was zu einigen Längen und auch Wiederholungen führt. Sicherlich hätte die publizierte Fassung der Dissertation hier durch einige Kürzungen und Straffungen an Lesbarkeit gewinnen können.

Diese kritische Anmerkung gilt jedoch nicht für den dritten Teil der Studie, der – wie bereits gesagt – der praktischen Umsetzung der Theorie anhand konkreter Fallbeispiele gewidmet ist. Dieser wohl wichtigste und fruchtbarste Teil der Studie stellt die Umsetzbarkeit von Pillets interkultureller Weiterentwicklung des Konstanzer Modells überzeugend unter Beweis, wie hier schon vorweggenommen werden soll.

Der erste, rund achtzig Seiten umfassende Theorieteil der Studie ist der

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kritischen Analyse der drei Hauptbegriffe Hans-Robert Jauß' gewidmet, die auch die Grundlage von Pillets eigenem Modell bilden: ›Rezeptionshorizont‹, ›ästhetische Distanz‹, ›Hermeneutik von Frage und Antwort‹. Dabei werden zunächst – unter Rückgriff auf die hermeneutischen Quellen bei Hans-Georg Gadamer – die theoretischen Grundlagen des rezeptionsästhetischen Modells dargestellt und die drei Jauß'schen Grundbegriffe einer aktualisierenden Revision unterzogen. Rezeptionsästhetik im Sinne der Konstanzer Schule, so der Autor, untersucht historische Rezeptionsveränderungen literarischer Texte im alleinigen Kontext der Herkunftskultur; Pillets eigener Ansatz unterscheidet sich gegenüber dem ursprünglichen Analysemodell vor allem dadurch, dass er die historische Zeitachse um die Raumdimension der Kulturdifferenz erweitert.

Im zweiten, über hundertseitigen Theorieteil werden im Anschluss alternative Forschungsansätze der letzten Jahre präsentiert, in denen Rezeptionsprozesse nicht nur auf der Zeitachse, sondern auch in ihrer (kultur-)räumlichen Dimension untersucht werden. Dabei stehen unter anderem die von Michel Espagne und Michael Werner entwickelte Theorie des Kulturtransfers sowie drei Vertreter des *World-Literature*-Diskurses (David Damrosch, Franco Moretti, Pascale Casanova) im Vordergrund. Gegenüber diesen größtenteils sozialgeschichtlich bzw. literatursoziologisch arbeitenden Ansätzen rehabilitiert Pillet im Rückgriff auf Jauß die spezifisch ästhetische Komponente von Rezeptionsforschung, womit er die Grundlagen zu einer Synthese der beiden Paradigmen schafft. Zum Abschluss dieses theoretischen Überblicks wird dann der Begriff des Raumes in seiner historischen Entwicklung von der Neuzeit bis zum postmodernen *spatial turn* problematisiert und schließlich ein neues rezeptionsästhetisches Kulturraummodell vorgeschlagen, das den eigentlichen Rahmen von Pillets *interkulturellem* Rezeptionsparadigma darstellt.

Das in der Folge entworfene ›kartographische‹ Modell kultureller Räume und ihrer Relationalität stellt den ersten wirklich originellen und innovativen Beitrag der Studie dar. Pillets Reflexionen über mögliche Kriterien zur Kartographierung des weltweiten literarischen Rezeptionsraumes sind überaus anregend und durchweg auf der Höhe des heutigen Forschungsstandes. Dabei unterscheidet der Autor zwischen vier Typen von Relationen bzw. Größenordnungen: 1. dem lokalen (bzw. nationalen) Rezeptionsraum (»l'espace local de réception«), 2. dem binneneuropäischen Rezeptionsraum (»l'espace européen et la réception intra-européenne«), 3. dem weltweiten Rezeptionsraum (»l'espace mondial de réception interculturelle«) – wobei zwischen den europäischen und den außereuropäischen Sprachräumen differenziert wird –, sowie 4. dem Sonderfall des postkolonialen Rezeptionsraums (»l'espace et la réception postcoloniaux«).

Pillets Analyseraster des Raumes weltweiter Literaturrezeption entgeht durch seine Offenheit einerseits dem Vorwurf einer Essentialisierung der Kultur- bzw. Literaturräume; andererseits erscheint es mit seiner stark reduzierten Zahl an Kategorien recht allgemein und kann naturgemäß kaum

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

allen Einzelfällen gerecht werden. Die Entwicklung eines solchen schematischen Modells wirft daher eine Reihe grundlegender Fragen auf: Inwiefern kann ein solch elementarer Rahmen den singulären Verhältnissen hochkomplexer interkultureller Rezeptionsprozesse in der Literaturgeschichte gerecht werden? Bis zu welchem Punkt lässt sich historische und transkulturelle Rezeptionsforschung überhaupt kategorisieren und systematisieren? Ist nicht in jedem Fall die Summe der (kulturellen, soziohistorischen, politischen, sprachlichen, ästhetischen usw.) Partikularismen der Transferprozesse stärker als das vom Autor vorgeschlagene elementare methodische Raster?

Allerdings zeigt sich der Autor in seinen Ausführungen durchgehend auf der Höhe der Probleme und Schwierigkeiten einer solchen kartographischen Formalisierung und bezieht mögliche Kritikpunkte in seine Reflexion mit ein. Trotz aller Einwände und offenen Fragen bietet das von ihm vorgeschlagene Modell den Rahmen für interessante Anwendungsmöglichkeiten, wie der dritte Teil der Studien beweist.

Im abschließenden Teil der Studien kommt es also zur Anwendung der interkulturell revidierten Jauß'schen Begriffe auf ausgewählte Fallbeispiele mit wechselnden kultursprachlichen Relationen, wodurch die zuvor definierten Räume anhand der rezeptionsästhetischen Grundbegriffe beispielhaft zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Mit der deutschsprachigen Rezeption von Flauberts *Madame Bovary* (unter anderem bei Fontane) bewegt sich die erste Fallstudie in einem binneneuropäischen Rahmen. Anhand des Begriffs ›Magischer Realismus‹ (Günter Grass und Italo Calvino) erweitert das zweite Fallbeispiel den Rahmen auf den außereuropäischen Raum in europäischen Sprachen. Die dritte Modellanalyse basiert schließlich auf dem postkolonialen Rezeptionsraum, wobei die kritische Aufnahme von Conrads *Heart of Darkness* bei Chinua Achebe und Edward Said im Vordergrund steht. Bei allen Fallstudien, die hier nicht eingehend dargestellt bzw. bewertet werden können, kommen die rezeptionsästhetischen Begriffe ›Rezeptionshorizont‹, ›ästhetische Distanz‹ und ›Hermeneutik von Frage und Antwort‹ im Rahmen des zuvor definierten interkulturellen Raummodells zum Einsatz.

Selbstredend reichen die drei vom Autor vorgelegten Modellanalysen nicht aus, das vorgeschlagene abstrakte Rezeptionsmodell wirklich auszufüllen und somit auf seine potentielle Allgemeingültigkeit hin zu überprüfen. Jedoch handelt es sich bei den vom Autor vorgelegten Untersuchungen durchweg um exzellente, ja beispielhafte Rezeptionsforschung. Dabei wurden Fallstudien realisiert, die sich nicht auf die Makroanalyse von marktgeleiteten Literaturimporten und soziopolitisch determinierten Textzirkulationen beschränken, sondern die ästhetische Implikationen von transnationalen und transkulturellen Transfer- und Aneignungsprozessen literarischer Werke in den Mittelpunkt stellten. Allenfalls hätte man sich über mehr Analysen dieser Art gefreut, um die konkrete Tragweite des neuen theoretischen Ansatzes weiter auszuloten. So werden beispielsweise in keiner der Fallstudien Rezeptionsprozesse zwi-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schen europäischen und außereuropäischen Sprachräumen behandelt.

Diese prospektive Dimension eines durch weitere Fallstudien auszufüllenden Horizonts ist jedoch nicht zuletzt durch die Präposition »vers« im Titel der Arbeit selbst angelegt. Es handelt sich um die Grundlegung einer neuen Untersuchungsmethode literarischer Rezeptionsprozesse, deren ausführliche Erprobung unmöglich im Rahmen einer einzelnen Doktorarbeit unternommen werden kann. So führt die Studie in der vorliegenden Form auf durchaus überzeugende Art den Beweis an, dass die Konstanzer Rezeptionsästhetik dank einer interkulturellen Aktualisierung vor dem Hintergrund der neueren Weltliteraturdebatten kein Paradigma aus der ›Rumpelkammer‹ der Theoriegeschichte darstellt, sondern in Form einer »esthétique interculturelle de la réception« eine Art Renaissance erleben könnte. Insgesamt handelt es sich um einen profunden und sehr lesenswerten Beitrag zur Interkulturellen Literaturwissenschaft, aus dem wertvolle Impulse für zukünftige Forschungen hervorgehen können.

Dirk Weissmann

Laura Said: »Ich hoffe, die Literaturgeschichte wird mir zehn Zeilen widmen«. Die Fiktionalisierungen Walther Rathenaus

Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016 – ISBN 978-3-8253-6586-8 – 58,00 €

Die vorliegende Studie von Laura Said widmet sich den Fiktionalisierungen der historischen Person Walther Rathenau und deren Biographie. Dabei sollen »die fiktionalen ›Doppelgänger‹ Rathenaus« analysiert und erfasst werden, wobei im Mittelpunkt der Untersuchungen »weniger die realgeschichtliche Person und ihr biographischer Werdegang, sondern vielmehr ihre literarischen Gegenbilder« (12) stehen. Dennoch bleibt die Biographie Walther Rathenaus immer als Folie präsent, vor deren Hintergrund die unterschiedlichen Fiktionalisierungen als Deutungsvarianten gelesen werden, an denen zum einen unterschiedliche zeitgeschichtliche Beurteilungen Rathenaus – ausgehend von zeitgenössischen Darstellungen bis hin in die Gegenwart – sowie entsprechende Wertungen von dessen Ermordung, zum anderen aber auch eher persönlich motivierte Auseinandersetzungen von Autoren mit dieser ambivalenten Figur sichtbar gemacht werden sollen.

Die Arbeit schließt an Studien von Pierre Giraud (vgl. 1975), Dieter Heimböckel (vgl. 1996) und Martin Sabrow (vgl. 1998) an, die sich bereits mit ausgewählten Fiktionalisierungen und der Mythisierung der komplexen geschichtlichen Person des Industriellen, Schriftstellers und Reichsaußenministers der Weimarer Republik sowie dessen Ermordung auseinandergesetzt haben. Die Zielsetzung von Laura Said ist dabei weniger detailanalytisch als vielmehr auf »eine umfassende Überschau der literarischen Texte in Bezug auf die fiktionalen Abbilder Rathenaus« (51) ausgerichtet. Insofern finden hier nicht nur literarisch hochstehende Werke Beachtung wie etwa Hugo von Hofmannsthals *Der Schwierige*, Robert Musils *Der*

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mann ohne Eigenschaften oder Ernst Weiß' *Ich, der Augenzeuge*, sondern auch unbekanntere Kriminalromane wie Karl-Heinz Henses *Zwei Schüsse,* Friedrich Karl Kauls *Mord im Grunewald* oder Gunnar Kunz' *Organisation C*. »Eine strukturierte, nach Vollständigkeit strebende Arbeit, die versucht, alle diese mehr oder weniger bekannten Rathenau-Figuren zusammenzubringen, sie in direkter Verbindung zueinander und zum Politiker zu untersuchen, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit.« (50f.) Dieser Zielsetzung entsprechend findet nicht nur die relativ geringe Zahl an Werken Beachtung, in denen fiktionale Rathenau-Figuren als Protagonisten auftreten. Vielmehr bestimmt sich die Korpuswahl dadurch, dass in den entsprechenden Texten »Rathenau verschlüsselt oder namentlich eine bedeutende Rolle als tragende Figur, Neben- oder Randfigur spielt.« (58) Der Umstand, dass eine fiktionale Rathenau-Figur innerhalb eines Textgefüges eine »periphere Position« einnimmt, relativiert nach Ansicht der Autorin nicht deren »Wert für die Handlungsentwicklung oder die Aussage des Textes«, da »[a]llein das Auftreten einer fiktionalisierten Rathenau-Figur im Erzählzusammenhang, allein die Erwähnung des Namens ›Rathenau‹, der von vornherein auf bestimmte Informationen hinweist,« grundsätzlich »weder zufällig noch irrelevant« sei (59).

Die Analyse der »literarischen anderen ›Doppelgänger‹ Rathenaus« erfolgt genreübergreifend. »Romane, Erzählungen und Dramen [werden] anhand des Prinzips der gegenseitigen Erhellung zusammengestellt und in Bezug auf ihre Fiktionalisierung der realgeschichtlichen Persönlichkeit analysiert.« (72) Dabei werden die jeweiligen literarischen Darstellungen Rathenaus nach Thematiken und Deutungsmustern sowie zeitgeschichtlich gruppiert. Die Anordnung erfolgt nach folgenden Gliederungspunkten: 1. der Vielseitigkeit Rathenaus (vor allem im kritischen Werk zeitgenössischer Literaten), 2. der jüdischen Thematik, insbesondere der Assimilationsversuche Rathenaus, 3. der Darstellung des »Märtyrers der Weimarer Republik«, 4. Rathenau aus der Täterperspektive, 5. Fokussierung auf die Opferperspektive in der Kriminalliteratur, 6. Darstellung des Mords als Fanal innerhalb der Weimarer Republik, 7. Rathenau als Parallel- oder Kontrastfigur, 8. literarische Darstellungen im autobiographischen Werk seiner Freunde und 9. im autobiographischen Werk anderer Zeitgenossen, ergänzt durch 10. die Perspektive ausländischer Autoren. In den Einzelanalysen wird insbesondere das Verhältnis der Figur zur Handlung sowie deren Verhältnis zu anderen Figuren geklärt, woraus die jeweilige »literarische Aussage« (59) in Bezug auf die Deutung Rathenaus deduziert wird.

Ins Auge fällt, dass es in der literarischen Auseinandersetzung mit Walther Rathenau zwei Hauptstränge gibt: einen, der sich auf die ambivalente Person Walther Rathenau, und einen anderen, der das Attentat auf den Reichsaußenminister und die politischen Implikationen fokussiert. Im ersten Fall regt die komplexe, vielschichtige Persönlichkeitsstruktur die literarische Phantasie an, im zweiten Fall ist es das von der Organisation Consul verübte Attentat, das schon als reales Geschehen »etwas Dramatisches, vielleicht sogar Romanhaftes« (256) an sich hat. Während die Fik-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tionalisierung und literarische Reflexion einschneidender realgeschichtlicher Ereignisse an sich nichts Überraschendes ist, werfen die Faszination, die die Person Walther Rathenau nicht nur auf ihre Zeitgenossen ausübte, und ihre vielfältigen, divergierenden literarischen Adaptionen die spannende Frage auf, worin genau deren poetisches Potential liegt.

Das große literarische Interesse an der Person erklärt sich für Said aus der Ambivalenz und Vielschichtigkeit des realgeschichtlichen Walther Rathenau, einem »Phänomen wie ein Regenbogen« (Musil 1987: 90) – wie es in Musils *Mann ohne Eigenschaften* über Dr. Paul Arnheim, die literarische Adaption Rathenaus in diesem Roman, heißt. Als Gegenfigur zum Protagonisten Ulrich ist Arnheim hier ein »Mann mit vielen Eigenschaften« (vgl. Buddensieg u.a. 1990). »Er spricht von Liebe und Wirtschaft, von Chemie und Kajakfahrten, er ist ein Gelehrter und Gutsbesitzer und ein Börsenmann; mit einem Wort, was wir alle getrennt sind, das ist er in einer Person, und da staunen wir eben.« (Musil 1987: 190) In dieser Vereinigung des Gegensätzlichen gründet insbesondere die Faszination der Zeitgenossen für den »Epochenmann« (71). Er wird zu einer schillernden Figur, die sich den gewohnten Zuordnungskategorien entzieht und stellt insofern – etwa für Thomas Mann – eine »kulturelle Neubildung von hoher Merkwürdigkeit« (Mann, zit. 14) dar. Dieses »Präfix ›Neu‹« markiert dabei »seine Andersartigkeit, seine Fremdheit und dadurch seine Unzulänglichkeit« (15), wie Said schreibt. ›Andersartigkeit‹ und ›Fremdheit‹ müssen hingegen nicht grundsätzlich mit ›Unzulänglichkeit‹ konnotiert sein, vielmehr ist doch gerade das, was sich gewohnten Ordnungsmustern entzieht, eine Inspirationsquelle für literarische Produktivität, die der Faszination für den vielschichtigen Charakter des realhistorischen Walther Rathenau sicher in nichts nachsteht.

Mit Dieter Heimböckel lässt sich Rathenau als ein »Wanderer zwischen den Welten« (Heimböckel 1993: 67) beschreiben, als eine Figur des Dazwischen, die aufgrund ihrer ambivalenten »Doppelheit« (Rathenau, zit. 17) für interkulturelle Fragestellungen interessant sein könnte. Diese Ambivalenz zeigt sich gerade auch im jüdisch-deutschen Kontext, veröffentlichte Rathenau doch 1897 mit *Höre Israel!* eine, aufgrund der hier artikulierten Bewunderung des Preußentums und der ›germanischen Rasse‹, überaus polarisierende Schrift, die in den 1930er Jahren zur Beantwortung der Frage herangezogen wurde, ob denn »Juden Nationalsozialisten sein« (Bon, zit. 29) können, und den »antisemitischen Intellektuellen und Journalisten […] massenhaft Argumente für die Begründung ihrer rassischen Ideologie« (30) lieferte. Die ›preußisch-jüdische Hybridität‹ (vgl. 104) Rathenaus wird zudem in den Werken seiner Zeitgenossen zum Charakteristikum des »modernen deutschen Juden«, der »auf der Brücke zwischen beiden Welten« (Anonymus, zit. 32) steht. Wie Said zeigt, findet über die Fiktionalisierung Rathenaus – dem »Prototyp des Assimilationsjuden« (197) – in Carl Hauptmanns *Ismael Friedmann*, Carl Sternheims *Der Snob* und *John Pierpont Morgan*, Jakob Wassermanns *Etzel Andergast* sowie in Jan Christs *Anna Wentscher* eine gezielte Auseinander-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

setzung mit der jüdisch-deutschen Identitätsproblematik statt. »[D]iese Autoren […] begründen den inneren Kampf Rathenaus viel deutlicher aus der jüdischen Problematik heraus und thematisieren bewusst die Identifikationsversuche bzw. die Anpassungsmöglichkeiten des Industriellen; einige […] finden sogar eine Lösung für die vorhandene Zerrissenheit.« (106)

Augenscheinliche Parallelen zum postkolonialen Identitätsdiskurs bleiben hier allerdings unerwähnt, wie überhaupt theoretische Positionen (etwa zum poetischen Potential realhistorischer Personen, zur Mythologisierung, zum Verhältnis von Fakten und Fiktion etc.) kaum Erwähnung finden, und auch ein Vergleich mit anderen ›mythologisierten‹ Figuren der Zeitgeschichte – wie etwa Bismarck (vgl. Parr 1992) – findet nicht statt. Die Beschäftigung mit den Rathenau-Fiktionalisierungen verbleibt generell eher auf einer narrativen Ebene. Insgesamt hat man den Eindruck, dass über die Analyse der literarischen Rathenau-Figuren ein komplexes Porträt der realen Person gewonnen werden soll und die analysierten Werke diesbezüglich als Schlüsseltexte gelesen werden, was sich u.a. auch in einer starken Tendenz dazu zeigt, bei den Kontrastfiguren zu den Rathenau-Fiktionalisierungen die Protagonisten als ›Alter Ego‹ des jeweiligen Autors zu lesen (vgl. 442, 454 u.a.). Es scheint, als wolle die Autorin aus den unterschiedlichen literarischen Werken, die ihrer Ansicht nach jeweils »unterschiedliche Facetten« von »Rathenaus Persönlichkeit« ins Werk setzten, »ein Mosaik« (494) zusammensetzten, das ein komplexes Bild der realhistorischen Person ergibt. Die Autorin resümiert, dass alle Autoren sich »Aspekte aus Rathenaus Persönlichkeitsmosaik« auswählen und dabei »nur diejenigen Charakterzüge auf[greifen], die ihren ganz persönlichen Vorstellungen entsprechen.« (497) Die literarische Vielfalt von Rathenau-Porträts wird dabei im Grunde mit dessen facettenreicher Persönlichkeit kurzgeschlossen:

> Die komplexe realhistorische Persönlichkeit führt dazu, dass auch sein literarisches Porträt ein stark wandelbares ist. Vom Kaiserreich bis in die Gegenwart ergibt die Zusammenstellung der literarischen Darstellungen Rathenaus zumindest ein Faktum: Der Mensch und Politiker Rathenau stellt die Inspiration für eine literarische Figur dar, die zu einer sich immer wieder verändernden Deutbarkeit und Interpretation auffordert. (494)

Eine eingehendere Berücksichtigung literarästhetischer Fragestellungen wäre wünschenswert gewesen, da diese doch zweifelsohne aus literaturwissenschaftlicher Perspektive nicht die unbedeutendste Rolle unter den »vielen Aspekten der Fiktionalisierungen Rathenaus« (498) spielen.

In der umfangreichen Auseinandersetzung mit Fiktionalisierungen Walther Rathenaus hat das Buch dennoch den Charakter eines Nachschlagewerks. Die übersichtliche Gestaltung und Gliederung sowie die hilfreichen Zusammenfassungen am Ende jeden Kapitels und am Schluss der Arbeit unterstreichen dies.

Eva Wiegmann

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Bon, Fred (1931): Können Juden Nationalsozialisten sein? In: Der nationaldeutsche Jude. Mitteilungsblatt des Verbandes nationaldeutscher Juden 1, S. 7.

Buddensieg, Tilmann u.a. (1990; Hg.): Ein Mann vieler Eigenschaften. Walther Rathenau und die Kultur der Moderne. Berlin.

Giraud, Pierre (1975): L'image de Walther Rathenau dans la presse et la littérature allemandes. Sa légende historique, ses métamorphoses littéraires. Paris.

Heimböckel, Dieter (1993): Im Dialog. Walther Rathenau und die Literatur seiner Zeit. In: Hans Wilderrotter (Hg.): Die Extreme berühren sich. Walther Rathenau 1867-1922. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Institute (New York). Berlin, S. 67-98.

Ders. (1996): Walther Rathenau und die Literatur seiner Zeit. Studien zu Werk und Wirkung. Würzburg.

Musil, Robert (1987): Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg

Parr, Rolf (1992): »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«. Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860-1918). München.

Sabrow, Martin (1998): Die Macht der Mythen. Walther Rathenau im öffentlichen Gedächtnis. Sechs Essays. Berlin.

Raluca Rădulescu: Monologe und Dialoge der Moderne. Gottfried Benn, Paul Celan und José F.A. Oliver

Wien: LIT Verlag 2016 – ISBN 978-3-643-90705-9 – 29,90 €

Die Frage nach der Kommunikationsfähigkeit der Lyrik wird vor allem für die Moderne akut und steht, wie oft in der Forschung zum Werk moderner Autoren hervorgehoben, mit einem tiefgreifenden Sprachzweifel und einem umfassenden weltanschaulichen und identitären Krisenbewusstsein im Zusammenhang. Kann bzw. soll sich Lyrik monologisch in einen künstlichen Elfenbeinturm zurückziehen und in zunehmend abstrakten Selbstbespiegelungen neu inszenieren oder sich dialogisch einem Gegenüber öffnen und über den Bezug zum Anderen/zur Andersartigkeit konstituieren?

In ihrem Buch *Monologe und Dialoge der Moderne. Gottfried Benn, Paul Celan und José F. A. Oliver* glaubt die Autorin Raluca Rădulescu, dass die Frage zur ›Monologizität‹ vs. ›Dialogizität‹ moderner Dichtung eine feiner differenzierte Antwort verdient. Diesbezüglich untersucht sie die Poetik des ›monologischen Monologs‹ bei Gottfried Benn, jene des ›dialogischen Monologs‹ und des ›monologischen Dialogs‹ bei Paul Celan und die Poetik des ›dialogischen Dialogs‹ bei José F.A. Oliver. Was wie ein hermeneutisches Sprachspiel klingt, wird allerdings zu einer ernsten, gut dokumentierten Untersuchung zur Lyrik der Moderne und Postmoderne an beispielhaften Dichtern.

Zum Analyseraster der Verfasserin gehören grundlegend die negativen Kategorien, mit denen Hugo Friedrich einst sehr erfolgreich die Poesie

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Moderne beschrieben hatte (vgl. Friedrich 1956), verbunden mit ergänzenden Deutungsmustern des Expressionismus, so wie sie beispielsweise Silvio Vietta in seinen synthetischen Betrachtungen und Interpretationen zur modernen Poesie und Ästhetik vorschlug (vgl. Vietta/Kemper 1975; Vietta 1976; Vietta 2001). In dem der vorliegenden Studie vorangestellten *Argument* stellt Rădulescu bereits klar, dass sie keine »Lektüre der Moderne durch die Brille der Postmoderne« (6) anstrebt, und das wird auch derart rigoros eingehalten, dass eher der umgekehrte Eindruck – z.B. im Fall der Lyrik F.A. Olivers – entsteht. Wichtig sind für Raluca Rădulescu vor allem jene Querverbindungen, die auf eine Entwicklung in einem nuancenreichen Paradigma der Moderne verweisen. Sie lassen sich laut der Verfasserin am besten anhand von drei thematischen Einheiten erläutern: Sprache – (leere) Transzendenz – Natur.

Im einführenden Teil des Buches, der sich mit einer panoramischen Darstellung der Kunst und Literatur der Moderne beschäftigt, werden auch die hauptsächlichen Analysekriterien angeführt, die den zahlreichen Textinterpretationen zugrunde liegen werden: Entpersönlichung/Enthumanisierung/das künstliche Ich; Artistik und Abstraktion; die leere Transzendenz/die leere Idealität; das Hässliche und das Groteske (vgl. 25) sowie typische poetische Verfahren und Stilmittel, darunter vielfache Reduktionen und Inkongruenzen, Brüche »psychologischer, logischer oder grammatischer Art« (56).

Gottfried Benn, der sich sprachgewaltig zwischen Sezieren und Zaubern bewegt, versucht laut Rădulescu das psychologisch zerspaltene und zersplitterte Ich im Artistischen zu rehabilitieren und verwandelt dabei seinen Künstler in einen ästhetischen Eremiten. Das Ich findet in der absoluten Einsamkeit zum absoluten Wort und zu einer neuen collagenhaft-künstlichen, hybriden Identität. »Monologisches, Montage und Absolutes werden zu der Dreifaltigkeit des modernen Gedichts« (71), wobei das monologische Subjekt die Wortmontage gebraucht, um das absolute Gedicht zu schaffen. Allerdings ist die ›Monologizität‹ laut Rădulescu nicht wirklich absolut, denn sie entwickelt eine Tendenz zur ›Mitteilung‹ gerade in der Verteidigung des Monologischen. Außerdem tritt Benn in seinem Spätwerk, so die Verfasserin, »aus seiner magmatischen Innenwelt als *homo apertus* heraus« (78) und wird durch die ironische Mischung von verschiedenen Sprachregistern, Fachbegriffen und -bereichen zu einem Wegbereiter der postmodernen Lyrik in Deutschland. Auch die intertextuelle Ausrichtung des Spätwerks, die Benn u.a. der Lyrik Celans annähert, signalisiert eine gewisse Bereitschaft zum Dialog. Typisch modern bleibt hingegen der Benn'sche Monolog vor der leeren Transzendenz in trostlosen Landschaften des Untergangs.

Und eine ebenfalls moderne Konstante verbindet laut Rădulescu die Poetik Benns mit jener Paul Celans, genauer das Primat des Ästhetischen. Zu Recht wird jedoch ein fundamentaler Unterschied hervorgehoben: Benns Lyrik fehlt die profunde Dimension des Ethischen, die Celans Dichtung wesentlich bestimmt. Dem Rückzug der Kunst aus der Geschichte in eine

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

autarke, zeitenthebende und -enthobene Poesie stellt Celan eine Lyrik entgegen, der traumatische Daten sehr wohl eingeschrieben sind und die er als grundsätzlich dialogisch versteht. Celan verweigert nicht, sondern sucht den Dialog mit dem Anderen durch eine Dichtung als »fremdes Wort«, also durch eine Rhetorik und Semantik der Umkehrung, Mehrdeutigkeit und der Systembrüche auf allen Ebenen der Sprache und Bedeutung. Doch auch den Celan'schen Dialog beschreibt Raluca Rădulescu vielmehr als ein unruhiges Kreisen um das Ich, denn »der Dialog führt (schließlich) zur Selbsterkenntnis durch das Andere« (117), zu einem subtilen Soliloquium. Celans Dialogizität erscheint der Autorin der Untersuchung somit als »Tarnbegriff« (121) oder als eine Art theoretische Wunschvorstellung, die poetisch nicht verwirklicht wird. Als ebenfalls unmöglich gestaltet sich der Dialog Celans mit der leeren Transzendenz. Wie in der Forschung bereits erkannt, sieht Rădulescu den Dichter aus Czernowitz als »Fortsetzer und Zerstörer einer Tradition der messianischen Form des Dialogs« (131), der auf vielfache Weise ad absurdum geführt wird. Auch sein Dialog in/mit der Natur wird zum »Lied in der Wüste« (153) und seine Sprachlandschaften zu *nature morte*, was erneut auf eine moderne Befindlichkeit und privatsprachlich radikalisierte Artistik hinweist.

Mit José F.A. Oliver analysiert die Verfasserin neben Paul Celan einen weiteren deutschsprachigen Dichter mit Migrationshintergrund. Der Sohn einer andalusischen Gastarbeiterfamilie, der zweisprachig in der Bundesrepublik Deutschland aufwächst und heute als freier Schriftsteller in seiner Heimatstadt Hausach dichtet, erlebt das interkulturelle Dazwischen mit einer besonderen Intensität. Oliver wird von Rădulescu sehr wohl in der Tradition moderner, sprachartistischer Dichtung und daher als der Poesie Benns und Celans nahestehend gesehen. Auch Olivers Dialoge ziehen ihre Kreise, indem sie versuchen, das Ich in und über die Sprache zu verorten. Olivers Gedichte sind, so Raluca Rădulescu, »zugleich als poetologische Aussagen wie auch als identitätsstiftende Stätten« zu lesen (180). Spuren eines intertextuellen Dialogs mit Celans Dichtung und Poetik lassen sich an mehreren Gedichten Olivers bemerken, in welchen Grundwörter des Dichters aus der Bukowina aufgegriffen werden. Doch seine Beziehung zur Transzendenz schwankt zwischen »hoffnungslosem Glaubenszweifel und gottbejahendem Optimismus« (201), zwischen einem Monolog und einem Dialog mit der Transzendenz. Die Natur steht auch bei Oliver oft im Zeichen der Apokalypse und präsentiert sich collagenhaft als eine Zusammenführung von Zeitungs- und Naturbildern, als surreale Wortlandschaft, als eine »vertextete negative Materie« (223). Abschließend bemerkt Rădulescu, dass Olivers Dichtung einerseits eine Weiterführung der Moderne darstellt, andererseits ein Ausdruck der Anpassung an postmoderne Globalisierungserscheinungen ist.

Raluca Rădulescus Analyse versucht die Komplexität der Kommunikationsfähigkeit moderner Lyrik im exemplarisch wirkenden Werk dreier Autoren – von welchen Benn und Celan schon zu den ›Klassikern‹ die-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ses epochalen und stilistischen Paradigmas zählen – anhand einer nicht kreis-, sondern subtilen spiralenförmigen Entwicklungslinie darzustellen. Dabei werden wichtige Forschungserkenntnisse rekapituliert und klare Akzente gesetzt. Allerdings erfasst die stets auch kontrastiv geführte Argumentation nur eine Spielart moderner Dichtung, die sogenannte hermetische Lyrik, der man tatsächlich vor allem Verschlossenheit vorzuwerfen pflegt. Die kritische Korrektur dieser Annahme gehört zum tragenden Gedanken dieses Buches, indem die hier vorgenommene Recherche zu belegen bestrebt ist, wie dieser grundsätzlich monologischen Poesie der Dialog zumindest teilweise doch gelingt. Rădulescu stützt ihre Untersuchung auf viele veranschaulichende, streckenweise sezierend genaue Textinterpretationen, bei welchen man – vor allem im Fall des weniger bekannten José F.A. Oliver – lediglich den gesamten Gedichttext vermisst, um der Interpretation besser folgen zu können. Davon abgesehen bietet Rădulescus Auseinandersetzung mit der Monologizität vs. Dialogizität der Poesie eine Herausforderung, die Spirale der Fragen nach Formen des Monologischen im Dialog und des Dialogischen im Monolog weiterzudrehen.

Laura Cheie

Literatur

Friedrich, Hugo (1956): Die Struktur der modernen Lyrik. Reinbek b. Hamburg.
Vietta, Silvio (Hg.; 1976): Lyrik des Expressionismus. Tübingen.
Ders. (2001): Ästhetik der Moderne. Literatur und Bild. München.
Ders./Kemper, Hans-Georg (1975): Expressionismus. München.

Paula Wojcik / Elisabeth Johanna Koehn (Hg.): Schwellenräume – Schwellenzeiten in den Werken von Irène Némirovsky, Leo Perutz und Bruno Schulz

Heidelberg: Winter 2016 – ISBN 978-3-8253-6631-5 – 36,00 €

Schwellentexte, -figuren oder -phänomene beschäftigen Literatur- und Kulturwissenschaftler seit langem. Der ›Schwellenhüter‹ spielt eine wichtige Rolle in Joseph Campbells Monomythos; erst durch den Übergang von einem semantischen Raum in einen anderen wird ein Sprachkunstwerk, Jurij M. Lotman zufolge, ›sujethaft‹ (vgl. Lotman 1973, 347-358). Die Tagungsbeiträge, die der vorliegende Band versammelt, knüpfen jedoch weder an Lotman noch an Campbell an. Sie verdanken sich einem komparatistischen Interesse an Irène Némirovsky (1903-1942), Leo Perutz (1882-1957) und Bruno Schulz (1892-1942), deren Werke im Kontext der Frühen Moderne (1890-1930) verortet werden – einer Zeit, die von den beiden Herausgeberinnen einleitend anhand von zahlreichen, zum Teil prekären Übergängen zwischen Tradition und Innovation, Regression und Transgression, Inklusion und Exklusion (jüdischer Schriftsteller) auf die Schwellenmetapher bezogen wird. Abgesteckt wird so ein weites Feld von Verhandlungen und

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verwandlungen, die einfache Gegenüberstellungen von Realität und Fiktion, Männlichkeit und Weiblichkeit oder Identität und Alterität in Frage zu stellen vermögen. In diesem Kontext »gewinnt die Schwelle an Autonomie und wird als heuristische Kategorie zum universal einsetzbaren Deutungsinstrument« (12). Dass damit auch eine Gefahr angesprochen wird, der dieser Band nicht immer entgeht, liegt auf der Hand. Im Rückblick auf die beschleunigte Dynamik der Frühen Moderne kann scheinbar alles liminal, als Krise oder Transition, gedeutet werden, zumal es kaum einen Erzählvorgang gibt, der nicht mindestens ein Wandlungsgeschehen involviert.

Es zeichnet daher die einzelnen Beiträge durchgängig aus, dass sie den universalen Geltungsanspruch der Schwellenmetapher spezifizieren, mitunter relativieren, zuweilen sogar in die Paradoxie treiben und jeweils am Text belegen, wie Schwellenräume respektive Schwellenzeiten erlebt und erzählt, inszeniert und problematisiert werden. So geht der physikalische Raum bei Schulz oft nahtlos in eine phantastische Sphäre über, um die narrative Basisdifferenz von Erzählgegenstand und Erzählvorgang zu unterlaufen. Agnieszka Hudzik (Berlin) verweist in diesem Zusammenhang auf die Redewendung, ›etwas in den Schornstein schreiben‹, die im Polnischen zwar nicht genau dieselben Konnotationen wie im Deutschen besitzt, poetologisch gewendet jedoch dahingehend verstanden werden kann, dass der vermeintlich sinnlose, vergebliche Akt des Schreibens jene Welt schafft, in der es Schornsteine mit übersinnlicher Bedeutung gibt. Der Übergang von der eigentlich sinnfreien Wirklichkeit in eine allein aus Worten kreierte Bedeutungswelt, den Kristina-Monika Kocyba (Dresden) auf Michel Foucaults Idee des Heterotopos bezieht, koppelt bei Schulz auf eine Differenz zwischen männlichem und weiblichem Begehren, zwischen dem pflanzenhaften Wuchern der Frauenfiguren und dem insektengleichen Schrumpfen einer Männergestalt wie dem ›Vater‹ zurück, der in *Die Zimtläden* (1934) sogar die Schwelle zum Verschwinden überquert. Wie Schulz in *Das Sanatorium zur Sanduhr* (1936) stellen im Übrigen auch Némirovsky in *Le Maître des âmes* (1940) und Perutz in *St. Petri-Schnee* (1933) Krankheitszustände als Schwellenräume und -zeiten dar, als Übergangserlebnisse, die sich im Sinne von van Gennep, Benjamin oder Turner interpretieren lassen, da sie auf einen Gestaltwandel der Identität oder der Realität hinauslaufen, der selbst dann, wenn er – wie bei Perutz – in der Diegese zurückgenommen wird, eine nachhaltige Destabilisierung der Wirklichkeitsordnung auslösen kann, die den Vergleichspunkt der Schilderung bildet. Hinsichtlich der Figuren kann der Akzent der Erzählung dabei auf dem Sicheinrichten im Dazwischen, aber auch auf dem Gefangensein und Blockiertwerden liegen. Jedenfalls stellt die Anpassung, die von den Kranken als Voraussetzung für ihre Wiedereingliederung in die ›Normalität‹ der Gesunden verlangt wird, wie Elisabeth Johanna Koehn (Jena/Strasbourg) darlegt, bei Perutz und Schulz wie bei Némirovsky eine höchst ambivalente Angelegenheit dar.

Tom Kindt (Freiburg im Üechtland) und Mona Körte (Berlin), die

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich mit der Art und Weise beschäftigen, in der Perutz das komplexe Verhältnis von Realhistorie, Narration und literarischer Fiktion durchspielt, stellen komplementär auf die im Text zur Schau gestellte »Macht des Erzählens« (Kindt, 78) bzw. den auf die Ebene der Handlung verlegten »Kampf um die Erzählstimme« (Körte, 84) ab. Sie deuten den Roman *Der Marques de Bolibar* (1920), der – vordergründig betrachtet – einen rätselhaften Identitätstausch oder gar eine Seelenwanderung vergegenwärtigt, autoreflexiv als Versuch, die Ohnmacht des Subjekts historiographisch zu überwinden, respektive als Verweis auf den Zusammenhang von Sprache und Katastrophe, Gerücht und Vernichtung, Fama und Untergang. Ob die Schwelle zwischen Tod und Leben, die der Protagonist dieses Romans passiert, indem er ein anderer wird, damit zureichend erfasst wird, mag dahingestellt bleiben. Offenkundig ist, dass Perutz das Hörensagen, von dem die Mythen- und Legendenbildung ihren Ausgang nimmt, nicht nur in diesem Text mit den Mitteln der Erzählkunst in die Aporie treibt und dergestalt Zweifel an der vermeintlich klaren Grenzziehung zwischen objektiver Geschichtsschreibung, Imagination und Konfabulation weckt. Folgerichtig betrachtet Aneta Jachimowics (Olsztyn) Perutz' *Turlupin* (1925) als Kontrafaktur jener zeitgenössischen Geschichtsromane, die einem völkischen Personenkult huldigen. Die Schwellengestalt der Titelfigur ist geeignet, die Illusion vom freien und autonomen Ich, vom großen, geschichtsmächtigen Mann mit Führungs- und Heilsanspruch zu dekonstruieren, die Autoren wie Mirko Jelusich oder Robert Hohlbaum aus kompensatorischen Gründen, als Reaktion auf die Niederlage ihrer Landsleute im Ersten Weltkrieg, erzeugt hatten.

Angela Kershaw (Birmingham) zeigt an *L'Enfant génial* (1927) und *Les Chiens et le loups* (1940), wie Némirovsky verschiedene Narrative jüdischer Identität verwendet: eines, das eher auf folkloristische Motive und Chronotopoi rekurriert, die eine enge Beziehung zu einem zyklischen Zeitverständnis besitzen, und eines, das eher dem Raumkonzept der Straße und dem Fortschrittsdenken der Moderne folgt, also einen Weg ins Offene, Kontingente einschlägt. Deutlich wird dies insbesondere mit Blick auf die Genderkonstellation, die auch Martina Stemberger (Wien) behandelt. Sie geht von der Marginalität zahlreicher Figuren bei Némirovsky aus, entdeckt in Haus, Straße, Schwelle und Theaterszene metaphorische Orte der Be- oder Entgrenzung von Geschlechtsidentitäten und stellt fest, das makrohistorische Geschehen der Zwischenkriegszeit werde im Werk dieser Autorin mit signifikanter Häufigkeit anhand von privaten Mikrokosmen reflektiert, was wiederum einen strukturellen Vergleich zu der Relation erlaubt, in der bei Bruno Schulz Provinz und Zentrum stehen. Ähnlich wie Stemberger fokussiert auch Marta Laura Cenedese (Moskau) auf Übergänge, die sich performativ aus den Verfahren der Mimikry und der Maskerade ergeben, die Frauen bei Némirovsky wählen, um sich dem Blickregime des »male gaze« (vgl. Mulvey 1975) zu entziehen, das sie auf eine spezifische Form der Alterität eingrenzt und festlegt.

Insgesamt bietet dieser Tagungsband eine Fülle von aufschlussreichen Beobachtungen und Belegen für die

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

These, dass die Jahreszahlen 1918 und 1933 den Anfang und das Ende einer Schwellenzeit markieren, in der Autoren wie Némirovsky, Schulz und Perutz, entsprechend ihrem unterschiedlichen künstlerischen Temperament und ihrer nur bedingt vergleichbaren sozialen Position, sowohl literarische Gestaltungsspielräume als auch gesellschaftliche Abgründe ausgelotet, diverse Grenzverschiebungen registriert und Schlüsseltexte zum Verständnis der Epoche verfasst haben, wobei Schulz in der poetischen Verschlüsselung der Krisensymptome weiter als Perutz gegangen ist, während Némirovsky – gleichsam seismographisch – auf die aktuelle Lebenswelt reagiert hat. Gerade als Anstoß zu weiterführenden Geländeerkundungen anhand der Texte von Perutz und Némirovsky, die – anders als *Die Zimtläden* von Schulz – noch nicht zum kanonischen Inventar der Literaturgeschichte gehören, lohnt mithin die Lektüre dieser Publikation, zumal die einzelnen Interpretationen durchweg auf Konzepte und Modelle Bezug nehmen, die in der Interkulturalitätsforschung intensiv diskutiert werden.

Matthias Bauer

Literatur

Lotman, Jurij M. (1975): Die Struktur des literarischen Textes. Hg. mit einem Nachwort u. einem Register v. Rainer Grübel. Aus dem Russ. v. Rainer Grübel, Walter Kroll u. Hans-Eberhard Seidel. Frankfurt a.M.

Mulvey, Laura (1975): Visual Pleasure and Narrative Cinema. In: Screen 16, H. 3, S. 6-18 [dt. in: Albersmeier, Franz-Josef (Hg.; 1979): Texte zur Theorie des Films. Stuttgart, S. 389-408].

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

GiG im Gespräch 2017/1

Gesine Lenore Schiewer

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,
liebe Mitglieder der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik,
sehr geehrte Leserinnen und Leser der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik,

in *GiG im Gespräch* wird es in dieser Ausgabe zunächst um die kommende GiG-Tagung gehen und im zweiten Teil möchte ich auf einen neuen Forschungsschwerpunkt der GiG im Bereich der historischen Translationswissenschaft aufmerksam machen.

Die Organisation der nächsten GiG-Tagung, die vom 9. bis 15. September 2017 unter dem Titel »Europa im Übergang. Interkulturelle Transferprozesse – internationale Deutungshorizonte« an der Europa-Universität in der norddeutschen Stadt Flensburg stattfinden wird, ist auf bestem Weg: Sie wird die Interkulturelle Germanistik mit mehr als 170 Vortragenden repräsentieren, so dass ein Programm realisiert werden kann, welches die Diskussion von interkulturellen europäischen Prozessen des Transfers in einem weiten Spektrum internationaler Sichtweisen und auch in transkontinentaler Perspektive erlaubt.

Den gegenwärtig zunehmend zu Polarisierungen tendierenden Entwicklungen auf europäischer Ebene kann damit in ihrer aktuellen Komplexität ebenso wie in ihren historischen Dimensionen Rechnung getragen werden. Unter den verschiedenen Schwerpunktsetzungen werden zwei im Bereich der Einbeziehung skandinavischer und ost- bzw. südosteuropäischer Perspektiven mit ihren jeweiligen Blickwinkeln auf europäische Fragen und Entwicklungen liegen. Ohne Frage wird es insgesamt wesentlich auch um ambivalente Tendenzen gehen, wie sie der Osteuropahistoriker Karl Schlögel schon vor Jahren pointiert beschrieb: »Das übernationale Europa wächst am ehesten da, wo es um die Abwehr der Fremden geht.« (Schlögel 2002: 66)

Die in Flensburg zu diskutierenden Transformationsprozesse werden dabei auf interkulturelle Aspekte von Sprache, Literatur und Kultur einschließlich ihrer sozial-politischen Dimensionen zu beziehen sein, seien es harmonisch verlaufende oder – und dies ist wohl in der Regel anzutreffen – konfliktträchtige Entwicklungen. Dies umfasst zum Beispiel Aspekte poetischer Darstellungen, der individuellen und kollektiven Mehrsprachigkeit, des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache sowie der interkulturellen Sprach- und Literaturdidaktik und schließt sprachsoziologische Gesichtspunkte mit ein.

Das Tagungsprogramm sowie die Informationen zum Rahmen- und Ausflugspaket können auf der Tagungswebsite http://www.litwiss-fl.de eingesehen

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

werden, die Referierenden und Mitglieder der GiG wurden zusätzlich per E-Mail darauf aufmerksam gemacht. Die Tagungsgebühr beträgt 40 Euro für Mitglieder und 50 Euro für Nichtmitglieder. Rechtzeitig werden wir auch zur diesjährigen Mitgliederversammlung in Flensburg einladen.

Was weiterhin die Veröffentlichung der Beiträge der letztjährigen Tagung betrifft, so liegen deren schriftliche Fassungen mittlerweile vor und die verschiedenen Publikationsorgane werden nach derzeitigem Stand der Dinge den jeweiligen Zeitplänen entsprechend pünktlich erscheinen können.

Wie eingangs erwähnt, hat sich inzwischen auch wieder bei den Forschungsschwerpunkten der GiG etwas getan. Es ist gelungen, einen der Bereiche, der für viele GiG-Mitglieder von erheblicher Relevanz ist und auch bei Studierenden oft auf großes Interesse stößt, bislang jedoch in der GiG weniger präsent war, in einem neuen Schwerpunkt zu fokussieren. Auf Initiative von Andreas F. Kelletat (Universität Mainz) wird nun die historische Translationswissenschaft in der GiG gestärkt und zudem soll es eine Kooperation der GiG mit dem *Germersheimer Übersetzerlexikon* geben. Insgesamt kann auf diese Weise die Forschung an den Schnittstellen von Interkultureller Germanistik und Translationswissenschaft intensiviert werden.

In dieses Feld von Interkultureller Germanistik und Translationswissenschaft fallen Fragen wie die danach, welche Texte wurden und werden *ins* Deutsche übersetzt, welche Texte wurden bzw. werden *aus* dem Deutschen übersetzt und wie wurden sie in der Vergangenheit und werden sie in der Gegenwart rezipiert? Wie ist die Rolle zu beschreiben, die Philologen als Übersetzer einnehmen, wenn sie Übertragungen aus der Fremdsprache Deutsch in ihre jeweilige Erst- bzw. Muttersprache vornehmen? Wie sind die Leistungen von Übersetzerinnen und Übersetzern im Exil zu erfassen? Und wie ist die Aufmerksamkeit überhaupt auf besondere Übersetzungsleistungen – auf das »übersetzerische Handeln« – zu erhöhen? Um hier ein Beispiel zu nennen, kann etwa auf das bislang in der Forschung kaum beachtete übersetzerische Œuvre Rosa Luxemburgs verwiesen werden (vgl. Kelletat 2016).

Wie ist weiterhin eine Literaturgeschichte des Übersetzens ins Deutsche zu schreiben bzw. welche Kriterien müssen hierfür entwickelt werden, wenn eine Geschichte des Übersetzens literarischer Texte z.B. aus dem Koreanischen oder aus afrikanischen Sprachen ins Deutsche geschrieben werden soll? Welche curricularen Fragen ergeben sich aus einem kulturgeschichtlichen Zugang historischer Translationsforschung für Studiengänge der internationalen Germanistiken? Wie können die internationalen Kolleginnen, Kollegen und auch Studierenden, die ausnahmslos mehrsprachig sind, in das Programm der Arbeit an einer Übersetzungsgeschichte eingebunden werden?

Um die Interdisziplinarität von interkultureller Germanistik und Translationswissenschaft stärken zu können, soll u.a. dem dringenden Desiderat Rechnung getragen werden, die »Unsichtbarkeit« von Translatoren und ihre wissenschaftlichen ebenso wie gesellschaftlichen, politischen sowie ökonomischen Folgen überhaupt erst ins Bewusstsein zu rücken. Die Geschichtsschreibung im Bereich des Übersetzens kann zur Veränderung des wissenschaftlichen und öf-

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fentlichen Bewusstseins von textuellen Praktiken beitragen, die Gesellschaften und Kulturen, öffentliche Diskurse und wissenschaftliche Forschung nachhaltig geprägt haben und weiterhin prägen, ohne dass sie bisher eine angemessene wissenschaftliche Beachtung finden würden. Die entsprechenden Untersuchungen werden eine dringend erforderliche Wissenssoziologie der Translation und der Translationswissenschaft überhaupt erst ermöglichen und der Interkulturellen Germanistik neue Aufgabenfelder eröffnen – bis hin zu Untersuchungen zur Tätigkeit von Auslandskorrespondenten und ihrem »übersetzerischen Handeln«.

Die translationswissenschaftliche Forschung hat zwar in den letzten Jahrzehnten große Anstrengungen im Bereich der theoretischen Grundlagen unternommen und hier u.a. in der Kritik traditioneller Äquivalenzauffassungen, der Semiotik von Translaten, der Auseinandersetzung mit kulturwissenschaftlichen Übersetzungsbegriffen, der Erforschung von Fragen der Macht, des Konflikts und der Emotionen im Zusammenhang von Translationen – um nur einige Beispiele zu nennen – geleistet. Eine der entscheidenden Voraussetzungen für nachhaltige Forschungsleistungen wurde dabei bislang aber vernachlässigt: Die Schaffung eines wissenschaftlich erarbeiteten Forschungskorpus des Übersetzens aus diachroner und synchroner Perspektive und damit die Erarbeitung der Voraussetzung für die Reflexion der Komplexität der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des Übersetzens. Mit dem neuen Forschungsschwerpunkt im Rahmen der GiG soll in Kooperation mit dem *Germersheimer Übersetzungslexikon* ein Beitrag dazu geleistet werden, diese Lücke zu schließen. Gerne können Sie sich in diesem Zusammenhang auch direkt an den Kollegen Andreas F. Kelletat wenden: kelletat@uni-mainz.de

Schließlich möchte ich Sie noch auf den neuen BA-Studiengang Interkulturelle Germanistik an der Universität Bayreuth aufmerksam machen, der im WS 2017/18 beginnt. Im Zentrum des Studiengangs stehen Themen, die Gesellschaften im Spannungsfeld von Sprache und Kultur betreffen, und Fragen wie diese: Was können wir aus interkulturellen Prozessen lernen, die gegenwärtig in Wissenschaft, Kunst und Literatur, in Religion und Gesellschaft oder in Ökonomie, Technik und Recht stattfinden? Wie können sie der Wissenschaft zugänglich gemacht und als kulturwissenschaftliches Phänomen analysiert werden? Welche Rolle spielt dabei die deutsche Literatur, Kultur und Sprache mit ihrer Vermittlung als Fremd- und Zweitsprache? Welche Bedeutung haben historische interkulturelle Entwicklungen? Wie können die gegenseitige Bereicherung im Zuge interkultureller Entwicklungen ebenso wie Spannungen und Konflikte beleuchtet werden? Der Studiengang bietet Wahlmöglichkeiten aus 18 Kombinationsfächern und die Immatrikulation ist jeweils im Sommer- und im Wintersemester möglich. Falls die Studienqualifikation nicht in deutscher Sprache erworben wurde, sind Deutschkenntnisse auf Niveaustufe B2 gemäß dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen nachzuweisen. Eventuell noch fehlende Kenntnisse der deutschen Sprache können bis zum Ende des ersten Studienjahres nachgeholt werden.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zum Schluss wünsche ich Ihnen für die Sommermonate alles Gute und freue mich auf das Wiedersehen mit vielen von Ihnen im September in Flensburg.

Sehr herzlich grüßt Sie
Ihre
Gesine Lenore Schiewer

Literatur

Kelletat, Andreas F. (2016): Lesen, Denken und Schreiben – Rosa Luxemburg als Übersetzerin. In: Julia Richter/Cornelia Zwischenberger/Stefanie Kremmel/Karlheinz Spitzl (Hg.): (Neu-)Kompositionen. Aspekte transkultureller Translationswissenschaft. Liber amicorum für Larisa Schippel. Berlin, S. 151-179.

Schlögel, Karl (2002): Die Mitte liegt ostwärts: Europa im Übergang. München.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Autorinnen und Autoren

Bauer, Matthias, Prof. Dr., Europa-Universität Flensburg, Institut für Sprache, Literatur und Medien, Auf dem Campus 1, 24943 Flensburg, Deutschland; E-Mail: matthias.bauer@uni-flensburg.de.

Cheie, Laura, Dr., Universitatea de Vest din Timișoara, Facultatea de Litere, Istorie şi Teologie, Departamentul de limbi și literaturi moderne, Colectivul de limba și iteratura germană, Bd. Vasile Pârvan 4, 300223 Timişoara, Rumänien; E-Mail: laura.cheie@gmail.com.

Dora, Daniela, 70 Brampton Road, UB10 0DR Hillingdon/Uxbridge, Vereinigtes Königreich; E-Mail: daniela.peter82@googlemail.com.

Häußinger, Barbara, Dr., Dipartimento di Studi Letterari, Linguistici e Comparati, Università degli Studi di Napoli »L'Orientale«, Palazzo S. Maria Porta Coeli, Via Duomo, 219, 80138 Napoli, Italien; E-Mail: bhaeussinger@unior.it.

Heimböckel, Dieter, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: dieter.heimboeckel@uni.lu.

Herweg, Mathias, Prof. Dr., Institut für Germanistik, Karlsruher Institut für Technologie, Kaiserstraße 12, Geb. 20.30, 76131 Karlsruhe, Deutschland; E-Mail: mathias.herweg@kit.edu.

Mandelartz, Michael, Prof. Dr., Meiji University, School of Arts and Letters, Chiyoda-ku, Kanda Surugadai 1-1, 101-8301 Tokyo, Japan; E-Mail: mandelartz@email.de.

Mein, Georg, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: georg.mein@uni.lu.

Ndong, Louis, Dr., Université Cheikh Anta Diop de Dakar, BP: 5006 Dakar-Fann, Senegal; E-Mail: odonza@yahoo.fr.

Pfitzinger, Elke, Dr.; E-Mail: eepfit@gmx.de.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schiewer, Gesine Lenore, Prof. Dr., Universität Bayreuth, Interkulturelle Germanistik, 95440 Bayreuth, Deutschland; E-Mail: gesine.schiewer@uni-bayreuth.de.

Sieburg, Heinz, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: heinz.sieburg@uni.lu.

Simo, David, Prof. Dr., Université de Yaoundé I, Département des Langues, Littératures et Civilisations etrangères, Section d'Etudes germaniques, B.P. 755, Yaoundé, Kamerun; E-Mail: simobiegain20@yahoo.fr.

Smailagić, Vedad, Prof. Dr., Universität Sarajevo, Philosophische Fakultät, Franje Račkog 1, 71000 Sarajevo, Bosnien-Herzegowina; E-Mail: vedad.smailagic@bih.net.ba.

Ullrich, Heiko, Dr., Eggerten 42, 76646 Bruchsal, Deutschland; E-Mail: heiko.f.ullrich@web.de.

Weissmann, Dirk, Dr. habil., Université Paris-Est Créteil Val de Marne, Institut des mondes anglophone, germanique et roman (IMAGER), 61, avenue du Général de Gaulle, 94010 Créteil, Frankreich; E-Mail: dirk_weissmann@me.com.

Wiegmann, Eva, Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache und Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: eva.wiegmann@uni.lu.

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hinweise für Autorinnen und Autoren

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* (ZiG) ist ein *Peer-reviewed-Journal*. Das heißt, dass alle Beiträge in anonymisierter Form von mindestens zwei Gutachtern gelesen und beurteilt werden.

Hinweise zur Einrichtung der Beiträge sind online unter *www.zig-online.de* zu finden.

Die Manuskripte sind in deutscher oder englischer Sprache als MS-Word-Dokument oder im RTF-Format mit einem englischsprachigen Abstract an folgende Adresse einzureichen:

contact@zig-online.de

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literaturwissenschaft

Uta Fenske, Gregor Schuhen (Hg.)
Geschichte(n) von Macht und Ohnmacht
Narrative von Männlichkeit und Gewalt

September 2016, 318 S., kart., 34,99 € (DE),
ISBN 978-3-8376-3266-8
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3266-2

Stefan Hajduk
Poetologie der Stimmung
Ein ästhetisches Phänomen
der frühen Goethezeit

Juli 2016, 516 S., kart., 44,99 € (DE),
ISBN 978-3-8376-3433-4
E-Book: 44,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3433-8

Carsten Gansel, Werner Nell (Hg.)
Vom kritischen Denker zur Medienprominenz?
Zur Rolle von Intellektuellen in Literatur
und Gesellschaft vor und nach 1989

2015, 406 S., kart., 39,99 € (DE),
ISBN 978-3-8376-3078-7
E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3078-1

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literaturwissenschaft

Tanja Pröbstl
Zerstörte Sprache – gebrochenes Schweigen
Über die (Un-)Möglichkeit,
von Folter zu erzählen

2015, 300 S., kart., 29,99 € (DE),
ISBN 978-3-8376-3179-1
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3179-5

Heinz Sieburg (Hg.)
›Geschlecht‹ in Literatur und Geschichte
Bilder – Identitäten – Konstruktionen

2014, 262 S., kart., 32,99 € (DE),
ISBN 978-3-8376-2502-8
E-Book: 32,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-2502-2

Dieter Heimböckel, Georg Mein,
Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
7. Jahrgang, 2016, Heft 1

Juli 2016, 216 S., kart., 12,80 € (DE),
ISBN 978-3-8376-3415-0
E-Book: 12,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-3415-4

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/zig.2017.8.issue-1 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -